This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

872
D486
4

UC-NRLF
$B 77 190

Unlösbare Fesseln.

Gotthard Deutsch.

JACOB VOORSANGER MEMORIAL

872
D486
u

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung aus dem jüdischen Leben
der Gegenwart

von

Gotthard Deutsch.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Frankfurt, a. M.
J. KAUFFMANN,
1903.

Vonnange

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von **Gotthard Deutsch.**

—0—

1. Kapitel.

Der Besuch aus der Fremde.

Die feierliche Stille eines sonnigen Frühsommertages lag über dem öden Platze des kleinen Städtchens. Der Platz schien ausgestorben. Im Schatten eines Hauses saß eine alte Frau vor der Thüre, emsig mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt und neben ihr krabbelte ein Enkelchen auf dem Boden herum, mit heiligem Ernste bemüht, kleine Steinchen aus dem hartgestampften Boden loszumachen, und laut aufjubelnd, wenn das Kunststück einmal gelungen war. In einiger Entfernung von der Frau bemerkte man einen Kaufladen, über dessen schmaler Thüre ein Kranz von Citronen mit einem Zuckerhut in der Mitte, aus Holz verfertigt, die „gemischte Waarenhandlung" anzeigte. Die Citronen, ein Meisterstück des lokalen Michel Angelo, sahen wohl Billardbällen ähnlicher als den sonnengeküßten Früchten des Südens und waren von einer Farbe, welche Mutter Natur in ihrer Phantasielosigkeit nicht hervorzubringen vermag, dafür aber war der Zuckerhut von entzückender Realistik, obwohl die jahrelange Thätigkeit der Sonne und des Regens sein blendendes Weiß erheblich herabgetönt hatten. Zu thun gab es offenbar nicht viel um diese Tageszeit, denn, was man an belebten Wesen unterhalb des Citronenkranzes sehen konnte, beschränkte sich auf einen behäbigen Herrn in der Mitte der Fünfziger, der mit dem rechten Ellbogen an den Thürpfosten gestützt, eine kurze Pfeife im Munde, in die stille Umgebung hinausschaute.

Dem Laden gegenüber durch den breiten Platz getrennt, stand ein ziemlich großes Gebäude, das von allen Seiten frei lag, aber bis auf die dem Laden zugekehrte Seite von engen Gäßchen begränzt wurde. Ein alterthümliches, steil ansteigendes Ziegeldach, mit einer massiven Wetterfahne geziert, lag über dem Hause, als wollte es dasselbe erdrücken. Die gewölbten Fenster mit ihren in Blei gefaßten Scheiben, waren nur etwa drei Fuß über dem Boden erhoben und ließen darauf schließen, daß der Fußboden des Gebäudes tiefer liege als die Straße. An den Fenstern konnte man die Dicke der Mauern erkennen, die zeigten, daß der Baumeister nicht die Absicht gehabt hatte, mit dem Material zu sparen. Von Stil konnte man bei dem Gebäude nicht gut sprechen. Der Baumeister, wenn nicht deren am Ende mehrere gewesen waren, von denen jeder auf eigene Faust seine Pläne ausführte, war offenbar von souveräner Verachtung gegen alles Schulgerechte erfüllt gewesen. Er hatte an der schmalen Westseite ein spitz zulaufendes Portal angebracht, dessen Spitze bis nahe an das Dach reichte, während an der längeren Nordseite, die dem Platze zugekehrt war, die Fenster in zwei Stockwerken runde Bogen zeigten. Sonst waren die Mauern ganz kahl und ihre vor

442334

nicht langer Zeit erneuerte Tünche schien von demselben Verbesserer der Natur herzurühren, der die Citronen so schön gelb bemalt hatte.

Das enge Gäßchen, welches das Gebäude im Westen begrenzte, erweiterte sich an seinem unteren Ende nach dem Platze hin, in welchen daselbst eine breitere Straße ausmündete. An der Ecke dieses Platzes und der Straße befand sich wieder ein größeres zweistöckiges Gebäude, über dessen Eingang eine Oellampe mit einem mächtigen Reflektor sich befand. Einige Futtertröge mit gekreuzten Füßen, die in bunter Unordnung an die Wand gelehnt standen und ein im schönsten Himmelblau prangendes Thier, an der Ecke, wo Platz und Straße zusammenstießen, angebracht, ließen die Bestimmung des Gebäudes errathen, wenn auch Naturforscher von Fach einigermaßen schwankend gewesen wären, in welcher Ordnung von Vierfüßlern sie das himmelblaue Ungethüm unterbringen sollten. Vielleicht hatte der Künstler so etwas geahnt, als er mit dem Rest der Farbe, der ihm bei seiner dekorativen Arbeit übrig geblieben war, an die auf den Platz gehende Wand die Worte: „Zum blauen Löwen" hingeschrieben hatte. So konnte denn kein Zweifel bestehen: Hier war das Grand Hotel des Städtchens.

Mit einem Male kam Leben in die feiertägliche Stille. Ein offenes Wägelchen mit zwei der Längsseite nach angebrachten, lederngepolsterte, schmalen Bänken hielt vor dem Gasthause. Es war die Post des Städtchens. Der einzige Fahrgast, den sie mitbrachte, kletterte mit einiger Mühe über den Kutschersitz und brachte es mit Unterstützung des Kutschers nicht ohne Anstrengung fertig, mit einem Fuße auf der Nabe des Rades und mit dem anderen auf dem schmalen Trittbrette stehend, den Sprung auf das holprige Pflaster zu thun. Der durch seine Dienstmütze als Beamter des Weltverkehrs gekennzeichnete Kutscher, wies mit seinem Peitschenstiele quer über den Platz und lüftete höflich die Mütze, als ihm der Fahrgast eine kleine Silbermünze in die Hand steckte. Der Letztere machte sich nach der angedeuteten Richtung auf, ohne sich um den Hausknecht zu kümmern, der eben in seinem Galaanzuge, bestehend aus einer weißen Schürze über den Beinkleidern und dem Hemde mit aufgeschürzten Aermeln, erschienen war.

Der behäbige Herr, der bisher unter dem Zuckerhut inmitten des Citronenstranges mit unerschütterlicher Ruhe der Kunden, die nicht kommen wollten, geharrt hatte, trat mit zwei raschen Schritten, so rasch, daß man sie ihm nicht zugetraut hätte, vor seinen Laden. Im ersten Stockwerke des Hauses öffnete sich ein Fensterflügel und ein Frauenkopf erschien, hinter welchem sich noch ein anderer bemühte das Ereigniß in seiner geschichtlichen Bedeutung zu ergründen. Aus dem Gasthause traten zwei ältere Herren hervor, die an den mit dem Ausspannen der Pferde beschäftigten Postillon hastige Fragen richteten. Ueberall öffneten sich Thüren und Fenster, von denen aus neugierige Blicke der Richtung folgten, welche der Fremde eingeschlagen hatte.

Der Letztere kümmerte sich offenbar um das Aufsehen nicht, das er hervorgerufen hatte, sondern schritt stramm auf sein Ziel los. Seine Gestalt hatte nichts Auffälliges. Ein Mann von etwas unter Mittelgröße in der Mitte der Dreißiger in einen hellgrauen Anzug gekleidet, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, einem Regenschirm in der Hand und einem Ueberzieher

auf dem Arme, hätte er in einer Stadt von hunderttausend Einwohnern keinen Augenblick das geringste Aufsehen erregt. Allerdings war sein Kopf eine Erscheinung, wie sie der Durchschnittsmensch nicht ohne beträchtliches Schütteln des eigenen Kopfes passieren lassen kann. Ein kurzgeschorener dunkler Bart, in dem sich einige frühe Silberfäden zeigten und langes, tief in den Nacken herabfallendes Haar, gaben ihm ein etwas auffälliges Aussehen. Wer sich eine solche Haartracht gestattet, will jedenalls anders sein wie seine Mitmenschen. Entweder macht er Gedichte oder er will ein neues Gesellschaftssystem ersinnen. Auf alle Fälle darf man annehmen, daß er die Lebensaufgabe des Menschen nicht darin sieht, Petroleum zu verkaufen und Bromkali zu verschreiben, so wichtig diese Thätigkeiten im Interesse der menschlichen Kultur sein mögen. Ganz sicher aber ist darauf zu rechnen, daß er diese Welt nicht für die beste der Welten zu halten geneigt sei.

Während derartige Reflexionen sich als Resultate des Nachdenkens in den Köpfen der Bürger und Bürgerinnen unseres Städtchens mit immer größerer Klarheit krystallisirten, verlangsamte der Fremde seinen Schritt, blieb ein Weilchen unschlüssig stehen und wandte sich endlich nach dem Hause, vor dessen Thüre die alte Frau mit dem Kinde saß, die ihren Strickstrumpf in den Schoß gelegt, ihre Brille abgenommen hatte und mit ungetheilter Aufmerksamkeit ihm nachschaute, so daß sie nicht einmal bemerkte, wie das ihrer Obhut anvertraute Enkelchen sich vergeblich bemühte einen Kiesel von der Größe eines Hühnereies in den Mund zu stecken.

Der Fremde trat heran und, höflich seinen Hut lüftend, sage er:

„Bitte, Madame, können Sie mir vielleicht sagen, wo hier der Herr Rabbiner wohnt?"

„Der Herr Rabbiner!" war die Antwort. „Wissen Sie das Haus, was Menasche Löbl gebaut hat? Er hat sich nicht vorgestellt, daß er es für fremde Leute bauen wird. Ein prachtvolles Haus! Ein Baron braucht es nicht schöner zu haben. Dann wie er gestorben ist, — wie das schon heute geht — die Kinder sind weggezogen. Die Tochter war in Ebersbach verheirathet, der eine Sohn wohnt in Prag und der Andere, Gott soll einen behüten, ist gar nach Amerika gegangen. Er hat's nicht nöthig gehabt. Aber wie schon solche Leute sind! Wenn man so erzogen ist und ist gewöhnt, Alles groß zu führen. — Und die Frau ist auch aus einem sehr feinen Hause gewesen, sie hat viel Geld mitbekommen und schöne Sachen. Er hat natürlich immer gemeint Julius Löbl, wie heißt! Er muß doch immer den Kavalier spielen und es ist nicht mehr so gegangen wie früher, hat er Alles verkauft und ist weg nach Amerika. Meyer Sternfeld ist damals Vorsteher gewesen und sie waren von einer Freundschaft; so hat er durchgesetzt, die Gemeinde soll das Haus kaufen. Mein seliger Mann hat damals noch gelebt und hat geschrien, man braucht kein Haus und man soll das Geld aufheben für schlechtere Zeiten. Die Löbl'sche Freundschaft ist aber sehr groß gewesen und so haben sie es durchgesetzt, und jetzt ist das Haus nicht werth das halbe Geld, was es gekostet hat."

Der Fremde hatte ohne ein Zeichen von Ungeduld dieses Stück Lokalgeschichte angehört. Es schien ihn sogar höchlichst zu interessiren, wie man

aus einem leisen Zucken seiner Mundwinkel schließen konnte. Wenigstens machte er nicht den geringsten Versuch den Redestrom der alten Frau zu unterbrechen und vielleicht hätte er noch viel mehr von den Geschicken der Nachkommenschaft des seligen Menasche Löbl und den inneren Kämpfen der Synagogengemeinde erfahren, hätte nicht eine Stimme von oben dem Redestrom der alten Dame Einhalt geboten. Diese Stimme von oben gehörte einer Frau von etwa vierzig Jahren an, die offenbar sich nicht zeigen mochte, weil ihre Toilette noch nicht beendet war. Einen Lappen in der Hand, ihr Haar in einer höchst originellen Unordnung, mit einem sehr abgenutzten Frisiermantel bekleidet, hielt sie sich hinter einem Berge von Federkissen, die in dem offenen Fenster aufgeschichtet lagen, verborgen.

„Mutter!" rief es in einem vorwurfsvollen, fast erbitterten Tone von oben herab. „Wozu erzählst du dem Herrn diese alten Geschichten? Was interessieren solche Dinge einen Fremden? Ich schicke Ernst mit, er wird dem Herrn den Weg zeigen."

Der Fremde hatte, als er die Stimme hörte, nach oben gesehen und seinen Hut gelüftet, aber in dem Augenblicke, als er den Kopf erhob, zog sich die Gestalt mit einem unterdrückten Aufschrei in das Innere des Zimmers zurück. Die alte Frau aber nahm mit resoluter Handbewegung den Strickstrumpf wieder in die Hände, zog ihre Stirne in tiefe Falten und sagte mit unverhehltem Aerger:

„Hab' ich Ihnen vielleicht belästigt? Aber so ist die heutige Welt. Nichts ist ihnen recht, was ein alter Mensch thut. Alles wollen sie besser verstehen und fortwährend haben sie einen zu schulmeistern. Mir wäre das mein Lebetag nicht eingefallen, an meiner Mutter etwas auszusetzen, und sie war doch, wie so alte Leute schon sind, launenhaft und hat ihre Mucken gehabt. Aber heutzutage meint die junge Welt, unsereiner weiß gar nicht mehr, was sich schickt. Sagen Sie selber und ganz aufrichtig, — ich werde mich nicht beleidigen — ob ich Ihnen belästigt habe."

„Gott bewahre!" fiel der Fremde ein, „im Gegentheil, ich habe mich sehr für Ihre Erzählung interessiert."

„Sehen Sie," begann die alte Frau wieder mit freudestrahlendem Gesichte. „Ich habe mir das gleich gedacht. Sie sind ein feiner Mann. Das sieht man gleich auf den ersten Blick. Da ist mein Enkelchen," fuhr sie fort, auf einen zehnjährigen Knaben deutend, der verlegen, mit zur Seite geneigtem Kopfe zwischen der Thüre stand, seinen Mützenschirm in der Hand haltend, während er an dem anderen Ende eifrig kaute, „der wird Ihnen den Weg zum Herrn Rabbiner zeigen. Er ist ein gutes Kind, der Ernst, und lernt sehr brav in der Schule. Meine Tochter hat fünfe, sie sollen alle leben und gesund sein. Schöne und gescheite Kinder! Er ist der älteste und wenn Gott Leben schenkt, wird er müssen zum Herbst auf den Gumnasium gehen. Der Herr Rabbiner hält auch viel auf ihm. Ein feiner Mann unser Rabbiner! Ein edler Mensch! Wie mein Mann, selig, krank war, ist er jeden Tag zu uns gekommen und ist oft ganze Abende dagesessen. Mein Mann, selig, hat es auch verdient. Er hat sich geopfert für der Gemeinde. Er hat bis in seine letzten Jahren Schofar geblasen und vorgebetet. Es

giebt wenig solche Leute heutiges Tags. Alle Rabbiner, was wir gehabt haben, waren ihm gute Freunde. Und der jetzige ganz besonders. Noch jetzt geht er nicht vorüber, ohne daß er mit mir ein paar Worte sprechen würde. Kennen Sie den Herrn Rabbiner?" fuhr sie nach einer kurzen Pause fort.

„O ja!" erwiderte der Fremde, „wir sind Freunde aus unserer Studienzeit her."

„Ich habe mir das gleich gedenkt," rief die alte Frau mit freudestrahlendem Gesichte. „Sie sind wohl auch ein Herr Rabbiner?"

„Nicht so ganz," war die Antwort.

Die alte Frau sah ihn sprachlos mit offenbarem Erstaunen an, und diesen Moment benutzte der Fremde um den kleinen Knaben, der noch immer an seiner Mütze kaute, bei der Hand zu nehmen und sich mit höflichem Danke für die freundliche Auskunft zu empfehlen.

---

2. Kapitel.

Das Wiedersehen.

Noch immer von allen Seiten beobachtet, schritt der Fremde neben dem Knaben, der sich einige Schritte von ihm in scheuer Entfernung hielt, über den Platz an der Westseite des Gebäudes vorüber. Unter dem Giebel war eine hebräische Inschrift, welche die Blicke des Fremden fesselte.

„Das ist also euere Synagoge!" sagte er, an den Knaben gewendet.

„Ja, das ist der Tempel," hauchte der Knabe kaum vernehmbar. Die Südseite des Gebäudes war durch eine enge Gasse von einer Reihe schmaler zweistöckiger Häuser eingerahmt, die dicht nebeneinander standen und aussahen, als wären sie von Zeit zu Zeit näher aneinandergerückt, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Zwischen ihnen durch führte ein schmales Gäßchen, so schmal, daß zwei Personen nicht nebeneinander gehen konnten. Es war von kahlen Ziegelwänden begrenzt und durchaus nicht sauber gehalten.

Kopfschüttelnd folgte der Fremde dem ihm vorangehenden Knaben.

„Ist das der einzige Weg zum Hause des Herrn Rabbiners?" fragte er.

„O, nein," war die etwas muthiger abgegebene Antwort, „aber der andere ist ein Umweg."

Am Ende des Gäßchens angelangt, traten sie in eine breitere Straße, deren gegenüberliegende Seite von breiteren und besser gepflegten Häusern umsäumt war. Dem Ausgange des Gäßchens gegenüber stand ein einstöckiges Gebäude mit vier Fenstern Front und in überladener Weise mit Terrakotta-Ornamenten geschmückt. Drei breite Marmorstufen führten zu der reich geschnitzten Eichenthüre, neben der sich ein mächtiger Klingelgriff aus Bronze in Form eines Löwenkopfes befand. Dorthin deutete der Knabe mit seiner Linken, während die Rechte unbehilflich die Mütze lüftete:

„Dort wohnt der Herr Rabbiner."

„Danke recht schön, mein Junge," sagte der Fremde, indem er in seiner Börse suchte. „Komm einmal her!"

Der Kleine wurde purpurroth und suchte sich dem Fremden zu entwinden, der ihn mit festem Griffe am Arme gepackt hielt. „Ich danke, ich danke," stammelte er. „Ich brauche nichts, ich darf nichts nehmen. Es ist ja auch nicht der Mühe werth. Es waren ja nur einige Schritte."

„Na, sieh' mal, was Ihr für uneigennützige Leute hier hinter den Bergen seid," rief der Fremde in heiterem Tone. „Willst Du am Ende auch einmal Rabbiner werden?"

„Ich weiß nicht," sagte der Knabe mit zu Boden gesenkten Blicken, „die Großmutter möchte es gerne."

„So, so," meinte der Fremde. „Nun, wenn Deine Großmutter mit ihren Wünschen durchdringt, wirst Du bald genug lernen weniger spröde in dieser Richtung zu sein. Doch, was ich Dir gebe ist kein Geldgeschenk, sondern ein Andenken. Es ist eine amerikanische Münze, die sind ja wohl ziemlich selten in Euerer großen Seestadt. Nur zu," fuhr er fort, indem er dem Knaben, der sich noch immer sträubte, eine Nickelmünze in die Hand drückte. „Ich danke Dir auch recht schön, denn ohne Deine Hilfe hätte ich mich nicht so leicht in diesem Labyrinth zurecht gefunden."

Die Beiden waren während ihres Gesprächs bemerkt worden und als der Fremde nach der Klingel griff, wurde die Thüre schon geöffnet. Die Vorhalle, in der er sich befand, war so dunkel, daß der aus dem blendenden Lichte des Sommertages in das Haus Eintretende gar nichts sehen konnte. Der Besucher trat deshalb wieder einen Schritt zurück, um vor der Thüre aus seinem Brieftäschchen eine Visitenkarte zu nehmen, die er dem ihm öffnenden Dienstmädchen mit den Worten übergab: „Ich möchte den Herrn Rabbiner sprechen. Hier ist meine Karte."

Die junge Dame war aber an solche Förmlichkeiten nicht gewöhnt, denn sie wies zur Linken und sagte: „Bitte, gehen Sie nur hinauf, der Herr Rabbiner ist in seinem Studierzimmer.

Der Besucher tappte sich vorsichtig der Wand entlang, bis das Mädchen ihm zu Hilfe kam, indem sie eine dem Eingang entgegengesetzte Thüre öffnete, die nach einem kleinen Hofraum führte, von wo aus reichliches, aber durch seine Plötzlichkeit blendendes Licht sich in die Halle ergoß. Bei diesem Lichte sah man eine offene Gitterthür an der linken Seite, welche zu einer massiven, in unbehilflichen, spitzen Winkeln angelegten Treppe führte. Oben angekommen, befand sich der Fremde in einer unregelmäßigen Vorhalle mit blank gescheuerten Dielen und sah der Treppe gegenübere eine weiß angestrichene Thüre, an der eine Visitenkarte die Worte: Dr. David Steinbach trug.

Auf sein Klopfen erscholl ein lautes „Herein!" Er öffnete die Thüre und trat in eine geräumige, zweifenstrige Stube. Zwischen den Fenstern dem Eingang gegenüber befand sich ein Stehpult, an dem ein Mann von etwa vierzig Jahren über mehreren geöffneten Folianten gebeugt stand. Beim Eintritte des Besuchers hatte er sich umgewendet und war ihm bis in die Mitte der Stube entgegen gegangen, wo ein mit Zeitungen, Manuskripten und Büchern beladener Schreibtisch stand. Der Gast ließ nach kurzem

Gruße seine Augen auf dem Hausherrn ruhen. Er war ein Mann von etwas über Mittelgröße, von regelmäßigen Gesichtszügen, ein wenig zu korpulent für seine Jahre. Das Gesicht war von einem dichten, dunkelbraunen Vollbart umrahmt. Eine Glatze, die man auf dem Vorderkopfe bemerken konnte, war von einer weit nach rückwärts geschobenen, seidenen Hausmütze bedeckt. Er war mit einem langen, linnenen Hausrock bekleidet und hielt eine lange Burschenpfeife im Munde. Der Gast sah ihn ein Weilchen ruhig an und ließ seine Blicke an den Wänden schweifen, welche von Büchergestellen verdeckt waren, die Bücher aller Formate, von Foliobänden bis zu dem kleinsten Duodezformat trugen. Das Schweigen schien den Hausherrn zu befremden. Man merkte seiner Stimme auch dieses Befremden an, als er nach einer peinlichen Pause sagte:

„Mit wem habe ich die Ehre?"

„Sollte ich so ganz fremd geworden sein?" erwiderte der Gast lächelnd.

„Ich bedauere," erwiderte der Angeredete, „Ich kann mich wirklich nicht besinnen. Die Stimme allerdings kommt mir bekannt vor, aber leider ist mein Physiognomiengedächtniß ein sehr schwaches, sei es in Folge meiner Kurzsichtigkeit oder in Folge eines angeborenen Defekts in dieser Beziehung. Es ist einmal so und ich muß um Vergebung bitten.—"

Der Gast schien sehr amüsiert. „Wir sind alte Bekannte," sagte er. „Studienkollegen und sind einst gute Freunde gewesen. Mein Name kann unmöglich vergessen sein, wenn es auch mein Gesicht sein sollte."

„Merkwürdig!" rief der Hausherr mit lebhaftem Interesse, „daß mir gar nichts einfallen will. Die Stimme, die kenne ich, wenn ich sie auch nicht zu placieren weiß, aber das Gesicht ist mir ganz fremd."

„Die Stimme ist Jakob's Stimme," sagte der Gast immer munterer gelaunt, „obwohl ich nicht gerade Jakob heiße."

„Nun, ich muß es aufgeben zu rathen!" rief der Hausherr, indem er die Feder, an der er bis dahin eifrig gekaut hatte, aus dem Munde nahm.

„So will ich mich denn in aller Form Rechtens vorstellen," sagte der Gast, indem er die Visitenkarte, die er beim Eintritte in das Haus in die Westentasche gesteckt hatte, herausnahm und dem Hausherrn mit einer formellen Verbeugung überreichte.

„Max J. Pulsnitz, Ph. D. New York," las der Letztere. Schneller als Worte das beschreiben können, wurde die Feder auf den Schreibtisch geworfen, die Pfeife in den Papierkorb gestellt, der das nächste Behältniß war, und mit ausgebreiteten Armen stürzte der Hausherr auf seinen Besucher zu, um ihn kräftig zu umarmen.

„Nun, das nenne ich eine Ueberraschung! Max! Wie sich ein Mensch verändern kann! Du hättest mich jahrelang rathen lassen können; das hätte ich nie herausgebracht". Ich wollte wahrlich schon auf Lemberger rathen."

„Ich danke schön," rief der Gast mit humoristischem Trotze. „So schlimm steht es doch wahrlich nicht mit meiner Nase wie mit dem Riechorgane Moses Lemberger's."

„Nur nicht so empfindlich!" sagte der Andere. „Aber beim Styx, Du bist der Allerletzte vom vierten Regiement, den ich hier erwartet hätte."

„Das Vaterland kennt mich nicht," sagte der Gast. „Wenn es mich nun mit stillem Schmerz nennt, dann bin ich ein würdiges Glied der letzten Zehn. Aber, apropos! Hast Du nicht gerade beim Styx geschworen. Jetzt ist die Reihe an mir, stillen Schmerz zu hegen. Den Namen fremder Götter sollst Du nicht nennen und er soll nicht gehört werden aus Deinem Munde'"

„Ach was," erwiderte der Freund. „Styx ist ein Fluß, und es heißt ausdrücklich in der Mischnah: ‚Die Götter auf den Bergen,' aber nicht: ‚die Berge, welche sie zu Göttern machen.' Zum disputieren haben wir übrigens noch viel Zeit. Du setze dich da in diesen Lehnstuhl und dann wirst Du ein Glas Wein trinken und eine Cigarre rauchen. Hierauf wirst Du mir deine Seeabenteuer erzählen und inzwischen wird meine Frau, bei der Du Dich übrigens auf ein Sträußchen gefaßt machen kannst, mit ihren Vorbereitungen zum Mittagbrod fertig sein. In ein solches weltvergessenes Nest darf ein Gast nicht unangemeldet kommen. Das solltest Du in der Metropole der neuen Welt nicht vergessen haben."

„Rosa!" rief er, indem er die Thüre öffnete. „Sagen Sie der Frau Doktor, sie möge 'mal heraufkommen. Wir haben einen Gast und bringen Sie auch eine Flasche und ein paar Gläser."

Dann schob er einen Haufen von Büchern und Broschüren zusammen, brachte von der Höhe eines Büchergestelles eine Cigarrenkiste herunter, schob ein kleines Rauchtischchen heran, rückte sich einen Rohrstuhl an den Schreibtisch, holte seine Pfeife aus dem Papierkorb hervor und setzte sie wieder in Brand.

„So, nun wollen wir einmal gemüthlich sein," sagte er. „Stecke Dir auch eine Cigarre an."

„Danke, aber ich rauche nicht" sagte der Gast. „Auch den Wein hättest Du, so weit ich in Betracht komme, nicht bestellen müssen, denn ich trinke nicht."

„Du rauchst und trinkst nicht?" sagte der Andere erstaunt. „Was doch alles Amerika aus einem Menschen machen kann." Du bist wohl einem Mäßigkeitsverein beigetreten. Oder am Ende habt Ihr Amerikaner als neueste Verrücktheit eine jüdische Heilsarmee gestiftet?"

„Nun, so schlimm ist es nicht," erwiderte der Angeredete. „Aber geraucht habe ich niemals und das Weintrinken, das gerade auch keine Leidenschaft bei mir war, habe ich aufgegeben, weil ich glaubte, daß es unter den geänderten klimatischen Verhältnissen mir nicht wohl thue.

„So, so!" bemerkte der Hausherr kopfschüttelnd. „Es scheint, daß Jeder, der von Amerika herüberkommt, das Bedürfniß fühlt zu dokumentiren, daß es „bei uns drüben' wie sie so gerne sagen, ganz anders zugeht. Nun, wir wollen ja noch hören, wie weit Du amerikanisirt bist."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre und die Hausfrau trat ein, von dem Dienstmädchen gefolgt, welches ein mächtiges Präsentierbrett mit gefüllten Weingläsern, gehäuften Kuchen- und Obsttellern und anderem Zubehör enthielt. Rathlos stand das Mädchen vor dem mit Büchern und Zeitungen beladenen Tische, der ebenso wenig als der Schreibtisch den geringsten Raum für auch nur ein einziges Weinglas zu bieten schien.

„Es ist rein zum verzweifeln," rief die Frau nach freundlichem Gruße, „wie es hier aussieht. Man kann alle Tage aufräumen und immer dieselbe Geschichte. Kein Plätzchen, wo man ein Glas Wasser hinstellen kann! Und die Tabaksasche und die abgebrannten Zündhölzer auf dem Teppich! Mann, wann wirst Du denn einmal Ordnung lernen?"

„Ich zweifle sehr, liebes Kind," versetzte der Angeredete, „ob Deine guten Lehren jemals den gewünschten Erfolg haben werden. Doch weiß Jedermann, daß Du unschuldig bist an diesem Zustande der Dinge, und wenn es dessen bedürfen sollte, erkläre ich hiermit feierlichst vor meinem Freunde, Herrn Doktor Pulsnitz aus New York, daß ich ein zweiäugiger Cyklop bin, der es verdiente in einer Höhle mit Schafen und Rindern zusammen zu wohnen. Ist das ausreichende Genugthuung, mein Kind? Ich habe die Ehre, die Herrschaften miteinander bekannt zu machen: Meine Frau — Herr Doktor Pulsnitz?"

Die Hausfrau reichte dem Gaste die Hand, „Seien Sie recht herzlich bei uns willkommen. Es ist so selten, daß wir in unserem vergessenen Erdenwinkel Freunde bei uns sehen, daß ich mich schon um meines Mannes willen, der sich so sehr vereinsamt fühlt, freue, wenn er Jemanden findet, mit dem er sich aussprechen kann. Und ganz besonders ein Gast aus weiter Ferne, von dem mein Mann mir immer mit so vieler Liebe als von einem seiner treuesten und wertheften Freunde erzählt hat! Nur das Eine hätten Sie bedenken sollen, daß wir uns hier bei Gästen nicht so rasch helfen können, wie das in New York der Fall ist. Sie werden mit einem sehr einfachen Mittagbrod verlieb nehmen müssen. Ich wünschte, Sie hätten uns Ihre Ankunft einen Tag vorher angezeigt."

„Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm, das ist Sturm," deklamirte Doktor Steinbach mit komischem Pathos. „Hab ich Dir das nicht vorausgesagt? Nun, Du kannst Deinem Geschicke danken, daß Du es bist und nicht ich, sonst hätte es noch ganz anders eingeschlagen."

„Du, Alter, hör' einmal an," fiel die Frau lächelnd ein, obwohl man ihr ihre Gereiztheit ein wenig anmerken konnte. Wer hat neulich die Anmerkungen zum Targum über den Jakobssegen verlegt und alle Welt beschuldigt, sie um schnöden Gewinnes halber verkauft oder um noch schnöderen Neides willen vernichtet zu haben? Und wer hat sie schließlich unter einem Haufen alter Zeitungen auf dem Schreibtische hervorgesucht? War es nicht derselbe Hausdrache, der jetzt vor aller Welt als ein solches Ungeheuer, als das Urbild einer Xanthippe dargestellt wird? Sie werden da eine schöne Meinung von mir erhalten, Herr Doktor," wandte sie sich an den Gast, „wenn Sie meinem Manne zuhören. Ich freue mich um unser aller willen, daß Sie gekommen sind. Nur hätte ich gewünscht, daß ich Zeit gehabt hätte mich auf einen solchen Gast vorzubereiten."

Der Gast hatte während dieses Gespräches die Hausfrau beobachtet. Sie trug ein dunkles Hauskleid, eine weiße Schürze und ein zierliches Morgenhäubchen auf ihrem schwarzen, welligen Haar. Ihre Gestalt schien eher über Mittelgröße zu sein, woran wohl ihre Magerkeit schuld war, denn wenn sie neben ihrem Gatten stand, merkte man, daß sie etwas kleiner war als er.

Ihr Gesicht war edel geformt, von einem Oval, welches die etwas stärker hervortretende Nase nicht beeinträchtigte. Ihr blasser, ein wenig leidender Teint, verlieh ihr etwas besonders Sympathisches. Ihre Stimme war von einer wohlthuenden Weichheit, die besonders auffiel, als sie ihrem Gatten seinen Mangel an Ordnungsliebe vorwarf. In jeder Silbe sprach sie die Hingebung und Bewunderung aus, mit der sie zu dem Manne als einem höheren Wesen aufblickte. Man konnte ihr ansehen, daß es sie mit einem gewissen Stolze erfüllte, als sie die Zeitungen auf dem Tische sortierte und sie in eine an der Wand hängenden Mappe that; dann die Bücher ordnete, in die geöffneten, ehe sie sie schloß, ein Bücherzeichen legte, das sie einem auf dem Schreibtische befindlichen Körbchen entnahm, Federn und Bleistifte auf ein Gestell legte, Löschblätter zusammenschob, Papiere in einen Haufen ordnete, so daß ein freier Platz von ungeahnter Ausdehnung auf dem Tische entstand, und das Dienstmädchen, welches die ganze Zeit über mit dem Präsentierbrett in der Hand dagestanden hatte, diese Last endlich loswerden konnte.

Die Hausfrau reichte das Präsentierbrett dem Gaste. „Bitte, nehmen Sie ein Glas Wein!"

„Ich bedauere ablehnen zu müssen," erwiderte er. „Ich trinke keinen Wein."

„Wie, Sie trinken keinen Wein. Sie, ein Dichter!"

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Frau Doktor, mich um einer kleinen Federzeichnung willen, mit einem so ehrenden Titel zu benennen," erwiderte der Gast; „aber entweder haben Sie meine Leistungen überschätzt, oder es muß auch Dichter geben, in deren Nachlaß die späteren Literarhistoriker keine Weinrechnung finden werden."

„Gieb Dir keine Mühe, Erneſtine," rief Doktor Steinbach lachend, „der gute Mann hat sich sehr amerikanisiert. Weintrinken ziemt sich nicht für einen Diener des göttlichen Wortes. Das ist „dutchy," wie unser verehrter Freund William Aetsch Greentwig so gerne sagt. Er raucht auch nicht, denke Dir, Erneſtine! Was für ein Ideal eines Ehemannes! Wie schade, daß er schon verheirathet ist! Uebrigens, kauft Du nicht am Ende Tabak? Das gehört doch zum richtigen Amerikaner."

„Sie werden doch nicht," rief Erneſtine entsetzt. „Ich kann mir eine Frau gar nicht denken, die so etwas zugiebt."

„Ha, ha, ha," lachte ihr Gatte. „Du mußt Andere nicht nach Dir beurtheilen. Es giebt auch tolerante Ehefrauen. Denke an Frau, oder wie ihr Gatte sich immer respektvoll ausdrückt, die Misses Greentwig. Du kennst doch diese Herrschaften," wandte er sich an den Freund. „Wenigstens hat mir Mister Greentwig wiederholt versichert, daß er Dir ein sehr wohlwollender Gönner sei. Du seist ein „schmarter Mann," der nur den Fehler hat, ein wenig zu dutchy zu sein, da Du die „Offiffers" nicht „meinde thust." Herr Greentwig thut mir nämlich die Ehre an, mein mühsam erworbenes Bischen Englisch zu bewundern und giebt sich darum redliche Mühe, es durch seinen schauderhaften Jargon zu verderben."

„Laß mich nur ein wenig zu Athem kommen," begann der Gast lachend. „Also zum Ersten kann mir der Mister Greentwig gestohlen werden in der alten so gut wie in der neuen Welt. Ich hoffe, ihm hier nicht zu begegnen."

„Eitles Hoffen," fiel Steinbach ein. „Er naht, er kommt, er ist da; in Europa nämlich."

„Nun, dann ist nichts daran zu ändern. Aber ich gebe die feierliche Versicherung hiermit ab, daß ich nicht Tabak kaue, daß ich es nie gethan habe und, soweit menschliche Schwachheit für die Zukunft Pläne machen kann, es nie thun werde. Ich halte es ferner für meine Pflicht, Ihnen, verehrteste Frau Doktor, für ihre liebenswürdige Einladung zu danken und die Erklärung abzugeben, daß Sie sich keine Mühe machen sollten, da ich mich nur wenige Stunden hier aufhalten kann und für meine dringendsten leiblichen Bedürfnisse im Gasthause wohl gesorgt werden wird."

„Du irrst, lieber Freund," versetzte Steinbach, „zu einer koscheren Restauration haben wir es hier nicht gebracht."

„Nun, es muß doch nicht gerade Alles so vollkommen sein," meinte der Gast. „Wir leben nicht in einer idealen Welt."

Der Hausherr sah ihn prüfend an. „Du wirst doch nicht von Hering und Butterbrod in einer Stadt leben wollen, wo Dein Freund Steinbach zu Hause ist. Oder solltest Du soweit emanzipirt und amerikanisirt sein, daß Dein Tisch überall gedeckt ist? Laß das nur ruhig sein! Das läßt keine Debatte zu. Du bist hier und bleibst unser Gast, und was deine Abreise betrifft, davon wollen wir beim schwarzen Kaffee weiter reden."

„Herr Doktor," begann jetzt die Hausfrau mit einem so energischen Accent, wie man ihn von ihr nicht erwartet hätte, „wenn Sie meine Bewunderung für Ihre Dichtungen nicht verscherzen wollen, dann dürfen Sie mit keinem Worte mehr auf Ihre Absicht, in das Gasthaus zu gehen, zurückkommen. Sie werden freilich mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen müssen, aber im hiesigen Gasthause ist man auch nicht auf großstädtische Besucher eingerichtet. Sobald Sie aber nur noch die leiseste Anspielung auf dieses Projekt machen, muß ich glauben, daß sie von der jüdischen Frau eine so geringe Meinung haben, wie der Uneingeweihte aus den weiblichen Charakteren in Ihrem „Nogid" schließen müßte."

„Du mußt nämlich wissen, lieber Freund," sagte Steinbach, „daß sich zwischen meiner Frau und ihrer besten Freundin, Frau Frieda Hirschmann, einerseits und meiner Schwiegermutter anderseits sehr erhitzte Debatten über Dein Buch, das ich armer Landgeistlicher sofort nach seinem Erscheinen kaufte, abgespielt haben. Die alte Frau ist Deine entschiedenste Bewunderin Der „Nogid" ist ganz das Bild ihres seligen Großvaters. Gerade so wie Du ihn schilderst, hat er gebetet und gelernt, Almosen gegeben, den Enkeln Zuckerwerk zugesteckt und die Söhne wegen ihrer religiösen Lauheit gescholten. Die jungen Frauen sind ja ganz hingerissen von Deiner Darstellungskunst, von der vornehmen Gesinnung Deines Helden und so weiter, aber die moderne jüdische Frau ist in Deiner Darstellung eine eitle, jedes Lebensernstes baare Puppe, in ihrer Bildung oberflächlich, nur darauf bedacht, in der Gesellschaft zu glänzen, kritcherisch gegenüber der vornehmen, besonders der nicht-jüdischen Welt, und

hochfahrend gegenüber der ärmeren Klasse ihrer jüdischen Schwestern. Den besten Vertreter der jüngeren, männlichen Welt läßt Du unvermählt bleiben, was ganz besonders himmelschreiend ist, da damit angedeutet sein soll, daß der gute Mann ein jüdisches Mädchen gar nicht finden kann, das er als Gattin erwählen könnte. So ist die Recension beschaffen, welche Frau Frieda Hirschmann und Frau Ernestine Steinbach schreiben würden, wenn sie eben nicht aller Schriftstellerei abhold wären."

Pulsnitz's Gesicht strahlte. Man merkte ihm die Freude des Schriftstellers an, der sein Werk mit Aufmerksamkeit gelesen sieht. „Das ist eine ganz unerwartete Freude, der beste Lohn der Schriftstellerei. Und da will ich mich denn gleich revanchiren, indem ich bemerke, daß ich nicht nur Deine Eschatologie des Salomo Gabirol und die Versmaße der deutschen Synagogendichter, sondern sogar Deinen Aufsatz über den Gebrauch der Ausnahmspartikel „illa" bei den jüdisch-arabischen Schriftstellern des zehnten Jahrhunderts gelesen habe. Es hat einige Mühe gekostet, will ich bemerken. Aber was thut man nicht für einen Freund, der eine liebenswürdige Frau von so feinem ästhetischen Urtheil hat?"

„Die haben Sie doch gar nicht gekannt," fiel Ernestine ein.

Die Reihe zu schmunzeln war an Steinbach. „Gott lohn' es Dir, Du hast eine richtige „Mitzweh" gethan. Ich meine immer, solche Aufsätze seien in einer Katakombe bestattet, wenn sie in einer Fachzeitschrift veröffentlicht sind."

Auch Frau Dr. Steinbach schien sehr glücklich. „Wir wollen die Recension denn doch lieber bis zum schwarzen Kaffee aufschieben," sagte sie. „Da kommt denn auch Frau Hirschmann herüber, die es mir nie verzeihen würde, wenn ich ihr den Dichter des „Nogid" nicht vorstellen würde. Inzwischen muß ich nach der Küche, um unseren Gast doch einigermaßen vor der Versuchung, die im blauen Löwen lauert, zu behüten. — Aber, verehrter Herr Doctor, wenn Sie schon keinen Wein trinken, bedienen Sie sich doch mit etwas Kuchen."

„Mit Vergnügen," erwiderte der Angeredete, „denn, aufrichtig gesagt, verspüre ich etwas Hunger, abgesehen von der Pflicht, mich durch den Genuß Ihrer Dichtungen zu revanchiren. Ich würde dann aber auch um ein Glas Milch bitten."

„So sehe ich Sie gerne," erwiderte Ernestine, indem sie nach der Thürklinke griff. „Ich schicke sofort das Mädchen damit herauf. Für den Rest der Zeit bitte ich mich zu entschuldigen."

„Nur nicht zu viele Umstände, muß ich bitten!" sagte der Gast.

In diesem Augenblicke ertönte die Schelle.

„O meine Sünden werden an mir heimgesucht!" seufzte der Hausherr.

„Der schwarze Peter!" rief Frau Ernestine mit unverkennbarem Aerger. „Ich gehe hinunter und rufe die Herren in einer halben Stunde zu Tische, wenn ich auch noch nicht fertig bin. So lange müßt Ihr ihn ertragen."

„Was ist denn das für ein Ungethüm," fragte der Gast, „das Euch beide so in Schrecken setzt?"

„Ja, lieber Freund," erwiderte der Angeredete, „darin liegt das schlimmste Uebel einer Stellung in einer kleinen Stadt. Man muß für die

Leute fortwährend zuhause sein. Und wenn es noch Leute wären, die wirkliche Anliegen vorzubringen haben, aber es sind Müßiggänger oder wie in dem vorliegenden Falle arme Teufel, die sich nicht beschäftigen können und glauben, mir ihre Hochachtung dadurch zu beweisen, daß sie stundenlang sitzen, um mir meine Zeit zu stehlen. Der schwarze Peter heißt mit seinem ehrlichen Namen Pessach Schmereles. Wie er zu dem Namen Schwarz gekommen sein mag, weiß ich nicht, denn in seinen jungen Jahren war er, wie man an vereinzelten Haaren noch sehen kann, feuerroth. Den Peter verdankt er wohl einem alten jüdischen Gemeindeschreiber, der ihn unter diesem Namen in die Militärlisten einschrieb oder ihm auf diesen Namen eine Hausier-Licenz erwirkte. Sonst ist er ein ganz unschuldiger alter Mann, der nur an Ueberfluß an Muße und an Mangel an Sorgen leidet, denn Dein Freund Greentwig, von dem er Dir sofort erzählen wird, ist sein Schwager, und — das muß ich dem Herrn nachsagen — er unterstützt ihn seit Jahren in reichlicher und vornehmer Weise. Doch da ist er! Gott verzeih mir die Heuchelei! Ich wollte lieber „heraus" sagen. „Herein!"

3. Kapitel.

Die Gesellschaft.

Ein alter Mann trat in die Studierstube. Er sah wohlgenährt und selbstzufrieden aus. Der unförmlich dicke Leib, die eingeknickten Kniee, der struppige, weiße, von einzelnen rothgoldenen Fäden durchzogene Bart, das buschige, für einen Mann von diesen Jahren ungewöhnlich dichte Haar, der watschelnde Gang und das faunische Lachen, das den zahnlosen Unterkiefer bloßlegte, erinnerte an die Gestalt eines Gambrinus, wie man sie auf den Ankündigungen von Bierbrauereien sieht, oder an die eines Gnomen, wie sie in Gärten aufgestellt werden. Ohne erst auf die Aufforderung des Hausherrn, der ihm entgegengegangen war und ihm die Hand gereicht hatte, zu warten, rückte er sich einen Stuhl zurecht, legte seinen Hut auf einen Haufen von Büchern, der eben auf dem Tische zusammengeschichtet worden war, blieb mit seinem Stocke in der Hand sitzen, um sich von der Anstrengung des Treppensteigens zu verschnaufen. „Das Stiegensteigen geht schon nicht mehr bei mir," sagte er endlich nach einigen schweren Athemzügen. Dann reichte er dem Gaste wie einem alten Bekannten die Hand und sagte: „Grüß' Ihne Gott!" Der Angeredete verneigte sich leicht und hauchte ein kaum vernehmbares „danke."

Der Hausherr stellte vor: Herr Schwarz! Hier ist mein Freund, Herr Doctor Pulsnitz aus Amerika, der ganz unerwartet zu Besuch gekommen ist."

„Aus Amerika! Ich habe mir gleich vorgestellt, wie ich den Herrn aussteigen gesehen habe vor der Post. Wissen Sie! Ich bin ein alter Mensch! Ich hab' doch kein Geschäft. Sitz' ich jeden Früh' im Gasthaus und wart', bis die Post kommt. Haben wir gerathen, wer das sein kann, Moische Löb Schuster und ich. Wir sitzen immer zusammen. Wie der Postkutscher sagt, er hat gefragt nach den Herrn Rebiner, sag' ich: Das wird gewiß ein Rebiner

sein, was kommt zu Besuch zu unsern Rebiner. Sagt er: Was fällt Dir ein? Wenn er wär' ein Rebiner, möcht' er nicht tragen kein' lichten Anzug. Sag' ich: Heutzutag' ist das nicht, wie das emal gewesen ist, wo man hat gemeint, e Rebiner muß tragen e Schubeze und e Schtreimel. Haben wir noch gewett' um e Seidel Wein. Der wird sich giften. Ha, ha, ha!"

Man sah dem Hausherrn wie dem Gaste an, daß ihnen dieser Besuch eine sehr unwillkommene Unterbrechung ihres Gespräches war. Nur Herr Schwarz schien ihr peinliches Stillschweigen entweder nicht zu bemerken oder nicht richtig deuten zu können, denn als Pulsnitz nach einer langen Pause zu seinem Freunde in englischer Sprache sagte: „Den wollen wir bald los werden," richtete Schwarz an den Hausherrn die Frage: „Kann der Herr Rebiner gar nicht Deutsch!"

„Gewiß!" antwortete der Gefragte. „Mein Freund ist ja aus hiesiger Gegend. Sie erzählten mir doch oft, daß sie seinen Vater kannten, den Rabbiner von Bernstadt!"

„Sie sind ein Sohn von Reb Secharje Bernstadt?" fiel Schwarz lebhaft ein. „Ob ich gekennt hab'! Reb Secharje Bernstadt, Reb Secharje Dobichau hat man ihm geheißen. Damals hat man die deitsche Namen nicht gebraucht. Wie heißt, gekennt? Ich bin, wie ich ein Jüngel war, alle Tage zum Schiur zu ihm gegangen. Mein Vetter Selig ist ein großer Kenner gewesen. Zu dem hat mich mein Vater, olew hascholem, hingegeben, ich soll' lernen, und er hat mich alle Tage zum Rebbe mitgenommen. Dann sind wir auch ein Stückel in der Freundschaft gewesen. Dem Vetter Selig sein ältester Sohn, Löb hat er geheißen, der hat ein Weib gehabt, die war eine Tochter von dem Pinches Eisenstadt, dessen Weib war eine Schwester zu der Rebbezin's Bruderssohn's Weib."

Es hatte den Redner einige Anstrengung gekostet, diese Genealogie herauszubringen, und er war erst nach manchen Stockungen damit zu Stande gekommen. Während er sich von dieser Anstrengung verschnaufte, benützte Pulsnitz die dadurch entstandene Pause, um mit einem nur für seinen Freund bemerkbaren Augenzwinkern hinzuwerfen: „Da merk ich denn doch, daß ich mein Deutsch zu vergessen anfange, denn die Verwandtschaft habe ich nicht behalten können."

„Sie haben die Leute nicht gekennt," bemerkte Schwarz tröstend. „Sie müssen sein von der zweite Frau. Genendel habe ich auch genau gekennt. Versteht sich! Ich kann mir das vorstellen. Reb Schie, was von der ersten Frau der Sohn war, ist noch mit ein, zwei Jahr älter von mir gewesen."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Schwarz," bemerkte Pulsnitz daß Sie mich trösten wollen, aber ich merke doch, seit ich zurückgekommen bin, daß ich mich in der deutschen Sprache nicht mehr ganz heimisch fühle. Ich denke, das muß von meinem Umgange mit den Indianern herkommen."

Steinbach trat seinem Gaste leise auf die Zehen. Dieser aber fuhr mit der ernstesten Miene von der Welt fort:

„Wenn ich immer in der Stadt leben würde, wäre das nicht so schlimm, aber da ich viel, ja die meiste Zeit, unter den Wilden verlebe, so geht es nicht anders."

„Wie heißt, Wilde! fiel Schwarz verwundert ein. „Sie sind doch ein Rebiner. Und die Wilden sind doch keine Juden!"

„Gewiß!" lautete die in bestimmtem Tone abgegebene Erwiderung. „Die kommen ja von den zehn Stämmen her. Sollten Sie davon nie gehört haben?"

„Man hat das vor mehr als zweihundert Jahren geglaubt," fiel hier Steinbach ein, „wie man überall in neuentdeckten oder wenig bekannten Ländern immer die Nachkommen der zehn Stämme vermuthete und mit Deinen Wilden meinst Du wohl Deine eigene uncivilisirte Heerde."

Merkwürdig, merkwürdig!" bemerkte Schwarz wieder, der so von dem Gehörten absorbirt war, daß er den Worten des Hausherrn keine Aufmerksamkeit schenkte. „Davon habe ich nie etwas gehört. Und ich habe doch einen Schwager drüben. Sie werden ihn gewiß kennen, wenn sie schon so lange in Amerika wohnen. Er heißt sich jetzt Gräntwick; hier hat er Grünzweig geheißen. Er ist dort ein sehr angesehener Mann. Und jetzt habe ich auch zwei Söhne drüben, denen es ganz gut geht. Vor vielen Jahren wollte mich mein Schwager auch hinaus nehmen, aber ich habe mich nicht dazu entschließen können. Er hat mir viel erzählt, wie es dort aussieht, aber von den Wilden, die Juden sind, habe ich nie gehört."

Pulsnitz behielt seine volle Ruhe. „Das kommt daher," meinte er trocken, „weil Herr Greentwig in New York lebt. Das ist eine große moderne Stadt, die ein ganz europäisches Gepräge hat. Ich wohne aber auf dem Lande, sehr weit weg von New York, und dort ist es noch ganz amerikanisch. Es ist gerade so wie hierzulande, daß man in der Stadt die Gebirgsbewohner in ihren alten Trachten kaum zu sehen bekommt."

„Und sind das schwarze Menschen?" fragte der Besucher.

„O, nein!" war die Antwort. „Man sagt, sie seien roth. Es ist aber nicht so; sie sind dunkelbraun. Sonst aber sehen sie aus, wie andere Juden."

„Und leben sie auch wie Juden?"

„Gewiß!" war die Antwort. „Darum bin ich auch zu ihnen gekommen. In meiner ersten Gemeinde, die aus eingewanderten Europäern gebildet war, konnte ich es nicht aushalten. Ich konnte es nicht mitansehen, wie man den Sabbath entheiligte, und ...."

„Ich weiß," fiel Schwarz eifrig ein. „Das hat mir mein Schwager erzählt. Sie fahren am Sabbath in Schul' und sitzen dort barhäuptig. Was sagen Sie dazu, Herr Rebiner?" wandte er sich an den Hausherrn. „Das wäre etwas für uns. Da gehe ich doch gleich in die Kirche."

Pulsnitz gab ihm nicht Zeit zu antworten. „Das habe ich auch gesagt, und darum bin ich unter die Indianer gegangen. Dort fühle ich mich noch unter Menschen, die ein religiöses Gewissen haben."

„Und sind die Indianer reiche Leute, daß sie können einen Rebiner halten?"

„Im Gegentheil," erwiderte der Gast, „sie sind recht arm. Gehalt zahlen sie nicht, denn sie leben von Jagd und Fischfang. Ich bekomme soviel Fische als ich will, und davon leben wir zumeist. Dann, wenn sie einen Streitfall haben, kommen sie zu mir, denn Alles wird nach dem jüdischen Gesetz entschieden."

„Merkwürdig, merkwürdig!" fiel Schwarz ein. „Das ist doch ganz wie es vor hundert Jahren war."

„Dafür erhalte ich meine Gebühren," fuhr Pulsnitz unbeirrt fort, „und wenn ich Kleider brauche, erhalte ich immer von den Kaufleuten, die zu mir kommen und Pelze kaufen, soviel als ich haben will. Schafe sind wild, die können wir schlachten, so viele wir wollen, und auch Truthühner laufen wild in den Wäldern herum. Dann, wenn ich etwas ganz Besonderes brauche wie jetzt, wo ich nach Europa reisen wollte, gehe ich hausieren."

Schwarz war sprachlos. Mit weitoffenem Munde sah er den gleichgiltig dreinschauenden Gast eine geraume Weile an, bis sich die Worte Bahn brachen: „Im Ernst! hausieren! Ein Rebiner! Das habe ich noch nicht gesehen In Labings weiß ich, wie ich ein Kind war, hat die Rebezin einen Kramladen gehabt, aber daß ein Rebiner hausieren geht, das habe ich noch nicht gehört Dazu braucht doch einer nicht nach Amerika zu gehen!"

„In Amerika ist Alles anders," bemerkte Pulsnitz trocken. „Das haben Sie ja gewiß von ihrem Schwager gehört. Und wenn unsere alten Weisen Schneider, Schuster und Böttcher waren, warum sollen die heutigen Rabbiner nicht Hausierer sein dürfen?"

„Liebe die Arbeit und meide das Rabbinat, steht in den Sprüchen der Väter geschrieben," fiel Schwarz selbstbewußt ein. „Dann steht es doch auch in der Gemore: Wenn du von deiner Hände Arbeit zehrest, dann Heil dir in dieser Welt und wohl dir in jener Welt."

„Das freut mich, daß Sie ein jüdischer Gelehrter sind," sagte Pulsnitz, unbeirrt von einem erneuerten Fußtritte seines Freundes. „Ich habe Ihnen das sofort angesehen. Des Menschen Weisheit erhellt sein Angesicht, sagt König Salomo. Dann konnte ich das gleich aus Ihrer Freundschaft für Ihren Rabbiner schließen, der mir schon vor Ihrem Eintritte viel Rühmliches von Ihnen erzählte." — Ein energischer Fußtritt unterbrach den Sprecher. „Du hältst doch keine Hunde," wandte er sich an den Hausherrn mit völligem Ernste, indem er dabei unter den Tisch sah. „Meine Schuhe drücken mich wahrscheinlich, weil ich die bequemen Mocassins gewöhnt bin. Sag', was Du willst, bei den Indianern ist es doch am schönsten. Wenn sie nur etwas mehr Kenntnisse besäßen, daß ich so jemanden zum Ausschmußen hätte, wie Herrn Schwarz hier, dann wollte ich nicht mit dem Rabbiner der größten europäischen Gemeinde tauschen!"

Schwarz war offenbar sehr geschmeichelt. Er schmunzelte, wiegte sein buschiges Haupt von einer Seite zur anderen, schaukelte seinen Oberkörper und ließ von Zeit zu Zeit ein „hm, hm, merkwürdig, merkwürdig" vernehmen.

Es dauerte eine Weile, bis er sich von dem Eindruck des Gehörten soweit erholt hatte, daß er eine Frage thun konnte. „Wenn aber die Wilden so gar nichts kennen, Herr Rebiner, wie wissen sie, was sie halten sollen? Können sie oren und haben sie einen Schochet? Und die Weiber, wenn sie so im wilden Wald aufgewachsen sind, werden sie doch wohl kaum wissen, was Gott haben will."

„Da irren Sie ganz gewaltig, Herr Schwarz," erwiderte Pulsnitz mit dem Tone ehrlicher Ueberzeugung. „Das gerade Gegentheil ist der Fall. So

ein Indianer geht viele, viele Meilen weit jagen. Das ist nicht etwa wie hier die großen Herren auf einem bequemen Wagen auf die Jagd fahren, ein paar Stunden auf dem Anstand stehen, dann sich zu einer reichen Mahlzeit mit Champagner niedersetzen und wieder nach Hause fahren. So ein Indianer streift wochenlang in den Wäldern herum, um Thiere zu jagen, wie man sie hier gar nicht sieht, meistens Pelzthiere, so eine Art Marder, aber viel größer als die Marder hierzulande sind, dann auch Büffel, auch seltene Vögel, deren Federn von Händlern geschätzt sind; diese schleppt er dann in seine Hütte und wartet, bis ein Händler kommt, der diese Felle, Hörner, Federn, Schlangenhäute —

„Schlangen, giftige Schlangen? Sch'ma Jisroel," fiel Schwarz ein.

„Freilich," fiel Pulsnitz ein, „diese Waaren werden gegen Schuhe, Kleider, Decken, Pferdesättel, Gewehre u. s. w. umgetauscht."

„Gewehren, geladene Gewehren für jüdische Kinder!" schrie Schwarz auf.

„Was denken Sie denn! Glauben Sie, daß man die Büffel mit Blasröhren schießen kann? Ich verkaufe selbst gelegentlich diese Gegenstände, indem ich auf einem Pferde reite und mit beladenen Packesseln die entlegenen Ansiedelungen besuche. Wenn ich in so eine Hütte komme, da sollen Sie einmal sehen! Da kommen die Kinder, helfen mir vom Pferde, und ich habe mich um gar nichts mehr zu bekümmern. Das Pferd wird abgesattelt, die Packesel abgeladen, gefüttert, gewaschen und gestriegelt; ich habe mich um nicht das Geringste zu bekümmern, wie ich schon gesagt habe. Dann muß ich mich zu Tische setzen und muß etwas essen. Meistens natürlich schmeckt es einem, wenn man so stundenlang zu Pferde gesessen hat, aber wenn auch nicht, muß ich wenigstens Mozi machen über ein Stückchen Maisbrot, das sie alle Tage frisch backen —"

„Wie heißt? Aus terkischen Weizen!" fiel Schwarz ein.

„Gewiß," bemerkte hier Steinbach, der sich die ganze Zeit über vergeblich bemüht hatte, durch ein Eingreifen in das Gespräch den Muthwillen des Freundes zu hemmen. „Der Mais ist zuerst drüben angebaut worden und in Ermangelung von anderem Getreide haben die Indianer und ältesten amerikanischen Ansiedler ihn zum Backen ihres Brodes verwendet und thun es, wie ich höre, noch immer in manchen Gegenden."

„Was Du doch für ein Polyhistor bist! nahm Pulsnitz das Gespräch wieder auf. „Ich habe von Alledem nichts gewußt, aber das Eine kann ich Dir sagen, es schmeckt nach einem langen Ritte zu kalter Dickmilch ganz vorzüglich. Und sehen Sie, Herr Schwarz, wenn man in so ein Zelt eintritt — ein Mitglied rückt den einzigen Stuhl, den sie haben, zurecht, ein anderes bringt einen roh gezimmerten Tisch, eines bringt mir Wasser zum Händewaschen, — man würde um keinen Preis dulden, daß ich mich von meinem Sitze erhebe. — Wenn ich nun das Brod anschneide und Mozi mache, steht die ganze Familie herum und sagt so andächtig Amen, andächtiger wie man hierzulande an den hohen Feiertagen betet. Will ich über Nacht bleiben, wird das Zelt für mich ausgeräumt und die ganze Familie schläft im Freien, selbst wenn es in Strömen regnen sollte, oder geht zu Nachbaren oder behilft sich auf Wagen oder in Ställen, wie es gerade zu haben ist. Das Zelt aber ist

mein. Nur ein Mann steht die ganze Nacht vor dem Eingange Wache, nicht, daß wir etwas zu fürchten hätten, sondern nur als Ehrenbezeugung, wie das hier bei den Mitgliedern der regierenden Familien geschieht. Und die Mahlzeit, die man da auftischt! Zuerst werden die besten Truthühner geschlachtet, damit ich die Lebern und die feinsten Leckerbissen davon erhalten kann. —"

„Ach, ja!" unterbrach sich der Erzähler. „Sie fragten mich vorhin, ob die Indianer einen Schochet haben. Sie entschuldigen, daß ich so von Einem in's Andere komme. Nein, einen Schochet haben sie nicht. Das besorgen die Frauen."

„Was? die Weiber schächten!" rief Schwarz erstaunt. „Das habe ich noch nie gehört, Darf das sein, Herr Rebiner?" wandte er sich an den Hausherrn.

„Es ist nicht verboten," begann der Letztere mit sichtbarer Befriedigung. „Der Talmud gestattet es ausdrücklich. Der „Ran" citiert die Thatsache, daß Weiber schächten dürfen, als einen Beweis, daß ihr Zeugniß in religiösen Fragen giltig sei. Es ist also vor fünf- bis sechshundert Jahren in Spanien allgemein üblich gewesen. Der berühmte Bibliograph Azulai hat noch eine einer Frau ausgestellten Licenz zum Schächten aus dem sechszehnten Jahrhundert gesehen, und noch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts besitzen wir einige Zeugnisse, daß Frauen in Italien und in Marokko das Schächten praktizirt haben. Bei den deutschen Juden galt es aber schon im vierzehnten Jahrhundert als ungebräuchlich und wurde durch die Autorität der polnischen Rabbiner im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert als ungesetzlich normirt, weil nach Ansicht des „Ture Sohow" schon das Nichtvorhandensein eines Gebrauches dessen Gesetzwidrigkeit beweist."

Der Gast hatte während dieses Vortrages mit stummen Erstaunen dagesessen und nur leise den Kopf geschüttelt.

Als der Hausherr geendet hatte, sagte Pulsnitz mit dem Tone aufrichtigster Bewunderung: „Weißt Du, David, ich hatte schon als Student vor Deiner Gelehrsamkeit einen heidenmäßigen Respekt, aber jetzt sehe ich mit Ehrfurcht zu Dir auf. Du hast ja die Dinge an den Fingerspitzen, wie die Engländer sagen. Wie kannst Du nur alle diese Thatsachen im Kopfe behalten!"

„Ja, unser Rebiner," bemerkte Schwarz schmunzelnd, „ist ein großer Gelehrter. Das sagt sogar der alte Reb Elchonon Steinberg in Bernstadt, der noch mit Ihrem Vater zusammen gelernt hat. Sie werden ihn gewiß kennen," — der Angeredete nickte — „der läßt sonst an den jungen Rebinern kein gutes Haar, aber von unserem Rebiner giebt er zu, daß er werth ist, Rebiner zu sein in allen Gauen Israels. Unsere ganze Gemeinde ist auch stolz auf ihn."

„Das hörte ich gleich bei meinem Eintritte in die Stadt von einer alten Frau, die ich nach der Wohnung des Rabbiners fragte."

„Das war Zippora Schneeberger," fiel Schwarz ein. „Ich habe gesehen, wie der Herr Rebiner mit ihr gesprochen hat. Wenn schon diese Leute Gutes reden, dann weiß gewiß der Soten mekatreg nichts Böses mehr zu sagen. Das heißt, Zippora ist eine alte Jüdin, die kann Niemandem etwas thun, aber wie ihr Mann noch gelebt hat, Schmule Hersch — nun, man soll dem

Todten nichts Böses nachreden — das war ein Erz-Korach. Was der nur damals angegeben hat, wie die Gemeinde das Haus kaufen wollte —"

„Lassen Sie doch die alten Geschichten sein, Herr Schwarz," bemerkte Steinbach etwas verdrießlich. „Herr Doktor Pulsnitz kennt ja die hiesigen Leute nicht; für ihn hat das kein Interesse. Schneeberger hat mir mehrere Male sein Bedauern über diese Vorgänge ausgedrückt. Uebrigens war er ein tief religiöser Mann und nicht ohne Kenntnisse und immer eifrig bestrebt, zu lernen."

„Nun, dann ist es kein Wunder, daß Du ein solcher Gelehrter geworden bist," fiel Pulsnitz hier ein. „Wenn ich diese Anregung hätte haben können, dann wäre wohl aus mir auch etwas geworden."

„Nur nicht zu bescheiden!" sagte Steinbach.

„Aber sagen Sie mir, Herr Rebiner," wandte sich Schwarz an den Gast, „wenn die Indianer so gar nichts kennen, wie können die Weiber schächten?"

„Das will nicht viel sagen," war die Antwort. „Sie lernen das, wie hier die Frauen das Koschermachen von der Mutter lernen. Dann sind sie so gewissenhaft, daß sie sich Alles merken. Wenn ein Indianer auf die Büffeljagd geht, legt er seinen Tallis und seine Tephillin an, und wird sich nicht von der Stelle rühren, wenn eine ganze Büffelheerde auf ihn losstürmt. Der wird sich lieber niedertreten lassen, als daß er sein Gebet unterbrechen würde. Es kommt wohl nicht leicht vor, denn die Indianer kennen die Natur der Thiere so genau, daß sie sich vorsehen, aber es ist vorgekommen. Und die Frauen, die sind womöglich noch gewissenhafter. Sie müßten nur einmal sehen, wenn ich in so ein Dorf komme, wie sie da von allen Seiten mit Fragen an mich heranstürmen, und ich versichere Sie, die wissen Alles besser wie ich. Man darf eben nicht vergessen, daß diese Leute seit der Zeit König Chiskijahs in dieser Gegend leben und Alles so üben, wie man es zu jenen Zeiten gethan hat. Wir haben noch eine Thorarolle, die Obadjah, der Schloßverwalter König Achabs, hat schreiben lassen. —"

Steinbach, der große Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen, trat dem Freund so energisch auf die Fußspitzen, daß dieser mit einem lauten „Au!" seinen Stuhl herumschob und seine Füße wagerecht ausstreckte. „Entschuldigen die Herren, aber meine Mocassins fehlen mir. Die große Zehe schmerzt mich ganz entsetzlich. O, ich könnte noch viel erzählen. Ich könnte ein ungeheueres Vermögen erwerben, wenn ich wollte. Die Indianer würden mir niemals ein Preisangebot machen. Ich suche ihre Waaren aus und gebe ihnen dafür, was ich will. Wenn ich ihnen ein Taschenmesser für ein Dutzend Büffelhäute gäbe, es würde noch Niemand ein Wort des Widerspruches wagen. Wenn ich dann von so einem Dorfe Abschied nehme, kommt Alt und Jung, um sich von mir segnen zu lassen. Selbst die Kinder aus den Wiegen werden geholt, damit ich sie segne."

In diesem Augenblicke trat die Hausfrau ein. Pulsnitz, der seine Füße zum Schutze gegen weitere Kritiken auf einen Stuhl gelegt hatte, stand rasch auf und sagte: „Entschuldigen Sie, Frau Doktor, daß ich so amerikanisch war, aber Herr Schwarz interessirte sich so sehr für die Zustände meiner Ge-

meinde, daß ich im Feuereifer meiner Erzählung mich ganz nach Amerika versetzt glaubte."

„Das haben Sie Recht," sagte Schwarz meckernd. „Mein Schwager Wolf Hersch, der legt die Füße gar auf den Tisch."

„Nun sehen Sie, man darf sich in Amerika über gar nichts wundern. Wenn der Mann die Füße auf den Tisch legt, warum soll dann die Frau nicht schächten?"

„Wie, der Mann soll die Frau schächten!" rief Frau Doktor Steinbach erstaunt.

Ihr Gatte lachte laut auf, jedoch der Gast bewahrte den vollsten Ernst. „Gott bewahre!" sagte er. „Ich habe nur Herrn Schwarz erzählt, daß in meiner Gemeinde die Hausfrauen das Schächten selbst besorgen. Gewiß," fuhr er fort, als ihn die Angeredete erstaunt ansah, „meine Frau thut es auch. Sehen Sie, da hier ist ihr Bild." Er zog eine Brieftasche heraus, der er nach einigem Suchen zwei Photographien entnahm. Die eine, eine Frau mit einem einjährigen Kinde in den Armen darstellend, überreichte er der Hausfrau, während er die andere, eine Gruppe von Indianern darstellend, Herrn Schwarz reichte. „Sehen Sie," rief er, auf eine Squaw deutend: „Das ist meine Frau, und neben ihr, der Mann mit dem Bogen in der Hand, ist ihr Bruder, Elischama heißt er. Das ist der Einzige von ihnen, der hebräisches Wissen hat. Der wird auch nie auf die Jagd gehen, ohne ein Mischnajoß mitzunehmen. Der fastet auch jeden Erew Rosch Chodesch und wenn er auch nichts als eine Handvoll Waldbeeren zum Imbiß haben sollte."

Steinbach schüttelte sich vor Lachen, während seine Frau, deren Ausrufe: „Ach, wie entzückend!" keine Beachtung fanden, sich nach dem Bilde in der Hand des Besuchers umsah.

Schwarz hatte seine Brille aufgesetzt und betrachtete unter fortwährenden Interjectionen das Bild. „Die Nas' ist jüdisch," sagte er. „Sonst sollte man doch gar nicht glauben, daß diese Leute Juden sind und noch so fromme Juden dazu; und der da, was Sie sagen er ist gelernt, hm, hm! Dann die Weiber, wenn sie so fromm sind, warum haben sie ihr Haar so frei herunterhängen?"

Pulsnitz wurde zum Vergnügen seiner Gastfreunde doch ein wenig verlegen. „Wie meinen Sie? Ach ja! Nein, Gott bewahre! Das sind ja Pferdemähnen, die sie auf dem Kopf tragen, wie bei uns die Frauen Scheitel."

„Merkwürdig, merkwürdig!" rief Schwarz.

Dem Hausherrn lag doch daran, das Gespräch abzubrechen. „Du kommst wohl, uns zu rufen, Erneſtine," sagte er.

„Ja, ich bitte die Herren zu Tische," erwiederte sie.

„Nun Gott sei Dank!" rief Steinbach aufathmend. „Ich habe von allen den Jagdabenteuern Hunger bekommen. Sie werden entschuldigen, Herr Schwarz. Einladen darf ich Sie nicht, das ist gegen den Talmud, der verbietet, jemanden einzuladen, wenn man weiß, daß er nicht annehmen würde."

„Ich dank' Ihnen, Herr Rebiner. Ich muß nach Hause gehen. Ihnen auch, Herr Rebiner," wandte er sich an Pulsnitz. „Ich habe mich schon lange nicht so gut unterhalten. Merkwürdig, merkwürdig! Das muß ich gleich

Moiſche Löbn erzählen," und damit watſchelte er, ſich mühſam am Geländer feſthaltend, die Treppe hinunter.

4. Das Gaſtmahl.

Der Hausherr war an der Treppe ſtehen geblieben und hatte dem Beſucher, als dieſer unten angelangt war, noch einmal: „Adieu, Herr Schwarz!" zugerufen. Dann wandte er ſich, mit dem offenbaren Beſtreben ernſt zu ſein, ohne jedoch die lachenden Mundwinkel controlliren zu können, an ſeinen Freund und ſagte:

„Hör' einmal, Max, ich habe mich höchlich über Deine dichteriſche Phantaſie amüſirt, aber mich haſt Du in eine arge Verlegenheit verſetzt. Du wirſt gehen, aber Peſſach Schwarz wird bleiben und mich mit ſeinen Erinnerungen an Deine Urwaldabenteuer unterhalten. Es wird mir daher nichts übrig bleiben, als ihm zu erklären, daß ihn mein Freund zum Narren gehabt hat."

„Das thut mir leid," ſagte Max betroffen. „Ich hätte daran eigentlich denken ſollen."

„Nun, machen Sie ſich nicht zuviel Skrupel," fiel die Hausfrau ein. „Der ſchwarze Peter wird darum unſerem Hauſe doch nicht ferne bleiben, und das wäre der Uebel größtes nicht. Mir thut es nur leid, daß ich nicht dabei war und mich an der Erzählung von den gottesfürchtigen Wilden nicht mit erbauen konnte. Sie müſſen uns das bei Tiſche wieder erzählen, Herr Doctor, denn da iſt Jemand, der ſich ſehr darauf freut, Sie kennen zu lernen. Rath' einmal, David!

„Robert Hirſch? Ein junger Juriſt und früherer Schüler, der hier die Ferien zubringt und häufig unſer Gaſt iſt," ſagte er erklärend zu dem Beſucher.

Seine Gattin ſchüttelte ſchmunzelnd den Kopf, indem ſie mit einer Handbewegung andeutete: „Weit gefehlt!"

„Dann wohl Emilie Lerner," ſagte Steinbach. „Das iſt nämlich die Tochter eines Gutspächters hier in der Nähe, die beſonders gerne einen Tag bei meiner Frau zubringt, um ſich im Ideal der Weiblichkeit zu üben."

Erneſtine machte mit beiden Händen abwehrende Bewegungen. „Weit, weit gefehlt!" ſagte ſie.

„Nun, ich gebe es auf!" ſagte ihr Gatte achſelzuckend.

„Dafür ſollſt Du auch recht angenehm überraſcht werden. Ich bitte die Herren, mir zu folgen."

Die Hausfrau ſchritt die Treppe hinunter, nachdem ſie dem Mädchen zugerufen hatte, die Hofthüre zu öffnen, um Licht in die Halle einzulaſſen. Sie ſchritt über die mit Steinfließen gepflaſterte Halle nach einer der Treppe gegenüberliegenden Stube. An der geöffneten Thüre blieb ſie ſtehen, um den Gaſt zuerſt eintreten zu laſſen. Sein Blick fiel in einen kleinen Raum mit weißgeſtrichenen Thüren und Fenſtern, von denen die blankgeputzten meſſingenen Klinken wohlthuend abſtachen. Die Dielen waren dunkelbraun gebohnt und in der Mitte mit einem Teppich bedeckt. Ein Tiſch, ſechs ringsum aufgeſtellte Stühle, ein Buffet und ein kleines Anrichtetiſchchen nahmen faſt allen verfügbaren Raum in Anſpruch. Am Tiſche ſtand eine junge Frau, eine

Blondine von wohlthuender Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, offenbar beschäftigt, auf dem gedeckten Tische noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen. Als die Thüre sich öffnete, sah sie mit sichtlicher Neugierde den Eintretenden entgegen.

„Ach, da hast Du Recht, Kind," sagte der Hausherr, „das war wirklich eine Ueberraschung."

„Das geschieht auch nicht Dir zu Gefallen," rief seine Frau, „sondern einzig und allein unserem Gaste zu Ehren. Frau Hirschmann — Herr Doctor Pulsnitz!" fuhr sie vorstellend fort.

Frau Hirschmann reichte dem Gaste ihre wohlgepflegte Hand, die dieser kräftig schüttelte. „Ich freue mich recht herzlich, Sie kennen zu lernen," sagte er, „nachdem meine Gastfreunde mir so viel Schönes von Ihnen erzählt haben."

„Der spielt für das Parquet," bemerkte Steinbach lachend. „Glauben Sie ihm nicht. Ich habe nichts dergleichen gethan. Konnte doch wohl auch nicht. Unser amerikanischer Freund ist nämlich ein berufsmäßiger Kurmacher. Er kennt dabei keinen Unterschied des Alters und Geschlechtes. Sie hätten dabei sein sollen, wie er dem Vetter Pessach Schwarz den Hof machte. Er erklärte ihm unter Anderem, das Judenthum Amerika's bedürfe dringend eines Herrn wie Peter Schwarz, um vor dem Untergange gerettet zu werden."

„Nicht necken vor Tisch!" rief die Hausfrau. „Die Beiden sind nämlich ein Liebespaar," wandte sie sich an den Gast, „und müssen sich fortwährend necken. Der Alte ist offenbar eifersüchtig, weil meine Freundin noch für irgend etwas außer seinen Predigten sich interessirt. Uebrigens können Sie sich auf ihre Anwesenheit etwas einbilden, denn unter gewöhnlichen Verhältnissen ist Frau Hirschmann nicht zu bewegen, bei uns zu Tische zu bleiben. Wir sind eben Kleinstädter und, wenn es für einen verheiratheten Mann schon höchst unschicklich ist, außer dem Hause zu speisen, so ist das für eine Frau geradezu unmoralisch. Uebrigens kein Wort mehr! Die Suppe wird kalt. Bitte die Herren, sich zu waschen!"

Damit wies sie nach dem Waschgestelle. Der Hausherr nahm die Blechkanne, die auf der unteren Platte des Gestelles stand, goß zuerst mit der rechten Hand auf die linke, dann mit der linken auf die rechte und murmelte, während er sich mit dem Handtuche abtrocknete, halblaut den Segensspruch: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns befohlen hast, die Hände zu waschen."

Als die Reihe an den Gast kam, winkte der Hausherr lebhaft seiner Frau, indem er nach dem entblößten Kopfe des Gastes wies. Sie eilte zur Thüre und rief: „Rosa, bringen Sie doch den Hut des fremden Herrn aus dem Studierzimmer!" Steinbach machte eine abwehrende Handbewegung, von wiederholten hm! hm! begleitet und zog aus der Schoßtasche seines Rockes eine zusammengefaltete Seidenmütze hervor, die er auseinanderfaltete und dem Gaste überreichte. „Es ist gut, Rosa!" rief die Hausfrau wieder. „Bleiben Sie nur unten. Es ist nicht mehr nöthig." Pulsnitz wusch ebenfalls seine Hände in vorschriftsmäßiger Weise und setzte sich neben Frau Hirschmann auf den ihm von der Hausfrau angewiesenen Platz. Die Hausfrau

streifte ihren Ehering ab, legte ihn auf den Rand des Gestells, wusch dann ebenfalls ihre Hände, bewegte stille ihre Lippen, während sie ihre Hände abtrocknete, und setzte sich dann auf ihren Platz. Ihr Gatte schnitt das vor ihm liegende geflochtene Weißbrod an, tauchte ein Stückchen in das vor ihm stehende Salzbehältniß, sprach laut den Segen: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der das Brod wachsen läßt aus der Erde.“ Dann gab er ein anderes Stückchen dem Gaste und ein drittes seiner Frau. Die Letztere bewegte flüsternd die Lippen, während der Gast seinen Bissen einfach in den Mund schob und dann sein Käppchen abnahm, um es an der Stuhllehne aufzuhängen.

„Sie haben sich nicht die Hände gewaschen, und sollen darum auch kein „Mozi“ bekommen,“ sagte der Hausherr zu Frau Hirschmann.

„Macht mir gar keinen Kummer, Herr Doctor,“ erwiderte die Angeredete. „Ihre Frau ist viel toleranter, die wird mir schon etwas zu essen geben.“

Die Hausfrau hatte indessen das Klingelzeichen gegeben, auf welches hin das Dienstmädchen mit der Suppenterrine erschienen war, welche sie vor die Hausfrau auf den Tisch stellte. Die Letztere begann mit einer silbernen Kelle die Suppe in die Teller zu gießen, als ihre Freundin diese Bemerkung machte. „Da hast Du, Frieda,“ sagte sie, „bleibe hübsch ruhig, iß' deinen Antheil und laß' das Disputieren für später.“

„O, wir können essen und disputieren dabei, das würzt die Mahlzeit. Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor Pulsnitz,“ wandte sie sich an den Gast, „daß es unnöthig ist, sich ein wenig Wasser über die Hände zu gießen, wenn man sie gerade vorher gründlich mit Seife gewaschen hat? Ein solches Gesetz war vor alten Zeiten wohl nothwendig, als die Leute sich in ihrer Unsauberkeit so sehr gefielen, daß man ihnen einreden mußte, Gott habe befohlen, daß man sich vor Tische seine Hände waschen müsse. Ich bin überzeugt, Sie sind meiner Meinung, Herr Doctor, denn ich habe genau beobachtet, daß Sie beim Waschen der Hände und beim Essen des Brodes nicht das Gebet gesprochen haben.“

„Da mein Freund,“ begann Pulsnitz lächelnd, „mich als so höflich geschildert hat, darf ich Ihnen nicht widersprechen, Frau Hirschmann, denn in diesem Falle wäre ein Widerspruch nicht nur ungalant, sondern ein Bruch jüdischer Etiquette. Nach dem Gesetze darf mir der Hausherr nicht zu essen geben, wenn ich die Hände nicht gewaschen habe. Uebrigens ist es nicht nothwendig, daß man den Segen laut spreche.“

„Das war sehr diplomatisch, Herr Doctor,“ nahm Frau Hirschmann wieder das Wort. „Sie haben jedenfalls die Richtigkeit des Urtheils bewiesen, welches Herr Steinbach über Sie gefällt hat, indem Sie es vermieden haben, nach irgend einer Seite hin Anstoß zu erregen. Ich bin aber fest überzeugt, daß Sie mir innerlich Recht geben. Es ist ja ganz dasselbe mit allen anderen Speisegesetzen. Moses wußte, daß Schweinefleisch häufig Trichinen enthalte und darum hatte er es verboten. Weil aber bei so uncivilisirten Leuten wissenschaftliche Begründung nicht gewirkt hätte, so mußte er ihnen sagen, daß Gott ihm das befohlen habe. Dasselbe ist auch nach meiner Ansicht mit den Reinlichkeitsgesetzen der Fall. Die Leute fühlten sich in ihrem

Schmutz so behaglich, daß man ihnen vorreden mußte, Gott habe es geboten, sich zu waschen. So war es auch nothwendig, ihnen die Ostergesetze zu geben, damit sie wenigstens einmal im Jahre eine gründliche Hausreinigung vornehmen sollten."

„Was Sie doch für eine gelehrte Dame sind!" fiel hier der Hausherr, etwas ärgerlich ein. „An Ihnen ist ja ein Professor verloren gegangen. Ich würde mir aber in aller Bescheidenheit die Bemerkung erlauben, wie es denn kommt, daß das Fleisch des Kameels und des Pferdes verboten wurde, von dessen Schädlichkeit nichts bekannt ist, ganz abgesehen davon, daß die Gefährlichkeit des Schweine- und Hasenfleisches vielfach übertrieben wird, und daß auch verdorbenes Rindfleisch schädliche Folgen hat, ohne im Gesetze verboten zu sein."

Frau Hirschmann war bei den Worten des Hausherrn erröthet. „Ich habe gewiß nicht behaupten wollen," bemerkte sie schüchtern, „daß ich eine Gelehrte bin. Ich lege mir diese Dinge nur so in meinem schlichten Weiberverstande zurecht und bin überzeugt, daß Sie, Herr Doctor, mich darüber viel besser belehren könnten. Sie wollen aber nicht, daß wir Alltagsmenschen mehr wissen sollen als für uns nöthig ist. Uebrigens bin ich doch gar nicht so schlimm. Sie wissen ja selbst, Herr Doctor, daß es in meiner Küche ganz strikt zugeht, wenn Sie auch bei uns gar nichts genießen. Ich würde schon wegen der Schwiegermutter es nicht anders halten. Meine Schwiegermutter" — bei diesen Worten wandte sie sich an den Gast —, „überbietet noch Ernestine an Frömmigkeit. Sie ist die einzige Frau im Orte, die jeden Morgen und Abend den Tempel besucht, die würde nicht eine Minute vor sechs Uhr ihren Kaffee trinken. Dann trägt sie auch einen falschen Haarscheitel, was unsere Frau Rabbinerin nicht mehr thut."

„Wenn es mein Mann verlangt hätte," fiel hier die Hausfrau ein, die eben mit dem Zerlegen des Gänsebratens beschäftigt war, „würde ich es gethan haben, obwohl es eine schreckliche Sache sein muß, so ein Ding immer auf dem Kopfe zu tragen. Welches Stück darf ich Ihnen geben, Herr Doctor, Brust oder Keule?"

„Ich füge mich Ihrem Urtheile," sagte der Gast, „und bin überzeugt, daß ich dabei am besten fahren werde."

„Vergessen Sie nicht, Herr Doctor," begann die Hausfrau, „daß wir in einem kleinen Städtchen leben. Zu Ihrer Ehre will ich annehmen, daß Sie New York so verwöhnt hat, daß Sie so etwas vergessen konnten. Wahrlich, wenn meine Freundin Frieda nicht auf die Nachricht, daß ich einen Gast habe, hergeeilt wäre, um mir ihre Hilfe anzubieten, würden Sie wohl hungrig haben von dannen ziehen müssen. Glücklicherweise reist Fama in einem Städtchen wie dem unseren so rasch, daß ich Hilfe erhielt, ohne sie anzurufen. Dann sind unsere Kleinstädter, selbst die Ketzer unter uns, doch so gutherzig, daß sie ihre Nachbaren nicht in der Noth verlassen. Wenn Sie also ein richtiges Bild von meiner Freundin Frieda gewinnen wollen, verzehren Sie diese eingemachten Holzäpfel mit Andacht. Die hat sie mir eben herübergebracht, und hierin, das muß ich trotz meines Neides gestehen, ist sie unübertrefflich. Was Frieda's theologische Gelehrsamkeit angeht," setzte sie mit einem schelmischen

Augenzwinkern hinzu, welches ihrem ernſten Geſichte einen beſonderen Reiz verlieh, „kann ich mir kein Urtheil erlauben. Das müſſen Sie ſelber „ausfinden," wie Meiſter Greentwig ſagt, oder von meinem Manne erfahren, mit dem ſie, ſo oft ſie ſich treffen, disputirt. Aber was das Einmachen von Holzäpfeln betrifft, da braucht ſie nicht vor Rif oder Rambam, Mehorſcho oder Meharſchal zurückzuſtehen."

„Sie ſind aber doch zu beſcheiden, Frau Doctor!" bemerkte der Gaſt verbindlich, „denn Sie ſcheinen in der talmudiſchen Literatur ſehr zuhauſe zu ſein."

„Nur aus reſpektvoller Entfernung," war die Antwort. „Unſere Winterabende ſind lang und bei dem Mangel jeder Straßenbeleuchtung ſehr unheimlich. Mein Mann macht niemals einen Beſuch, wenn ihn nicht eine amtliche Pflicht irgendwohin ruft, und wenn wir keinen Beſuch erhalten, ſitzen wir ſtill beiſammen. Ich leſe oder bin mit meiner Handarbeit beſchäftigt, und helfe dann gelegentlich meinem Manne, wenn er ein Buch braucht. Dabei habe ich den Vortheil, daß die Bücher wieder an Ort und Stelle kommen. Ich kenne ſie aber nur von außen. Allerdings kann ich im Terummas Hadeſchen die Stelle finden, wo es heißt, daß ein Mann ſeine Frau nicht hauen darf, und dann noch eine Stelle im Talmud, die uns lehrt, daß des Weibes Gelehrſamkeit in der Spindel liegt. Darum" — und hier zwinkerte ſie wieder mit den Augen — „beneide ich meine Freundin Frieda nicht um ihre dialektiſche Fertigkeit, nicht um ihre Gelehrſamkeit, ſondern nur um ihre unübertreffliche Kunſt im Einmachen von Holzäpfeln. Dieſe Begabung und ihre Herzensgüte ſind es, welche mich über ihre Fehler ein Auge zudrücken laſſen."

„Dieſe Holzäpfel ſind wirklich delikat," bemerkte der Gaſt. „Ich muß geſtehen, daß ich nicht wußte, in welches Kapitel der Naturgeſchichte dieſes treffliche Gericht gehöre, aber darüber war ich mir vom erſten Augenblicke an klar, daß, wer einem hungrigen Wegefahrer ſolche Delikateſſen ſpendet, ein großes Herz haben muß."

„Na, Max!" rief der Hausherr, „Deine Indianer müſſen das Kurmachen verſtehen trotz einem Gardelieutenant."

„Du Alter," fiel die Hausfrau ein, „Du mußt Deine Eiferſucht nicht gar ſo auffallend zeigen. Andere Leute dürfen auch guten Geſchmack an den Tag legen."

Frau Hirſchmann wurde über und über roth. „Alles hat es auf mich abgeſehen. Von Ihnen, Herr Doctor Pulsnitz, hätte ich Beſſeres erwartet. Ich habe immer Ihre Partei genommen, wenn Ihr Freund, immer tapfer ſekundirt von ſeiner Gattin, behauptete, daß Sie das alte Judenthum ironiſch behandelten. Unter Anderem war gerade von dieſer Frage die Rede, welche meine Freundin Erneſtine ſo anzüglich andeutete, als ſie von meiner Herzensgüte ſprach. Ich habe nämlich behauptet, daß man in früheren Zeiten nicht ſo viel Gutes gethan hat als heute und daß gerade die Leute, die ſich beim Gebete ſo viel ſchütteln und die, ehe ſie ein Stückchen Brod zum Munde führen, dreimal die Hände waſchen —

„Halt, halt, nur einmal," fiel ihr Steinbach in's Wort. „Wenigſtens

ist es nicht unbedingt Vorschrift. Das dreimalige Waschen der Hände ist nur am Morgen geboten."

„Ist mir ganz einerlei," fuhr Frieda in immer steigendem Eifer fort. „Die Hauptsache bleibt, daß diese Leute gerade diejenigen sind, die am wenigsten das Moralische der Religion in Ehren halten. Da war in meiner Heimath so ein Augenzudrücker, Reb Gawriele nannte man ihn. Dem konnte es Niemand recht thun. Der Eine hatte unterwegs, ohne die Hände zu waschen, ein Weck gegessen, der Andere hatte das Verbrechen begangen, Kaffee mit Milch bei Nichtjuden zu trinken, und er selber war immer aus irgend einem religiösen Motive unglücklich. Am Pessach konnte er keine gerösteten Kaffeebohnen erhalten, Hülsenfrüchte mochte er das ganze Jahr nicht essen und am Sukkothfeste mußte er sich eine ganze Nacht in Schmerzen auf seinem Bette winden, weil es so heftig regnete, daß er nicht in die Laubhütte gehen konnte, und außerhalb der Laubhütte wollte er nicht einmal Arzneitropfen zu sich nehmen. Meine Brüder, welche damals als Studenten ihre Ferien zu Hause verlebten, waren ihm wegen ihrer Freigeisterei ein Dorn im Auge. Einmal, als er sie aus dem Biergarten heraustreten sah, wo sie, wie er vielleicht nicht mit Unrecht vermuthete, ihr Abendbrot gegessen hatten, spuckte er mit einem lauten „Püh" aus. Das wollten ihm meine Brüder heimzahlen. Sie hatten damals einen armen jungen Mann, der mit meinem Bruder Moritz Medizin studierte, auf einige Wochen auf's Land zu uns genommen. Dieser, der ein sehr aufgeweckter Junge war, schmiedete den Racheplan. Am nächsten Samstag paßten sie dem Reb Gawriele auf, als er seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, und streuten einige kleine Silbermünzen auf den Weg. Dann versteckten sie sich hinter einer Mauer und beobachteten den frommen Herrn. Eine Weile stand er unschlüssig. Dann scharrte er mit seinen Füßen die Münzen auf einen Haufen, löste den Knoten seines Taschentuches, das er am Sabbath nicht in der Tasche, sondern nur um das Handgelenk geschlungen trug, ließ es auf die Münzen fallen und hob sie dann damit auf, und steckte nach einigem Bedenken das Taschentuch in die Tasche. Nachdem er eine Weile mit vergnügtem Summen seinen Weg fortgesetzt hatte, kamen meine Brüder mit ihrem Freunde athemlos herzugelaufen, suchten emsig auf dem Boden und fragten endlich Reb Gawriele, der, obwohl er sie sah, ruhig weiter schlenderte, ob er nicht Jemanden gesehen habe, der einige Silbermünzen aufgelesen habe. Dabei jammerten sie, daß ihr armer Freund das Geld verloren habe, welches sein Reisepfennig sei, und daß er jetzt nicht nach Hause kommen könne. Mein lieber Reb Grawiele verzog nur spöttisch den Mund und sagte: „Wenn man am heiligen Schabbes kein Geld in der Tasche trägt, wird man kein Geld verlieren." Moriz aber hatte den Zipfel des Taschentuchs erspäht, zog es mit raschem Griffe heraus, und hier war das Geld. Das Halloh können Sie sich vorstellen. An diesen Gawriele habe ich mich erinnert, als ich in Ihrem Buche, Herr Doctor Pulsnitz, die ergreifende Geschichte von dem Waisenknaben las, den man mit genauer Noth noch rechtzeitig unter den Hufen der vor einem Lastwagen gespannten Pferde hervorgezogen hatte und ihn blutend und mit Koth bedeckt nach Hause bringt. Die Pflegemutter empfing ihn mit Schlägen und Scheltworten und entzieht

ihm zur Strafe dafür, daß er seine Kleider beschädigte, das Mittagessen. Bei Tische aber erinnert sie sich daran, daß sie in der Aufregung vergessen hatte, das Fleisch vor dem Salzen in's Wasser zu legen, und das bringt sie der Verzweiflung nahe. Sie läuft zum Rabbiner und bittet ihn, ihr eine Buße zu diktiren; sie legt sich jeden Monat einen Fasttag auf, gelobt sich, in ihrem ganzen Leben Fische, ihr Lieblingsgericht, zu meiden, schickt ihren Gewissensrath, einen augenverdrehenden Bettler, auf den Friedhof, um ihr die Fürbitte der Frommen zu erflehen, aber dem armen, ihrer Pflege anvertrauten Waisenknaben rechnet sie bei jedem Bissen vor, daß sie bei dem geringen Kostgelde, das sie für ihn erhalte, aus ihrem Eigenen zusetzen müsse. Ich sage Ihnen, Herr Doctor, ohne Ihnen ein Kompliment machen zu wollen, daß ich glaubte, Dickens zu lesen, als ich diese ergreifende Scene in Ihrem Buche las. Ich kann diese Chaile vor Augen sehen, wie Sie sie gemalt haben. Sie schildern diese Charaktere mit einer Naturtreue, als wenn Sie Ihre eigenen Erlebnisse darstellten."

Pulsnitz, dessen Gesicht während dieser mit steigendem Eifer gesprochenen Rede den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit gezeigt hatte, schien bei den letzten Worten von einer tiefen Bewegung ergriffen zu werden. Seine Augen senkten sich und blieben eine Weile auf dem Boden geheftet, während die aufeinandergepreßten Lippen einen Seufzer zu unterdrücken sich bemühten. Eine minutenlange höchst peinliche Pause entstand, bis er langsam und tonlos die Worte hervorbrachte: „Es sind meine Erlebnisse."

Von Neuem entstand eine peinliche Pause, die endlich der Hausherr durch die Bemerkung unterbrach: „Eine freudlose Jugend hat Dich, lieber Max, verbittert. In Deinem Glücke hat Dir Deine geistige Begabung theilweise darüber hinweggeholfen. Du hast Dir ein Ziel gesteckt, das Dich nach vorwärts drängt, aber sobald Du rückschauend wirst, kommt der alte Pessimist wieder zum Vorschein, und zum Schaden Deiner Werke wirst Du ungerecht und einseitig. Sowie Du in der barbarischen Pflegemutter die Wirkung ceremonieller Frömmigkeit einseitig zur Anschauung bringst, so hast Du in der Darstellung der jüdischen Frau aus moderner Zeit einen Typus gewählt, der vorkommt, der aber doch nicht allgemein typisch ist. Deine Frauen sind Modepuppen, die keine anderen Ziele kennen, als sich elegant zu kleiden, mit Diamanten zu behängen, um Andere zum Neide zu reizen, die das Theater besuchen, nicht weil sie mit Verständniß Kunst genießen, sondern weil sie Bildung affektiren. Sie besuchen Badeorte, um Klatsch aus anderen Kreisen zu erfahren. Sie spielen die Entbehrenden, die Märtyrerinnen, während sie keinen Augenblick danach fragen, ob die Männer thatsächlich in der Lage sind, ihren Aufwand zu bestreiten. Sie spielen die besorgten, aufopfernden Mütter, während sie ihre Kinder Bonnen und Gouvernanten überlassen, um in ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht gestört zu sein. Ich habe zwar in diesem Falle gegen Frau Hirschmann für Dich Partei genommen, um mich für ihre Zustimmung zu der Charakteristik Chaile's zu rächen, aber, aufrichtig gestanden, hast Du in dem einen wie in dem anderen Falle die Entartung als Typus behandelt? Ich hatte Dich wirklich im Verdacht, ein alter Junggeselle geworden zu sein, bis mich Mister Greentwig eines Besseren belehrte."

„Und ich hatte wieder Onkel Greentwig gefragt, ob Ihre Frau Gemahlin nicht eine regelrechte Xanthippe sei, und war ganz erstaunt, als er mir in seiner eigenen Ausdrucksweise sagte: Das ist die netteste, kleine Lady, wo du dich vorschtelle kannscht."

„Ist dieser Mister Greentwig Ihr Onkel?" fragte Pulsnitz in einem Tone, dem man eine unangenehme Ueberraschung anhören konnte.

„Nicht so eigentlich," war die Antwort. „Er ist der Vetter meiner Schwiegermutter, und mein Mann nennt ihn Onkel, vielleicht weil er von Kindheit auf immer den Onkel aus Amerika mit Stolz nennen hörte."

„Die Frau des schwarzen Peter," fiel hier Ernestine ein, „ist seine Schwester, und daher ist auch der Herr Schwarz in Friedas Hause Onkel Pessach. Sie werden sich deshalb vor der Familie noch wegen des grausamen Scherzes, den Sie sich mit ihm erlaubten, zu verantworten haben. Denk' Dir einmal, Frieda, Herr Doktor Pulsnitz hat dem Onkel Pessach aufgebunden, daß er bei den Indianern Rabbiner sei und eine Indianerin zur Frau habe. O bitte, Herr Doktor, zeigen Sie uns doch noch einmal die Bilder."

„Sieh einmal," fuhr sie, zu ihrer Freundin gewendet, fort, nachdem sie die Photographien erhalten hatte, „dieses Scheusal gab er für seine Frau aus und den tätowirten Krieger neben ihr für einen großen Talmudisten."

„Du hast noch nicht einmal den kleinsten Theil von diesen Räubergeschichten gehört," bemerkte ihr Gatte. „Ich kann nur sagen, daß es Frau Hirschmanns heiligste Pflicht wäre, im Interesse der Familie ihres Gatten von der Bewunderung für Chaile und alle anderen poetischen Schöpfungen meines Freundes Max sich kuriren zu lassen. Er hat wahrhaftig dem Onkel Pessach gesagt, daß nur seine Gegenwart bei den Indianern nöthig sei, um das Ideal Israels unter den Rothhäuten zu verwirklichen."

„Meinetwegen," sagte Frieda mit Achselzucken. „Ich gönne den Indianern den Onkel Pessach, und dem Onkel Pessach die Oberrabbinerstelle bei den Indianern. Aber hören Sie einmal, Herr Doktor Pulsnitz, Ihre Frau hat ein Recht, beleidigt zu sein, nicht nur über die Grausamkeit eines solchen Scherzes, sondern noch mehr über die Zeichnung Ihrer Evelie, dieser herzlosen Modedame, die ihren Mann zum Verbrecher macht und sich von ihm lossagt, als er sein Verbrechen im Kerker büßen muß. Haben Sie das auch erlebt?"

„Leider!"

„Nun, wenn auch der Onkel Pessach zur Familie meines Mannes gehört, lasse ich mir alle Räubergeschichten nicht vorreden. Dieser glückliche Blick der Mutter und das Lächeln des reizenden Kindes widerlegen Ihre Bemerkungen," sagte Frau Hirschmann.

„Ist das reizende kleine Ding ein Junge?" fragte Ernestine.

„Es war ein Junge," sagte Pulsnitz mit tonloser Stimme. „Ich habe ihn vor einem Jahre verloren."

Eine neue Verlegenheit trat ein. Alles fühlte den Wunsch, ein anderes Thema anzuschlagen. Zum Glück trat gerade jetzt das Dienstmädchen mit der Torte ein und stellte zugleich die Kaffeemaschine auf den Tisch. Ernestine

zündete die Weingeistflamme unter der Maschine an und sagte mit etwas erzwungenem Lächeln zu dem Gaste:

„Sie sollen nun die moderne jüdische Frau von einer besseren Seite kennen lernen. Diese Torte ist das Meisterwerk meiner Freundin. Sie sehen in ihr daher verkörpert die Bereitwilligkeit, dem Nebenmenschen in der Noth beizustehen, die gastliche Gesinnung gegenüber dem Fremden, die Empfänglichkeit für geistige Arbeit, denn ihre Bereitwilligkeit, mir zu helfen, war auch dem bewunderten Schriftsteller zugedacht, endlich auch Lust an Thätigkeit und Kunstsinn in ihrer Sphäre. Was sollen denn die armen jüdischen Weiber noch thun und vermögen, um Ihren Beifall zu erwerben?"

„Ich bin mir keines so herben Urtheils bewußt," sagte Pulsnitz mit gepreßter Stimme.

5. Kapitel.

Die fragliche Lunge.

Das Schellen der Thürklingel unterbrach die minutenlange Stille. „Die Mademoiselle ist da mit dem Manfred und der Adelgunde," meldete das Dienstmädchen. „Sie möchte gerne wissen, ob sie die Kinder spazieren führen soll oder warten, bis die gnädige Frau nach Hause kommt." Dann wandte sie sich an den Hausherrn und sagte halblaut: „Der Stampfer ist schon seit einer halben Stunde hier und will dem Herrn Doktor eine Lunge zeigen. Er läßt fragen, ob er noch warten oder ob er später wieder kommen soll."

„Es ist schrecklich, was man mit den Leuten ausstehen!" rief Frieda mit affektirter Verzweiflung. „Je mehr dienstbare Geister man im Hause hat, desto mehr Arbeit bürdet man sich auf. Sie könnte doch wahrlich von selber wissen, was sie zu thun hat. Sagen sie ihr, Rosa, daß sie zur Vesper nach Hause kommen soll, aber etwas früher als gewöhnlich, damit sie im Hause helfen kann."

„Was fällt Dir ein, Frieda?" rief die Hausfrau. „Laß doch die Kinder hereinkommen, damit Herr Doktor Pulsnitz sie kennen lernt. Sie werden da zwei allerliebste Wesen kennen lernen," setzte sie, an den Gast gewendet, hinzu, „und das lieblichste ist zu Hause, ein prächtiges kleines Geschöpf, das erst sechs Monate alt ist, aber schon bezaubernd lachen kann. Das müssen wir auch noch holen lassen."

„Du übertreibst ein wenig zu arg, Ernestine," sagte Frieda. „Spannen Sie Ihre Erwartungen ja nicht hoch, Herr Doktor, Sie werden ganz alltägliche Kinder sehen."

„Wie sich die mütterliche Eitelkeit zu verbergen sucht!" sagte der Hausherr. „Bringen Sie die Kinder nur herein, Rosa, und sagen Sie dem Stampfer, daß ich in zwei Minuten bei ihm sein werde. Wir wollen sofort benschen, nachdem die Kinder da sein werden," setzte er, zu dem Freunde gewendet, hinzu, „und dann wollen wir, wenn es Dir recht ist, einen kleinen Spaziergang machen. Ich muß das pünktlich thun, um mich vor der drohenden Fettleibigkeit zu retten."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und die Angekündigten traten ein.

Eine kleine zierliche Französin führte einen zehnjährigen Knaben und ein siebenjähriges Mädchen an den Händen und begann mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Rasse nach kurzem Gruße ihre Rede, die sich wie das Schnurren eines Kreisels anhörte:

Madame, je demande pardon de vous avoir dérangée, mais il me faut demander vos ordres, ne sachant pas, s'il faut attendre jusque' à votre retour ou si vous voulez que les enfants aillent es promener comme l'habitude.

Frau Hirschmann wurde durch diesen Redeerguß offenbar in Verlegenheit gesetzt.

Laissez-moi dans paix, erwiderte sie stockend. Allez-vouz promener.

Die kleine Französin zeigte ihr gallisches Temperament. Bis unter die Haarwurzeln erröthend, rief sie, indem sie den Kopf zurückwarf:

Mais, madame, je ne suis pas habituée à être traitée de cette façon!

Frieda war sprachlos. Der Hausherr half ihr aus der Verlegenheit, indem er lächelnd sagte:

Madame était embarassee. Elle veut dire, qui'l n'y a pas de raison pour changer aujourd'hui vos habitudes. Me suis-je exprimé correctement?

Die Französin lächelte. Oui, monsieur, c'est different.

„Ist man nicht Sklavin der Leute, die man im Dienste hat?" sagte Frieda seufzend. „Man ist von ihnen abhängig, trotzdem man sie bezahlt."

„Sie dürfen ihr das nicht übel nehmen, Frau Hirschmann," bemerkte Steinbach lächelnd. „Sie haben ihr vor fremden Leuten gesagt: Allez-vous promener. Das heißt so viel als: hol' Sie der Kuckuck."

„Ich habe mein Französisch aus der Pension so ziemlich verlernt," sagte Frieda verlegen.

Inzwischen hatte Ernestine die Kinder bei der Hand gefaßt und sie dem Gast vorgestellt. „Sehen Sie, Herr Doktor, das ist der Kronprinz. Manfred, gieb dem Herrn die Hand. Was willst Du werden?

„Offizier!" lautete die bestimmte Antwort.

„Warum gerade Offizier? fragte Pulsnitz.

„Damit ich auch so eine schöne Uniform tragen kann und einen Schleppsäbel wie Onkel Moriz," antwortete der Kleine.

„Mein Bruder, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, ist Regimentsarzt," bemerkte die Mutter erläuternd, „und die Kinder sind ganz außer sich vor Freuden, wenn er zu Besuch kommt."

„Wolltest Du nicht lieber Rabbiner werden, kleiner Mann?" fuhr Pulsnitz fort. „Da mußt Du nicht im Regen marschieren, darfst bei großer Hitze in der Stube sitzen, kannst predigen, was Du willst, während ein Offizier nur das sagen darf, was man ihm vorschreibt. Meinst Du nicht auch."

„Rabbiner! O nein!" sagte der Kleine, seine Nase rümpfend. „Der

muß alle Tage in den Tempel gehen und darf keine Stulle mit Butter eſſen."

„Wirſt du ſtille ſein, du nichtswürdiger Bengel?" fiel die Mutter ihm in die Rede. „Komm einmal her, Adi, und mach dem Herrn einen Knix."

Die Kleine trat vor, machte ihren vorſchriftsmäßigen Knix gerade, als hätte ſie auf elaſtiſchen Federn geſtanden, und reichte dem Gaſte ihre Hand.

„Was willſt du denn werden, Töchterchen?" fragte der Gaſt.

„Ich will heirathen und Mama werden," ſagte die Kleine ohne viel Beſinnen.

Alle Anweſenden lachten herzlich.

„Das heiße ich ſeine Aufgabe früh erkannt," meinte Pulsnitz.

„Du biſt aber ein recht dummes Ding!" ſagte die Mutter.

„Was wollen Sie von dem Kinde, Frau Hirſchmann?" fiel der Hausherr ihr in's Wort. „Die Kleine iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt. Na hier, Adelchen, du kriegſt ein Stückchen Torte, wenn du uns ein franzöſiſches Gedichtchen aufſagſt.

Die Kleine ſtellte ſich in Poſitur, knixte und begann:

Des soins que vos parents vous donnent chaque jour
Que votre attachement soit une recompense.
Quils doivent vos efforts et votre obéissance
Moins aux lois du devoir qu'à celles de l'amour.

„Bravo! Bravo!" rief der Hausherr. „Und du, Manfred, ſag' uns einmal, was „ſchwer" auf Hebräiſch heißt.

„Koweb."

„Wie lautet das Piel?"

„Kibbeb."

„Und was bedeutet es?"

„Ehren."

„Gut! Und wie lautet das Hiphil?"

„Hichbid."

„Sehr gut! Und was bedeutet es!"

„Schwer machen."

Bravo! Und jetzt ſag' einmal, was „du wirſt geliebt" auf lateiniſch heißt. Aufgepaßt! „Du wirſt geliebt."

„Amaris," ſagte der Knabe nach einigem Nachdenken.

„Aber jetzt recht aufpaſſen! Ich werde dir ein Geſchenk geben. Geben: reddo, reddere!"

„Ego."

„Das iſt unnöthig. Beginne mit „Geſchenk."

„Donum."

„Nicht ganz paſſend! Hier iſt es Belohnung, Lohn, alſo . . .

„Praemium."

„Gut! Dir?"

„Tibi."

„Sehr gut! Werde geben, reddo, reddere!"

„Reddam."

„Bravo, ausgezeichnet! Nun, noch eins! Der Herr ist aus Amerika. Was weißt du von den Vereinigten Staaten?"

„Die Vereinigten Staaten sind ein Staatenbund, gegenwärtig aus fünfundvierzig Staaten und drei Territorien bestehend. Der Sitz der Bundesregierung ist Washington und an der Spitze der Regierung steht ein von vier zu vier Jahren neuerwählter Präsident."

„Bravo!" rief Doktor Pulsnitz, indem er dem Knaben in die Wange kniff. „Das habe ich in Deinem Alter wahrhaftig nicht gewußt."

Die Mutter strahlte vor Freuden. „Das ist das Verdienst unseres Herrn Doktor, der so gütig ist, Manfred Privatunterricht zu ertheilen. In die hiesige Schule kann man doch ein Kind nicht schicken, das eine bessere Erziehung genießen soll."

„Du hast dich wacker gehalten, mein Junge," sagte Steinbach. „Nimm dir dein wohlverdientes Stückchen Torte. Und wir wollen benschen! setzte er zu dem Freunde gewendet, hinzu.

Nachdem die Bonne sich mit einem wiederholten bon jour! verabschiedet und die Kinder ihre regelrechten Knixe absolvirt hatten, sagte der Hausherr: „Wir müssen jetzt die Tafel aufheben!" Er goß aus einem Glase einige Tropfen Wasser über seine Fingerspitzen, trocknete sie an der Serviette, während Max sein Käppchen von der Stuhllehne nahm und es aufsetzte.

„Ich kann nicht mitthun," sagte Frieda. „Mein Bischen Hebräisch, das ich von einem sehr unbeholfenen Privatlehrer erlernte, — wir gingen nämlich nicht in die jüdische Schule, sondern erhielten unseren Unterricht im Hause von Gouvernanten — habe ich längst vergessen. Aufrichtig gesagt, sehe ich auch nicht ein, warum wir dem lieben Gott, der doch allwissend ist, unsere Wünsche und Gefühle nicht auch in deutscher Sprache vortragen können."

„Ihre Einwürfe, verehrte Dame," begann der Hausherr, „sind zwar nicht ganz neu, aber um sie zu widerlegen, brauchten wir doch mehr Zeit, als mir zu Gebote steht, denn der arme Stampfer hat schon zu lange gewartet."

„Sie weichen aus, Herr Doktor!" sagte Frieda.

Der Hausherr begann, ohne sich auf eine Erwiderung einzulassen, halblaut kantilirend das lange Tischgebet zu sprechen, während seine Frau, die ihm im Gebetbuche folgte, und Max, der stillschweigend zuhörte, bei den Absätzen respondirten.

„Gesegnete Mahlzeit!" rief er, indem er nach dem Schlusse sich erhob. „Max, willst Du Du meinen Freund Habakuk Stampfer kennen lernen? Es lohnt sich der Mühe. Das ist ein Original! Du kannst mich vielleicht auch mit Deinem Rathe in dem Falle, den er mir vorlegen wird, unterstützen."

„Thu' nicht so klein," erwiderte der Freund. Außerdem wäre ich nicht die geeignete Autorität. Unter den Indianern practizirt sich dergleichen nicht."

„Ei! Ich dachte, die wären viel braver als wir, die von Europens übertünchter Höflichkeit verdorben wurden," sagte Steinbach.

„Nun, das bezog sich nur auf Praxis," antwortete Max lachend. „Derartiges wird bei Naturkindern mehr in alter Weise nach dem mündlichen Her-

kommen entschieden, wie das noch zwei Jahrtausende lang nach Moses' Zeiten gehalten wurde. Oder sollte Moses von all den talmudischen Gesetzen nichts gewußt haben? Dann hätte am Ende Frau Hirschmann Recht und wir müßten diese Gesetze nicht beobachten."

„Bravo! Da habe ich doch Sukkurs," rief Frau Hirschmann triumphirend.

„Nun, da fängt die Geschichte von Neuem an!" rief der Hausherr. „Das geht nicht. Wir müssen fort."

„Wenn es denn sein muß —" begann Max. „Frau Hirschmann, es ist mir ein außerordentliches Vergnügen gewesen und es thut mir herzlich leid, daß es von so kurzer Dauer war. Vielleicht ist es mir ein einandermal wieder gegönnt."

„Herr Doktor! Das geht nicht," sagte die Angeredete. „Sie wollen doch nicht schon wieder fort. Ich hatte bestimmt darauf gerechnet, Sie heute beim Abendbrod als meinen Gast zu begrüßen. Ernestine, Du mußt mir helfen, oder ich habe Dich im Verdacht, daß Du alle Celebritäten, die in unser Städtchen kommen, monopolisiren willst."

„Nun, Herr Doktor," sagte Ernestine, schon um den Verdacht abzuwenden, müssen Sie meiner Freundin nachgeben. Wir haben unser Gastzimmer jederzeit in Bereitschaft und Sie inkommodiren uns nicht im Geringsten."

„Max, thu' mir den Gefallen und sage ja," fiel hier der Hausherr ein, „sonst kommen wir nicht fort und ich kriege von meinem Freunde Stampfer ein gehäuftes Maß von Grobheiten."

„Leider kann ich nicht," erwiderte der Gast lächelnd, „so sehr es mich auch ein Opfer kostet, solchen verführerischen Einladungen zu widerstehen. Ich werde heute Abend in Heinrichsbad erwartet."

„Dann geben Sie mir Ihr Wort, wenigstens Vesperkaffee bei mir einzunehmen," drängte Frau Hirschmann.

„Wenn ich bis zum Abgange der Post bereit sein kann, gerne."

„Das haben Sie gar nicht nöthig, Herr Doktor," begann Frieda wieder. „Ich stelle Ihnen unseren Wagen zur Verfügung, der Sie viel rascher und bequemer hinbringt, und Sie können Ihre Zeit selbst wählen."

„So viele Umstände wollen Sie sich mit mir machen!" erwiderte Max. „Das darf ich nicht zugeben."

„Gar keine Umstände, Herr Doktor," begann Frieda wieder. Mein Mann ist verreist und der Kutscher hat mehr freie Zeit, als für ihn gut ist."

Der Hausherr hatte schon eine Weile ungeduldig dagestanden, sein Käppchen zwischen den Fingern zerknitternd. „Schlag' nur ruhig ein, Max, Du hast Dir diese Höflichkeit durch Deine Schilderung der jüdischen Frau reichlich verdient. Dann wollen wir doch nach so langen Jahren einmal uns ausplaudern. Wir hatten ja noch gar keine Gelegenheit dazu."

„Ganz wie meine Schwiegermutter," rief Frieda triumphirend. „Die sagt auch immer, wenn meine Schwägerin zum Besuche kommt, bei der Abreise: „Du willst schon wegfahren! Wir haben noch gar nicht mit einander geredet."

„Man wird eben alt," sagte der Hausherr gutgelaunt. Nun, ich nehme die Einladung für Herrn Doktor Pulsnitz an. Und jetzt aufgebrochen! Allez vous promener!

„Jetzt haben Sie wieder etwas gefunden," sagte Frieda mit einem vergeblichen Versuche zu lächeln. „Also auf Wiedersehen um vier Uhr in meinem Hause."

Das Dienstmädchen öffnete wieder die Thüre. „Ich bin schon da!" rief der Hausherr, ehe sie noch sprechen konnte, und schob seinen Freund mit sich zur Thüre hinaus. „Adieu, meine Damen, auf Wiedersehen!"

Der Gast sah, als er in die Küche trat, einen kleinen, wohlgenährten Mann mit rothem Gesicht, das ein schmaler Bartsaum an den Wangen begrenzte. Eine große, schwerfällige Brille saß ziemlich vorne auf der Nase, und ein ledernes Käppchen bedeckte nur theilweise eine mächtige Glatze, deren blendendes Weiß von dem rothen Gesichte lebhaft abstach. Als die Freunde eintraten, saß er auf einem Küchenstuhle, klopfte mit den Füßen den Takt und drehte die Daumen in raschem Tempo bald von rechts nach links, bald von links nach rechts.

Ehe er noch das Eintreten der Freunde bemerkt hatte, trat Steinbach auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte lächelnd: „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Herr Stampfer, daß ich Sie so lange warten ließ. Ich hatte einen ganz unerwarteten Besuch erhalten, einen Freund aus Amerika, den ich seit Jahren nicht gesehen habe, und da habe ich mich bei Tische ein wenig verplaudert."

Der Angeredete war bei den ersten Worten des Hausherrn aufgestanden und betrachtete den Gast aufmerksam von Kopf bis Fuß. „Ich warte gerne, Herr Rabbiner," sagte er, „es ist nicht meinetwegen, aber der Niedermeyer hat mich um zwei Uhr zum Schlachten bestellt und der ist, wie Sie wissen, ein richtiger Genosse Amaleks. Wenn ich nicht rechtzeitig komme, macht er ein' Spektakel — weiß Gott, er ist schon einmal mit dem Beil auf mich losgegangen — oder er läßt statt zu schlachten, schlagen. Was liegt ihm daran? Er weiß, wie die heutige Welt ist. Wie viel Leute haben Sie denn noch, die sich darum kümmern, ob das Fleisch gesiegelt ist? Ich habe erst vorige Woche mit der Frau Hirschmann gezankt. Sie hat nämlich eine Zunge gekauft, was von einem geschlachteten Rind war. Ich habe es gewahr geworden und bin hingegangen, um es ihr zu sagen. Wissen Sie, was sie mir zur Antwort gegeben hat? Sie müssen sich irren, hat sie gesagt, Herr Stampfer. Mein Mann hat gefunden, die Zunge sei sehr delikat. Reden Sie mit solchen Leuten! Was soll dann der christliche Fleischer thun?"

„Lassen Sie es gut sein, lieber Herr Stampfer," unterbrach der Rabbiner den eifrigen Redefluß. „Ich werde mit dem Herrn ein Wörtchen reden. Das können Sie ihm gleich heute zu seiner Beschwichtigung sagen. Was haben Sie denn hier mitgebracht?"

„Das ist wieder von Jokew Klein," begann der Angeredete polternd. „Ich kann Sie versichern, Herr Rabbiner, bei Allem, was

mir heilig ist, der ist noch zehnmal ärger wie ein Goj und ein' Jungen hat er. Was soll ich sagen? Da ist ein Adolfleben, der soll . . ."

„Fluchen Sie nicht, Stampfer!" unterbrach ihn der Rabbiner stirnrunzelnd. „Ich habe das schon wiederholt gesagt. Du sollst dem Tauben nicht fluchen, steht geschrieben. Darauf sagt der Talmud: Du sollst nicht fluchen dem, der nicht gegenwärtig ist. Als Schochet dürfen Sie dieses Gebot ebensowenig übertreten, als die Speisegesetze."

„Man kann sich wirklich manchesmal gar nicht helfen," sagte Stampfer ein wenig betreten. „Sie mögen mir es glauben, Herr Rabbiner, auf Ehre und Gewissen. Wegen dem na . . . Jungen muß ich da eine Stunde sitzen."

„Daran bin ich ja schuld," fiel der Rabbiner ein.

„Nun ja, sehen Sie, muß ich Sie wegen dem na . . . Kerl stören. Also, ich habe bei Jokew eine Kuh geschlachtet, und wie ich „gebadkent" habe, sage ich: Es ist eine „Serche" auf der linken Seite. Adolf, sei vorsichtig, mach' ein „Malbusch." Sagt er: Das braucht man nicht. Ich werd' sie schon so herausbekommen. Sag' ich: Unterstehʼ dich nicht, du „Parechkopf." Er aber drängt mich weg, steckt die Hand hinein und reißt die „Serche" ab; nimmt die Lunge heraus, natürlich hat sie „mewazbez" gewesen. Sag' ich: Jetzt hast du's, du „Azus Ponim!" Trephe! Fängt Jokew an, einen Lärm zu machen. Ich will ihn zugrunde richten. Ich thue das absichtlich. Er wird mich beim Vorsteher verklagen. Er bezahlt mehr zur Gemeinde, wie jeder Andere. Ich habe nur gesagt: Hätt' Adolf einen Malbusch gemacht! Ich hab ihn gewarnt. Je mehr ich ruhig war, desto mehr hat er geschrien. Auf den Lärm ist sein Weib herausgekommen. Sie kennen doch Machle, Herr Rabbiner, können Sie sich vorstellen, was sich da gethan hat. Vor Allem ist da ein Geschrei geworden, daß die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen ist. Was auf der Welt Schlechtes ist, hat sie mich geheißen, ein' Räuber, ein' Mörder. Bei Allem, was mir heilig ist, ich habe Angst bekommen. Man kriegt doch Leute zu sehen, wenn man — ich soll's können in Freuden erzählen — fünfundvierzig Jahre Schochet ist. Wir haben schon einen hier gehabt, der war ein Gesell bei dem Grüner, das ist schon lange her, Peter hat er geheißen, das war ein regelrechter Rozeach. Er hat auch einmal einen Menschen todtgestochen, aber, so soll ich gesund sein bei Weib und Kind, ich hab' noch lieber mit Peter zu thun, wie mit der Machle. Kurz —

„Haben Sie wirklich ganz geschwiegen, Stampfer?" unterbrach ihn der Rabbiner lachend.

„Man ist doch ein Mensch!" war die Antwort. „Ich habe gesagt: Ich gehe zum Herrn Rabbiner, soll er es ausmachen."

„Weiter gar nichts, Stampfer?"

„Nun, man sagt ein Wort, aber doch nichts Böses. Ich hab' gesagt: Wenn sie wäre da gelegen statt der Kuh, hätte ich sie koscher geschochten."

„Sonst nichts?"

„Nein, nur Adolfleben muß ich mir lassen bis morgen. An einem Tage darf man nicht eine Kuh und ein Kalb schächten."

„Sehen Sie, dadurch verderben Sie es sich mit den Leuten," sagte

Steinbach stirnrunzelnd. „Nun zeigen Sie mir, was Sie da im Tuche haben, da Sie schon einmal gekommen sind."

Stampfer faltete ein Tuch auseinander, in welchem eine Rindslunge war. Hier ist es, rief er, indem er auf eine Stelle an dem unteren linken Lungenlappen wies.

„Wir wollen es einmal ansehen," sagte der Rabbiner. „Rosa, machen Sie uns auf dem Tische ein wenig Platz und geben Sie uns etwas lauwarmes Wasser."

Das Mädchen, offenbar mit diesen Vorgängen bekannt, entfernte das Küchengeschirr, so schnell sie konnte, legte eine Decke von Wachstuch auf den Tisch und stellte einen Topf mit dampfendem Wasser daneben.

„Das ist zu heiß," sagte der Rabbiner. „Thun Sie etwas mehr kaltes Wasser hinzu."

„Ist es so recht?" fragte sie, nachdem sie den Auftrag ausgeführt hatte.

„Ganz recht," erwiederte der Rabbiner, nachdem er seinen Finger in das Wasser getaucht hatte.

„Wollen Sie auch das trephene Messer, Herr Doktor?" fragte Rosa wieder.

„Nein, danke, es ist Alles in Ordnung."

Stampfer begann nun in die Luftröhre hineinzublasen, daß sich die Lungen mit Luft füllten und sich ungeheuer ausdehnten.

„Ein wenig gelassener," kommandierte der Rabbiner. „So, jetzt ist's genug!"

Stampfer hielt seine Hand fest über der Oeffnung der Luftröhre, während der Rabbiner die einzelnen Lungenlappen sachte durch seine Hand gleiten ließ. Als er zu der lädirten Stelle kam, nahm er ein wenig Wasser in seine hohle Hand, hielt es unter diese Stelle und sagte: „Stampfer, nun noch einmal, recht sachte!"

Stampfer, der von der früheren Anstrengung sich noch nicht erholt hatte und ganz roth im Gesichte war, ließ die Hand los, preßte seine Lippen an die Oeffnung der Luftröhre und begann mit der ganzen ihm zur Verfügung gebliebenen Lungenkraft, die ihm aus dem Untersuchungsobjekte entgegenströmende Luft durch die Gewalt seines Athems zurückzudrängen. Das Wasser in der Hand des Rabbiners brodelte und warf mächtige Luftblasen.

„Es ist genug," sagte er in ziemlich gedrückter Stimmung. „Lassen Sie sein."

Der arme Stampfer ächzte und wischte sich mit einem mächtigen, roth und blau getupften Taschentuch den Schweiß von der Stirne. „Wenn ich daran gedacht hätte," stieß er mühsam hervor, „hätte mir der Adolf müssen mitgehen. Der hätte müssen blasen, bis er zerspringt, soll ich leben und gesund sein; ff, ff!"

Der Rabbiner warf einen mißbilligenden Blick auf den Alten, während er für sich den Fall überdachte. Er runzelte die Stirne, bewegte den Kopf leise hin und her; von Zeit zu Zeit legte er den Zeigefinger auf die Lippen oder auf die Nasenspitze, dann schloß er die Hand zur Faust, hob und senkte

sie mit aufwärtsgerichtetem Daumen, sein Nachdenken in leise summenden Tönen andeutend.

„Hm, hm, Max," sagte er endlich, „was meinst Du?" Und an Stampfer sich wendend, fügte er hinzu: „Mein Freund ist der Sohn von Reb Secharje Bernstadt. Den haben Sie doch gekannt!"

„Scholem alechem!" rief Stampfer freudig, indem er dem Gaste die Hand reichte: „Scholem alechem! Ob ich Bernstadter Row gekannt habe! Meine erste Stelle war ja unter ihm. Ich war Bassist bei Schemaje Chasen und der Rebbe war damals krank und konnte nicht ausgehen. Da hat man an Jomim nauroim bei ihm im Hause Minjan gemacht und ich habe Mussaph geort. Das war das erstemal in meinem Leben. Der Rebbe hat mich auch sehr gelobt. Es ist, wie wenn ich ihn noch heute sehen würde. Er ist in seinem Lehstuhl gesessen, nur bei Schemone Essreh ist er aufgestanden. Er hat mir dann auch ein Jahr später Kabboleh gegeben. Merkwürdig! Das hätte ich mir nicht vorgestellt, daß ein Sohn von Reb Secharje nach Amerika gehen wird. Sie haben wohl den seligen Vater nur wenig gekannt?"

„Gar nicht," antwortete Max, „denn ich war nicht viel über ein Jahr alt, als er starb."

Steinbach, der die ganze Zeit über sinnend dagestanden hatte, unterbrach das Gespräch. „Wenn mein Freund Stampfer von den alten Geschichten zu erzählen anfängt, können wir bis morgen unterhalten werden. Und Sie wollen doch zu Niedermeyer schlachten gehen, Stampfer! Also, lieber Max, sage mir deine Meinung!"

„Das darf ich doch gar nicht," erwiderte der Angeredete. „Innerhalb des Bannkreises Deiner Gemeinde darf ich doch eine religionsgesetzliche Entscheidung gar nicht abgeben, zumal, da Du eine viel höhere Autorität in solchen Fragen bist als ich."

„Unser Herr Rabbiner," fiel Stampfer stolz ein, „kann es mit jedem Rabbiner der alten Schule aufnehmen. Das weiß ich, obwohl ich kein Gelehrter bin, aber wenn man fünfundvierzig Jahre, zu Buß' gesagt, Schochet ist und von Reb Secharje Kabbole hat, besitzt man eine gewisse Erfahrung. Ich habe schon mit anderen Rabbinern zu thun gehabt, die gar nicht wußten, wie anzufangen, wenn man mit einer „Schaile" zu ihnen gekommen ist, aber unser Herr Rabbiner hat Alles im Kopf. Der braucht nicht einmal den Jore dea aufzuschlagen. Sie sollen einmal hören, wie Reb Elchonon Steinberger von ihm spricht."

„Das ist meinem Freunde nichts Neues," fiel Steinbach ein. „Das hat ihm Pessach Schmereles schon heute morgens gesagt."

„Der schon dagewesen! Pessach Schmerbaucheles," begann Stampfer polternd. „Warum nicht? der Müßiggänger! Er hat nichts zu thun, wie die Leute zu belästigen. Er hat mir schon wieder heute morgens ein Tänzchen aufgeführt, weil das Ner Tomid in Schul' ausgegangen war."

„Lassen Sie das gut sein, Stampfer," bemerkte Steinbach beschwichtigend. „Nun Max, hast Du Dir eine Meinung gebildet?"

„Ich darf ja nicht," war die Antwort.

„Thue nur nicht gar so bescheiden. Ich möchte gern jemandes Anderen

Ansicht in der Sache hören. Aber, da Du so zurückhaltend thust, will ich Dir meine Meinung auseinandersetzen. Die Lunge war doch an das Fleisch angewachsen Stampfer?"

„Ja, Herr Rabbiner!"

„Nun, nach dem talmudischen Grundsatze, wie er von Rab Nachman aufgestellt wurde, ist das unbedingt kosher. Diese Ansicht erhält sich bei allen spanischen Gesetzeslehrern und ist so in den Schulchan Aruch übergegangen. Allerdings hat Moses Isserls diese Entscheidung verworfen und nach dem Brauche deutscher und französischer Rabbiner festgestellt, daß jede Verwachsung der Lunge mit dem Rippenfell als trephe zu betrachten sei, außer, wenn sich die Serche ablösen läßt. Haben Sie versucht, sie abzulösen, Stampfer?"

„Nur ein klein wenig, Herr Rabbiner, nur, um dem Parechkopf zu zeigen, daß es kosher gewesen wäre, wenn er mir gefolgt und den Malbusch gemacht hätte."

„Sie glauben also, daß sich die Serche hätte vollständig ablösen lassen?"

„Ganz gewiß, Herr Rabbiner. Ich habe schon „Serches gerieben," die waren wie die Stricke. Unter Reb Michol Leser . . ."

„Lassen Sie gut sein, Stampfer. Wir wollen erst in die Sache Klarheit bringen. Also, wenn wir uns nach der in den Schulchan Aruch übergegangenen Ansicht von Rab Nachman richten, wäre es kosher. Nun nach Moses Isserls wäre es auch kosher, wenn sich die Serche hätte ablösen lassen. Hier ist nun der Haken. Ich möchte nun sagen, daß, nachdem der Zweifel nach dem Schlachten entstanden ist, der status quo beurtheilt wird und folglich der Fall kosher ist, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist. Das geht ganz klar aus Tossaphot und Rambam hervor, wird auch im Schulchan Aruch ausdrücklich erwähnt, daß, wo vorausgesetzt werden kann, daß der Fleischer mit seinen Nägeln die Verletzung verursacht habe, die erleichternde Ansicht eintritt. So entscheidet auch Saul von Amsterdam in seinem Werke „Giwas Schoul," allerdings in einem Falle, bei dem man die Serche vorher nicht bemerkt hatte. Das ist nun der fatale Umstand, denn der Raschbo will den Unterschied aufstellen, daß der status quo nur dann gilt, wenn keine gleichzeitigen Verdachtsmomente vorhanden waren. In unserem Falle aber wäre nach Raschbo überhaupt keine Frage gewesen, denn nach dem Talmud ist die Sache kosher. Nach den deutschen Autoritäten, welche den Fall als zweifelhaft behandeln, kann man den status quo wieder gelten lassen, allerdings müßte man aber wie bei Rabbi Saul von dem Zweifel nichts gewußt haben, bis die Unmöglichkeit, die Sache festzustellen, eintrat. Dem gegenüber steht Stampfers Aussage, der als Sachverständiger vollen Glauben verdient, daß sich die Serche hätte beseitigen lassen, was nach der Ansicht des Oberrabbiners von Jerusalem Chajim David Chasan in Nedib Leb vollständig genügt, um den Fall kosher zu machen, und endlich der Umstand, daß der Metzger ein armer Mann ist und der Verlust ihn hart treffen würde. Nun" — setzte er nach einer langen Pause hinzu: „Ich glaube, wir können diesesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Was meinst Du, Max?"

„Ich bewundere."

„Mit Dir ist gar nichts anzufangen. Also sagen Sie ihm, Stampfer, diesesmal ist es koscher, aber er hat sich künftig Ihren Anforderungen zu fügen."

„Herr Rabbiner," begann der Angeredete verzweifelt, „jetzt wird gar nicht mit dem Jokew auszukommen sein. Er wird erst recht sagen, ich thue ihm Alles „lehachiss."

„Also sagen Sie ihm, ich muß mir die Sache überlegen. Er soll in Schul' kommen zu Mincha. Dann werde ich ihm die Antwort geben. Das Bischen Hangen und Bangen kann ihm nicht schaden."

„Das ist gut, Herr Rabbiner," erwiederte Stampfer. „Heute ist Jahrzeit von Schie Bär, da haben wir wenigstens einen mehr zu Minjan. Nun, ich muß gehen. Adieu, Herr Rabbiner. Adieu," wiederholte er, indem er sich an den Gast wandte. „Hat mich sehr gefreut. Es thut mir sehr leid, daß ich nicht länger das Vergnügen haben konnte."

„Mir auch, Herr Stampfer. Ich hätte mir gerne von meinem Vater erzählen lassen. Adieu!"

6. Kapitel.

Seelsorge-Praxis.

Die Freunde befanden sich auf dem Marktplatze.

„Hier, begann Steinbach, „siehst Du alle unsere lokalen Merkwürdigkeiten. Hier ist unser vornehmstes Hotel, unbestritten ersten Ranges, da es ein anderes nicht giebt. Es ist der Versammlungsort unserer haute volee, unser Theater, wenn einmal eine Schmiere hier ihr Zelt aufschlägt, unser Klublokal für politische Versammlungen u. s. w. Daran anstoßend ist das Rathhaus, ein ehemaliges Kloster. Hier siehst Du unsere Synagoge und friedlich daneben die katholische Kirche und das Pfarrhaus mit seinen altmodischen, bauchigen Gittern, sehr symbolisch den Markt beherrschend, während meine Amtswohnung ebenso symbolisch, nur durch ein Seitengäßchen zugänglich ist. Das vornehme Haus mit dem Balkon ist das Wohnhaus der Familie Hirschmann, das uns um vier Uhr zur Vesper erwartet, das Du also noch Gelegenheit haben wirst zu bewundern, und hier im Westen siehst Du unsere einzige Promenade, am bewaldeten Hügel mit der Ruine des alten Schlosses, von dem aus stundenlange Spazierwege in das Gebirge bis nach Heinrichsbad führen, dessen Reiz Du ja reichlich kennen lernen wirst."

Während die Freunde auf dem Marktplatze standen, von allen Seiten aus neugierig betrachtet, kam eine junge, blühend aussehende Frau, mit einem dreijährigen Mädchen an der Hand, auf sie zu. Die Kleine riß sich von der Hand der Mutter los, hüpfte auf Steinbach zu, erfaßte mit raschem Griffe seine Hand und drückte sie an die Lippen. Steinbach faßte die Kleine bei den Armen, hob sie in die Höhe und küßte sie auf die Stirne.

„Ich habe Ihnen gern, Herr Rabbiner," sagte die Kleine, sich an ihn anschmiegend.

„Das nenne ich ein offenes Geständniß," bemerkte Pulsnitz.

„Das freut mich recht sehr, mein Püppchen," rief Steinbach lachend, indem er in die Tasche griff und eine Düte mit Bonbons heransholte. „Dafür darfst Du auch zwei haben.

Inzwischen war die Mutter herzugekommen. „Mußt Du allemal den Herrn Rabbiner belästigen?" schalt sie. „Warte nur, bis Du nach Hause kommst, da mußt Du wieder in die dunkle Kammer, Du unartiges Ding, Du."

Nun, lassen Sie sie doch ruhig gewähren, Frau Popper," sagte Steinbach, ihr die Hand reichend. „Sie hat mir eben eine spontane Liebeserklärung gemacht. Fürchte Dich nicht, Berthel," fügte er, an die Kleine gewendet, hinzu, „Du kommst nicht in die dunkle Kammer, Du bist recht brav."

„Ist sie jetzt wieder ganz munter?" wandte er sich an die Mutter.

„O ja, Gott sei Dank!" erwiederte diese, indem sie sich mit der Schürze über die Augen fuhr. „Ihnen muß es auch der liebe Gott vergelten, was Sie an uns gethan haben, und auch der Frau Doktor, die unser Engel war. Ich habe auch noch jeden Sabbath eine besondere Kerze für die Bertha angezündet und das will ich mit Gottes Hilfe halten, so lange sie bei uns im Hause ist. Ja, es war eine schreckliche Woche, Gott sei Dank, daß wir es in Freuden erzählen können." Schluchzen erstickte bei diesen Worten ihre Stimme und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Die Kleine war an Diphteritis erkrankt," bemerkte Steinbach, dessen Augen gleichfalls einen feuchten Schimmer hatten, „und ihre Rettung ist ein wahres Wunder."

„Guten Tag, Frau Popper! Adieu, Berthel, bleib' recht brav!"

Die Freunde schritten eine Weile schweigend nebeneinander, bis Pulsnitz die Stille unterbrach. „Das ist der Segen des Wirkens in einer kleinen Stadt," sagte er. „Du kannst den Leuten ein wirklicher Seelsorger sein, ein Berather in Freud und Leid. Ich kann mir die Situation ausmalen. Hier ist eine arme Frau, deren einziges Kind an Diphteritis erkrankt ist. Du gehst täglich in's Haus, Du sprichst ihr Trost zu, Deine bloße Gegenwart ist ihr eine Stärkung. Vielleicht bedarf sie auch Deiner materiellen Hilfe, und Du verschaffst ihr dieselbe in einer Weise, die sie nicht beschämt. Sie sieht in Dir thatsächlich einen Abgesandten des Himmels, und da sie Dich nicht belohnen kann, gelobt sie Gott ein wöchentliches Opfer. Es ist also im Ganzen dieselbe Geschichte wie bei meinen Indianern mit ihrem Medizinmann."

„Ich muß mich in Dir erst zurechtfinden," sagte Steinbach, „Du zeigst eine Bitterkeit im Urtheile, die ich an Dir nicht gewohnt war. In diesem Falle ist es das überströmend dankbare Herz der armen Frau, das in irgend einer Weise seine Gefühle manifestiren will. Mir hat sie zum Beispiel ein seidenes Taschentuch mit einem Monogramm gestickt, das ein wahres Kunstwerk ist. Sie weiß sehr wohl, daß ich mir aus einem derartigen Luxus nichts mache, aber sie hat das Bedürfniß, mir ihre Verehrung zu zeigen, und so verehrt sie dem lieben Gott eine Kerze, weil sie sich bei deren Anblick ihre Dankbarkeit in's Gedächtniß zurückruft.

„Du bist doch ein wenig Rationalist," erwiederte der Freund. „Warum denn gerade eine Kerze? Ist diese nicht eine etwas civilisirtere Form des

verbrannten Opferthieres, wie das Letztere wieder eine etwas civilisirte Verdünnung des ursprünglichen Menschenopfers ist?"

„Das bestreite ich erstens," erwiderte Steinbach, „denn alle Religion muß nicht gerade diese Entwicklungsstufen durchlaufen haben, und zugegeben, Du seiest im Recht, was beweist es, so lange die Frau sich dessen nicht bewußt ist? Zugegeben, daß unsere Mode der Hochzeitsreisen nur ein rudimentäres Ueberbleibsel des Frauenraubes der alten Zeit sei, hat diese historische Thatsache einen Einfluß auf das Glück eines jungen Paares, das seine Flitterwochen am Gardasee zubringt?"

„Die Frau Popper, welche uns eben verlassen hat, ist in mancher Richtung eine merkwürdige Person. Begabt mit einem seltenen Talente, hat sie nach dem Tode ihres Vaters sich und ihre alte Mutter durch ihre Nadel ernährt. Sie hat fürstliche Trousseaus geliefert und Damen der Aristokratie Unterricht in Stickerei ertheilt. Obwohl derartige Arbeiten nicht im Verhältniß zu dem erforderlichen Aufwand an Mühe bezahlt werden, hat sie sich ein kleines Kapital erspart. Dann macht die altjüdische Unsitte des Heiratens um jeden Preis einen grausamen Strich durch ihr Leben." —

„Unsitte!" rief Max, „Du bist ja ein Ketzer! Heißt es nicht im Talmud: „Besser zu zweien, als vereinsamt," oder: „Wenn deine Tochter herangewachsen ist, schenke deinem Sklaven die Freiheit und gieb ihm sie," und so viele andere Stellen, die Du wohl besser citiren kannst als ich."

„Max, Du erinnerst mich in Deiner Heftigkeit an die Rationalisten des vorigen Jahrhunderts und dabei hast Du mich einen Rationalisten genannt. Der Talmud giebt doch in diesen Aussprüchen keine Gesetze, sondern stellt Lebenserfahrungen auf, die wie alle derartige Prinzipien nur im Allgemeinen in der Mehrzahl der Fälle ihre Geltung besitzen, oder willst Du Sprichwörter, wie: „Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache" in solch absoluter Geltung verstanden wissen? Hätte Thomas Edison wohl Maschinist bleiben oder Kolumbus sich mit der Stellung eines Kapitäns auf einem Kauffahrer, der zwischen Genua und Marseilles fuhr, begnügen sollen?"

„Doch laß uns zur Frau Popper zurückkehren. Irgend ein wohlhabender Onkel, dem ihre Unabhängigkeit ein stillschweigender Vorwurf ist, ein unangenehmer Zwang, die arme Nichte als seinesgleichen behandeln zu müssen, sucht einen Schadchen auf, und der Letztere hat natürlich sofort eine Partie zur Hand. Popper ist ein rechtschaffener Arbeiter, aber sonst ein beschränkter Mensch und ohne alle Manieren. Er hat bisher ein Fuhrwerk betrieben. Mit etwas Kapital wird er ein Wirthshaus und eine kleine Oekonomie pachten. Bei seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit bringt er es in kurzer Zeit zum reichen Mann. Der Onkel, der selbst drei Töchter verheirathet hat, weiß wohl, daß man die Perspektiven eines Schadchen etwas discontiren muß, aber er ist es zufrieden. Die Nichte jedoch will nicht. Sie hat in vornehmen Kreisen verkehrt. Popper's Fuhrmann's Manieren sind ihr zu ungeschliffen, sie will auch nicht auf ein Dorfwirthshaus sich hinsetzen und schließlich hat sie Zeit."

„So ein wohlthätiger Onkel ist aber nicht leicht aus dem Felde zu schlagen. Ich will die Sache kurz machen. Eines schönen Tages erscheint Jonas

Popper mit neuen Glacehandschuhen bei mir — ich wundere mich noch heute, daß sich diese Größe hat auftreiben lassen — und ersucht mich, seine Trauung mit Fräulein Rosalie Grünfeld vorzunehmen. Der weitere Vorgang ist leicht zu errathen. Popper ist ein Arbeiter, aber kein Geschäftsmann, Rosalie kann sich in die Atmosphäre nicht hineinfinden, und so ist in kurzer Zeit ihr Sparpfennig in den Händen der Gläubiger. Der Onkel hilft noch einmal mit einer kleinen Summe nach und hat bald das Vergnügen oder die Genugthuung, eine arme Verwandte zu haben, von der er seufzend und seine Opferfähigkeit rühmend, im Klub erzählen kann.

„Jonas Popper kommt wieder zu mir; diesmal ohne Glacehandschuhe, und klagt sein Leid. Nicht ohne harte Mühe kann ich durch eine Sammlung ihm Pferd und Wagen retten, und übrigens muß ich ihm nachsagen, daß er ein fleißiger Mensch ist; er arbeitet und ernährt sich, so daß sein Erwerb mit dem jetzt sehr kümmerlichen Lohne seiner Frau, die hier nicht für Private, sondern nur für großstädtische Geschäfte arbeiten kann, gerade hinreicht, um den Haushalt zu bestreiten. Nun wird die Kleine krank. Der Arzt diagnostizirt Diphteritis und eine Operation ist nothwendig. Ein Chirurge muß telegraphisch aus der Stadt berufen werden. Die arme Frau ist außer sich und der Rabbiner ist der einzige Rathgeber. Berufe ich den wohlthätigen Frauenverein, ist die Sache verloren. Da ist die Präsidentin, unsere Frau Hirschmann, eine vortreffliche Dame, aber etwas officiös, wenn sie ihres Amtes waltet, und immer erfüllt von constitutionellen Bedenken. Da ist eine andere Dame, die meint, Frau Popper habe es nicht nöthig gehabt, zu heirathen; eine dritte findet, Popper sei ein grober Mensch, sonst würde er längst ein vermögender Mann sein; eine vierte hat wieder Bedenken, daß alles Geld des Frauenvereins an eine Familie gegeben werden solle, und so cum gratia ad infinitum. Ich telegraphiere also, ohne jemanden zu fragen an den Professor, gebe, um etwaigen Bedenken zu begegnen, das Bankhaus S. L. Benedikt & Söhne als Referenz für meine Zahlungsfähigkeit an. Die Zusage trifft ein und ich gehe zu Hirschmanns, um mir ihren Wagen auszubitten, damit der Professor von der Station abgeholt würde. Hier finde ich die ersten verdutzten Gesichter, die ich natürlich nicht bemerke. Der Wagen wird geschickt, der Professor erscheint, vollzieht die Tracheotomie und meine Kleine ist gerettet."

„Da er zwei Stunden Zeit hat, bis der nächste Zug abgeht, stelle ich mich ihm zur Verfügung. Ihm ist die Aermlichkeit des Hauses aufgefallen, und als ich ihn nach der Höhe seines Honorars frage, will er wissen, wer das bezahlt. Ich erwiedere wahrheitsgetreu, daß ich das nicht wisse, vorläufig werde ich es thun, und da ich eine solche Summe nicht flüssig habe, hätte ich sie unterdessen geborgt. Der Professor ist ein freidenkerischer Katholik, und als solcher ein Pfaffenfeind. Meine Erklärung kommt ihm sehr überraschend. Er fragt mich: Herr Rabbiner, werden Ihnen die Eltern bezahlen? Ich nehme meinen Vortheil wahr und erwiedere vollständig den Thatsachen entsprechend: Die können es nicht, aber einzelne wohlhabende Mitglieder der Gemeinde und unser wohlthätiger Frauenverein werden mir darin vielleicht beistehen."

„Haben Sie sich dessen nicht versichert?" fragt er wieder.

„Nein!"

„Und wenn man Sie sitzen läßt —"

„So muß ich es eben aus meiner Tasche bezahlen, Herr Professor!"

Er sieht mich eine geraume Weile staunend an. Dann sagt er: „Hören Sie, Herr Rabbiner, wenn es unter Ihren Standesgenossen viele ihresgleichen gäbe, wäre es um die Religion besser bestellt."

„Ich nehme erst recht meinen Vortheil wahr und sage: „Herr Professor, lassen Sie sich nicht im Mindesten beeinflussen. Ich habe Sie unter Garantie Ihres Honorars hieher berufen und Sie sind vollständig berechtigt, Ihre regulären Ansprüche zu stellen."

„Dadurch erreiche ich, daß er seine Ansprüche um die Hälfte ermäßigt. Uebrigens hat ihm die glückliche Mutter eine Schlummerrolle für seine Equipage gestickt, die thatsächlich ein Kunstwerk war und für die er sich in sehr verbindlichen Worten bedankt hat."

„Und wie erging es Dir mit der Erstattung der ausgelegten Summe?" fragte Max, der die ganze Zeit hindurch aufmerksam zugehört hatte.

„Sehr gut! Ich berief die Damen zusammen, trug ihnen den Fall so vor, als wäre er eine Neuigkeit gewesen, obwohl sie ihn alle kannten, berief mich darauf, daß sofortiges Handeln nöthig gewesen sei, wies ferner darauf hin, daß die Frau Präsidentin mir indirekt ihre Zustimmung gegeben habe, indem sie mir ihren Wagen für den Professor zur Verfügung stellte und schließlich offerirte ich meinen Antheil zu einer etwaigen Sammlung, und dieser letzte Schachzug wirkte wie bei dem Professor die Angabe, daß ich für sein Honorar aufkommen müsse. Die Präsidentin erhob sich und erklärte, daß, obwohl es gegen die parlamentarischen Regeln sei, sie doch den Antrag stelle, den von unserem Herrn Doktor ausgelegten Betrag aus der Vereinskasse zurückzuerstatten. Einstimmig und ohne Debatte angenommen! So wurde ich denn großer Wohlthäter ohne weitere Kosten, da sich meine Auslagen auf die Kleinigkeit für telegraphische Depeschen und die sehr bescheidene Hotelrechnung reduzirten."

„Du bist wahrlich eine Inkarnation des talmudischen Ideals von dem frommen Manne," begann Pulsnitz nach einer Weile, „klug in der Gottesfurcht, beschwichtigend jeden Unwillen, friedenstiftend überall unter Juden und Heiden, beliebt bei Menschen und ein Wohlgefallen bei Gott."

„Danke, danke!" unterbrach ihn Steinbach verlegen.

„Laß Dir Zeit, ich bin noch nicht fertig. Ist es aber darum nothwendig, daß die Frau glaubt, Deine Menschenfreundlichkeit und des Professors Geschicklichkeit mit einem Opfer an Unschlitt geradeso wie zu Noahs Zeiten bezahlen zu müssen?"

„Immer dieselbe rationalistische Bitterkeit!" erwiderte Steinbach. „Wenn Du den Hut lüftest, so thust Du, was in grauer germanischer Vorzeit besiegte Krieger thaten, die mit der Entblößung des Hauptes anzeigten, daß sie ihren Kopf dem Sieger zur Verfügung stellen. Nun ist das aus unserem Bewußtsein geschwunden und ist darum nicht mehr wahr.... Uebrigens hier wirst Du eine andere Geschichte hören."

Die Freunde hatten inzwischen den Marktplatz verlassen und schritten durch eine lange geradlinige von ebenerdigen Häusern umsäumte Vorstadt-

straße in's Freie. Eine Staubwolke, die sich ihnen entgegenwälzte, lenkte ihre Aufmerksamkeit von ihrem Gespräch ab. Ein Mann von etwa sechzig Jahren, klein, dürr und sehr ärmlich gekleidet, trieb mit einem Baumzweige drei Kühe vor sich her. Es kostete ihn offenbar Mühe, fortwährend von einer Seite der Straße zur anderen zu gehen, um die Kühe bald vom Grasen, bald vom Eintreten in ein Scheunenthor abzuhalten. Als er der Freunde gewahr wurde, lüftete er höflich die Mütze und wollte seinen Weg fortsetzen. Steinbach aber trat an ihn heran.

„Wie geht's, Herr Berger? Haben Sie Nachrichten von Ihrem Herrn Sohne?" fragte er.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Rabbiner. Gestern ist ein Brief aus Mailand angekommen. Er läßt sich dem Herrn Rabbiner und der Frau Gemahlin empfehlen. Er hat viel zu thun, da er einen Bericht an den Minister fertig machen muß und erst von seinem Werke, was er herausgiebt — wie heißt man das? — mein Kopf ist nicht auf solche Sachen — na, wissen Sie, Herr Rabbiner, was er hier immer gehabt hat, wenn er pflegte zu Ihnen zu gehen . . ."

„Korrekturbogen lesen," half Steinbach nach.

„Ja, ja," fiel Berger freudig ein. „Ich werde Ihnen den Brief hinbringen. Ich habe müssen heute morgens sehr zeitig nach Primitzschau gehen, sonst wäre ich schon heute früh gekommen. Ho, Ho, Sch!" unterbrach er sich und lief den Kühen nach, die inzwischen in einen Thorweg getreten waren, um sich an einem beladenen Heuwagen, der dort stand, gütlich zu thun.

„Adieu, Herr Berger!" rief ihm Steinbach zu. „Ein andermal! Kommen Sie heute abends oder morgen, wenn Sie können. Es wird mich sehr interessiren."

„Was ist das?" fragte Pulsnitz neugierig, nachdem er eine Weile den Versuchen Bergers, seine Herde auf den rechten Weg zu lenken, zugesehen hatte. „Ein Viehhändler, der einen Literaten zum Sohne hat, welcher in Italien lebt. Gott, wie talentvoll sind unsere Leut'!"

„Jawohl, die Evolution der Juden ist ein vielleicht beispielloses Phänomen," begann Steinbach. „Dieser Saul Berger, dem wir hier begegneten, ist ein Viehhändler, der sich schlecht und recht, und zwar mehr schlecht als recht ernährt, denn obwohl er ein geriebener Kerl ist, hat er es merkwürdiger Weise noch nicht auf einen grünen Zweig bringen können. Nun hat er einen Jungen, der ein höchst begabter Mensch ist. Als ich vor vierzehn Jahren hieher kam, war der Junge etwa zwölf Jahre alt, und ich um vierzehn Jahre jünger als ich heute bin. Ich kam hieher, voll von Enthusiasmus und ganz unglücklich darüber, daß ich nicht genug zu thun hatte. Ich nahm mir den Heinrich in die Lehre und hatte ihn in zwei Jahren für die Tertia vorbereitet. Dem Vater schmeichelte dieser Erfolg und er ließ den Sohn das Gymnasium besuchen. Als Heinrich aber vor dem Abiturienten-Examen stand, kam der Vater zu mir und klagte: „Es geht nicht mehr. Die Geschäfte gehen schlecht. Ich habe mich für den Jungen geopfert und jetzt dient mein älterer Sohn beim Militär. Ich kann nicht mehr so wie früher u. s. w." „Sie wollen doch den Jungen nicht aus der Schule nehmen?" sage ich. „Gewiß nicht, Herr

Rabbiner, aber ich weiß mir keinen Rath." Nun, was thun? Es ist sieben Jahre her. Die Gemeinde war damals noch wohlhabender und ich war enthusiastischer. Leicht war es deswegen doch nicht, denn der Eine sagte: Ein armer Mann braucht seine Kinder nicht studieren zu lassen. Ich lasse auch nicht alle meine Kinder studieren. Ein Zweiter sagte: Wenn Saul Berger nicht lauter „Betites" im Kopfe hätte, wäre er ein reicher Mann. Ein Dritter: Der Saul Berger hat mich um mehr Geld gebracht als nöthig ist, um seinen Sohn studieren zu lassen, und fängt mir an, Geschichten von einem Ochsenhandel zu erzählen, die ich nicht verstehe, was mich aber nicht hindert, zu sagen. „Sie sind ganz im Rechte, aber dafür kann doch der Junge nichts." „Herr Rabbiner, nur weil Sie es sind"... „Gut! Weil ich es bin." Endlich haben wir hier eine Stiftung zur Förderung des Thorastudiums, angelegt von einem gewissen Reb Model aus Gorkau, der übrigens sonst ein höchst gefährlicher Denunziant war."

„Schöne Frömmigkeit," warf Max ein, „sich die Seligkeit auf solche Weise zu erkaufen!"

„Was willst Du thun? Endlich war er der Schlimmste nicht. Er hat wenigstens das Gefühl moralischer Verantwortlichkeit vor Gott, das Pflichtgefühl, seinen Glaubensgenossen zu helfen und das Ideale zu fördern, besessen. Unsere heutigen Finanz-Aristokraten stoßen diejenigen, die auf ihre Hilfe angewiesen sind, mit Fußtritten von sich, affektiren Sportpassionen, um sich in die aristokratische Gesellschaft zu drängen und, was sie an gemeinnützigen Institutionen schaffen, geschieht aus Reklame, also aus viel unwürdigeren Motiven, als die unseres Reb Model waren, der im Bewußtsein seiner Schuld sich Gottes Verzeihung kaufen wollte."

„Zugegeben!" sagte Max. „Hast Du aber nicht gegen die Intentionen des seligen Reb Model gehandelt, als Du die Verwendung des Geldes zu so weltlichen Zwecken anriethest."

„Ich habe die Sache auch ernstlich erwogen" war die Antwort „und schwer mit mir gekämpft, denn ich verhehlte mir nicht, daß die Verwendung der Stiftungs-Interessen nicht im Sinne des Erblassers geschah, aber ich habe mir gesagt, daß ich im Sinne der talmudischen Maxime handle, man dürfe gegen den Auftrag eines Abwesenden handeln, wenn die Handlung zu seinem Besten ist. Die Stiftung Reb Models war im Anfange des Jahrhunderts gemacht worden, als unser Städtchen ein Hauptsitz des Talmudstudiums unter Rabbi Pinchas, einem der bedeutendsten Schüler des „Schaagas Arjeh" war. Als Reb Model 1816 starb, war Rabbi Pinchas ein Mann von etwa achtundfünfzig Jahren und hatte eine von fünfzig Bachurim besuchte Jeschiba, die überdies durch talmudisch gelehrte Gemeindeglieder, welche als Privatiers lebten, verstärkt wurden. Reb Model dachte ebensowenig als Reb Pinchas daran, daß dieser Zustand sich jemals ändern könnte, und da er wegen seiner Denunciationen sich mit seiner Gemeinde zerschlagen hatte, und besonders mit deren Rabbiner in ewiger Fehde lebte, errichtete er die Stiftung in unserer Gemeinde.

„Rabbi Pinchas starb im Jahre 1837 nach jahrelangem Kränkeln, und die Jeschiba war schon damals im Niedergange. Zwei Jahre blieb die Stelle

unerledigt, bis der Rabbiner Sußmann erwählt wurde. Er war schon ein Moderner, überdies zu wenig Talmudist und zu materialistisch gesinnt, um das sinkende Institut vor dem Verfalle bewahren zu können. Als ich ihm im Jahre 1882 folgte, waren Jeschiba und Bachurim lange vergessen und die Interessen der Reb Modelschen Stiftung wurden in schamloser Weise vergeudet. Stampfer war der Rabbi und vier Professionsbettler waren seine Jeschiba; er las ihnen einen Abschnitt aus der Mischna vor, den er so wenig als sie verstand, und sie machten faule Witze darüber, äfften sein Singsang, titulirten ihn „Rebbe" nnd richteten an ihn rituelle Fragen, die natürlich Travestien waren, wie zum Beispiel: Rebbe, bei meinem Nachbaren ist heute die Tochter gestolpert und in ein Schaff Milch gefallen, was soll man thun? Stampfer, der, obwohl er in Geldfragen ein weites Gewissen hat, ein sehr pflichttreuer Mensch ist und sonst sich diesen Vagabunden gegenüber ein Ansehen geben wollte, polterte. Die Herren amüsirten sich ruhig weiter und einer von ihnen sagte: Rebbe, ich weiß, die Milch soll man ausgießen, aber die „Mad" kann man brauchen.

„Jede andere Verwendung war besser als diese und darum folgerte ich, daß es Reb Model darauf abgesehen hatte, das geistige Leben in der Gemeinde zu fördern, und daher ein Stipendium zur Bestreitung der Studienkosten für einen jungen Mann aus der Gemeinde im Geiste der Stiftung liege."

„Hatteſt Du mit dieſer kühnen Auslegung des Stiftsbriefes keine Opposition gefunden?" fragte Pulsnitz.

„Nicht viel. Da war wohl der Eine und der Andere, der dem Saul Berger feind war und seine Mißgunst hinter religiösen Skrupeln verbarg, oder aus Sympathie mit den Schnorrern, respektive aus Furcht vor einer Belastung der Gemeinde, sich dem Projekte widersetzte, aber die einzige richtige und ehrliche Opposition kam von dem Schmul Hirsch Schneeberger, dessen Frau Du heute morgens kennen gelernt hast. Der setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das Projekt zu Falle zu bringen, und — ich muß ihm das lassen — er vertrat ein Prinzip. Er war selbst noch ein Schüler von Rabbi Pinchas gewesen und wollte das Geld so verwendet wissen, wie es Rabbi Pinchas verwendete und, wenn es nicht möglich wäre, sollte man es nach einem ungarischen Städtchen schicken, wo Rabbi Menachem, einer von Rabbi Pinchas Schülern, ein neunzigjähriger Greis, noch eine Jeschiba unterhielt. Kurz, ich gewann den Prozeß und Schmule Hirsch wurde mir ein bitterer Feind. Dafür aber gelang es mir, Heinrich Berger auf dem Gymnasium zu erhalten und nach der Universität zu bringen, wo ihn eine entschiedene Neigung zum Studium der Kunstgeschichte führte.

„Es war nun erst recht nicht leicht, einen jungen Mann in einer so brodlosen Kunst zu erhalten. Ich schrieb an den hochgeehrten Herrn Kollegen in der Universitätsstadt. Die Antwort war ein kühles, höfliches Bedauern, sich in dem Falle mir nicht gefällig erweisen zu können, da man jetzt bei der Ueberfüllung der gelehrten Berufe in den Kreisen der Wohlthäter nicht leicht willige Ohren finde, wenn es sich um Förderung des Studiums handle. Ich machte mich daher selbst auf die Strümpfe und es gelang mir, durch die Em-

pfehlung des Professors der Kunstgeschichte von zweien unserer Finanzbarone für Heinrich eine Jahresdotation zu erhalten, die ihm während der ersten zwei Jahre durchhalf. Der Wahrheit die Ehre! Er half sich bald selber. Eine Frau Geheimrath von Hellheim spielte Mäcen. Sie ließ ihren Töchtern von ihm Zeichenunterricht ertheilen, empfahl ihn zu gleichem Zwecke bei ihren Freundinnen, verschaffte ihm Aufträge für dekorative Entwürfe und ließ ihn vor einem Zirkel ihrer Freundinnen Vorträge über Kunstgeschichte halten. Auf einer Ferienreise gelang es ihm, in dem unweit von hier gelegenen Schlosse der Familie Raiffenthal einige alte Kupferstiche von Schonburg, dem ältesten deutschen Kupferstecher, zu entdecken. Sie trugen ein älteres Datum als irgend eines der bisher bekannten Werke des Meisters und der Fund rief Aufsehen hervor. Es fehlte nicht an Widerspruch, und mein junger Heinrich führte einen gewandten Kampf in Fachblättern und gewann den Sieg insofern, als die hervorragendsten Autoritäten sich auf seine Seite stellten. Seine Dissertation „Schonburg's Einfluß auf die Kupferstiche der italienischen Meister" wurde von der Fachpresse sehr günstig aufgenommen. Er bewies darin, daß die ältesten italienischen Kupferstecher Nachtreter der Deutschen waren, und das that dem Nationalstolz außerordentlich wohl. So erhielt er eine Kustosstelle am Museum, und reist jetzt mit einem staatlichen Stipendium in Italien, um Studien in den dortigen Sammlungen zu machen."

Steinbach hielt inne und die Freunde schritten eine Weile schweigend nebeneinander. Pulsnitz war die ganze Zeit hindurch aufmerksamer Zuhörer gewesen und hatte wiederholt bewundernd zu dem Freunde aufgesehen.

„Reb Mobel," sagte er endlich, „darf sich bei Dir bedanken, daß Du sein Testament so freisinnig interpretirt hast, und nach diesem Erfolge konntest Du auch den Zorn des seligen Schmule Hirsch Schneeberger ertragen."

„Der hat sich lange vor seinem Tode mit mir ausgesöhnt" erwiderte Steinbach „und sich sogar zu dem Geständniß herbeigelassen, daß ich Recht haben dürfte, denn er habe bei dem Tode des Rabbi Menachem dessen Bachurim gesehen und sie so degenerirt gefunden, daß sie kaum besser seien als Stampfers Auditorium. Uebrigens hätte ich als Rabbiner einmal entschieden und, wenn die Weisen aus rechts links machen, sagt der Talmud, müsse man ihre Entscheidung annehmen. Zum Zeichen seiner Aussöhnung hat er mir seine Bibliothek vermacht, die zwar nicht sehr werthvoll ist, aber darunter war die Mantuaner Ausgabe des Sohar, die editio princeps, weißt Du, ein Prachtexemplar, und die Autorisation des Rabbi Pinchas von dem Schaagaß Arjeh, als blindem Greise, unterschrieben."

Der Sprecher unterbrach sich wieder und sah den Freund an, der ganz in Gedanken versunken schien. Da dieser nichts erwiederte, fuhr Steinbach fort: „Es ist doch merkwürdig, welche Schicksale die Bücher haben. Auf welchen Wegen mag dieser Sohar gereist und durch welche Hände mag er gegangen sein, bis er endlich in meine Bibliothek gerieth? Welche unermeßliche Verschiedenheit der Gedanken sind da herausgelesen und hineingelegt worden!"

„Du lebst in der Vergangenheit, David," begann Pulsnitz nach einer kleinen Weile. „Sehen wir die merkwürdigeren Wandlungen nicht vor Au-

gen? Da hast Du deinen jungen Kunsthistoriker, geboren 1870, wollen wir sagen, den Sohn von Saul Berger, der seine Kühe aus dem Dorfe nach Hause treibt und dessen Schulbildung vor fünfzig bis sechzig Jahren nicht über nothdürftiges Lesen und Schreiben hinausging. Der Großvater, etwa 1800 geboren, hat außer dem Talmud keine Wissenschaft anerkannt und hätte sicherlich in Müller's berühmtem Stiche der sixtinischen Madonna nur ein Götzenbild gesehen. Der etwa 1760 geborne Urgroßvater hat noch seinen gelben Fleck getragen, und hätte wohl jeden weltlichen Unterricht seiner Kinder als Verführung zur Apostasie perhorreszirt. Und ich, der Enkel eines polnischen Rabbiners, bin ich nicht ein lebendiges Zeugniß der unerbittlich amalgamirenden Gewalt des Zeitgeistes, wäre ich es nicht, wenn ich ein ganz orthodoxer, moderner Rabbiner wäre!"

Ein lauter Ruf: „Herr Rabbiner, Herr Rabbiner!" unterbrach diese Rede. Die Freunde wandten sich um und gewahrten einen beleibten Mann von untersetzter Gestalt in Hemdärmeln, die Aermel über die Elbogen aufgestreift und eine weiße Schürze vorgebunden, ihnen nacheilen. Sie blieben stehen und Steinbach deutete durch eine Handbewegung an, daß der Laufende seine Eile mäßigen solle."

„Was giebt's, Herr Klein?" fragte er, als der Mann keuchend herangekommen war.

Der Angeredete wischte sich mit dem Zipfel seiner Schürze den Schweiß von der Stirne und machte einige vergebliche Versuche zu sprechen. Seine Brust und seine Schultern hoben und senkten sich, sein Athmen hörte sich wie das Schnauben einer Lokomotive an und es dauerte einige Minuten, bis er die Worte hervorstoßen konnte: „Herr Rabbiner, machen Sie mich nicht unglücklich!" worauf er wieder zu keuchen begann.

Steinbach lächelte. Trotz der Güte, die sich in dem männlich schönen, ernsten Antlitze aussprach, konnte man in seinen Zügen doch das Gefühl der Befriedigung lesen, welches das Bewußtsein der Macht dem Menschen verleiht.

„Ich kann mir es wohl denken, warum Sie kommen," sagte er in ruhigem Tone. „Hat Ihnen Stampfer nicht berichtet, daß ich Ihnen abends in Schul' Bescheid geben will!"

„Aber, Herr Rabbiner! Ich brauche das Fleisch. Bei Weinberger haben sie die Leber bestellt und der Frau Hirschmann habe ich das Gehirn versprochen, und Bermann in Heinrichsbad nimmt den Lendenbraten. Das muß noch mit der Post abgeschickt werden. Um Gotteswillen, Herr Rabbiner, machen Sie mich nicht unglücklich!"

Steinbach behielt seine völlige Ruhe. „Mein lieber Jokew," sagte er „ich muß mir die Sache überlegen. Wie Sie sehen, habe ich einen Besuch hier, einen Freund, den ich seit vierzehn Jahren nicht gesehen habe. Ich konnte mir bis jetzt nicht die nöthige Zeit nehmen, eine so schwierige Frage zu entscheiden." Bei diesen Worten wandte er sich zum Gehen.

Der Metzger faßte ihn am Arme. „Herr Rabbiner," schrie er, „wie heißt? Zahle ich denn nicht zur Gemeinde? Das Schechitegeld, das ich ein Jahr

zahle, macht mehr aus wie die Steuern des reichsten Mannes. Meine Angelegenheiten sind gerade so wichtig wie die eines Anderen.

Steinbach lächelte. „Herr Klein, wenn Sie keinen Gemeindebeitrag bezahlen werden und mir die Gemeinde meinen Gehalt um diesen Betrag kürzen wird, werde ich das ertragen müssen. Wenn Sie sich aber den Anordnungen des Schächters nicht fügen wollen, wird er den Auftrag erhalten, bei Ihnen nicht zu schächten. Das hängt ganz von Ihnen ab. Adieu!"

Der Metzger klammerte sich mit eisernem Griffe an den Arm des Rabbiners an. „Soll ich nicht erleben von der Stelle zu gehen," schrie er, „wenn ich an so etwas gedacht habe, so wahr, wie ich will, daß mein Weib und meine acht Kinder mir gesund sein sollen und leben" —

„Schwören Sie nicht," unterbrach ihn Steinbach mit unwilliger Handbewegung.

„Herr Rabbinerleben, so soll uns Gott, gelobt sei er, geben, was unser Herz begehrt, wie ich keinen Gedanken gehabt habe, so etwas in mein Maul zu nehmen. Wenn Sie werden sagen „trephe," ist es gewiß sehr hart, aber ich kann mir nicht helfen, jedoch möchte ich wenigstens wissen, wie ich daran bin. Der Stampfer ist ein schlechter Mensch, er will mir die Kunden zum Goj hintreiben. Ich weiß ja, warum. Seit man hat die Schechite gesteigert, gebe ich ihm nicht mehr die Milz, und darum thut er mir Alles, was er kann, lehachiß."

„Lassen Sie Stampfer aus dem Spiele," erwiderte der Rabbiner. „Warum hat Adolf kein Malbusch gemacht?"

„Hätt' Stampfer e i n Wort gesagt —"

„So! Nun, dann wollen wir ihn heute abends verhören," sagte Steinbach in ruhigem Tone.

„Nun, ja, Herr Rabbiner," stammelte der Metzger, „wie schon die Jungen sind! Ich habe ihm schon sein Theil gegeben, er wird es nicht mehr thun, so sollen wir Alle leben bei Weib und Kind."

„Schwören Sie schon wieder?"

„Herr Rabbiner, es ist ja keine Kleinigkeit. Wenn ich heute nicht an Bermann das Fleisch schicken kann, verliere ich seine Kundschaft und das ist mein halbes Geschäft. Herr Rabbinerleben, ich habe doch acht Kinder, sie sollen mir gesund sein."

Steinbach wurde schwankend. „Nun, ich will es mit meinem Freunde besprechen und wenn ich zurückkomme, will ich mich bei Ihnen aufhalten und Ihnen Bescheid sagen."

Jokew erkannte seinen Vortheil. „Herr Rabbiner, entschuldigen Sie mir," sagte er schlau lächelnd, „Sie brauchen keinen zur Hülfe und Sie wissen es jetzt gerade so gut wie später. Es ist doch nur eine Kleinigkeit. Die Lunge ist ganz weiß. Ein gesundes, zweijähriges Rind; nicht ein Makel daran. Und wenn die Leute hören, es war eine „Scheile," wollen sie nicht kaufen. Vergessen Sie nicht, Herr Rabinerleben, ich habe acht Kinder, sie sollen mir gesund sein. Ich werd' nicht schwören," fügte er rasch hinzu, als der Rabbiner seinen Zeigefinger drohend erhob. „Aber ich habe doch in meinem Leben noch nichts aus meiner Bank herausgehen lassen, was verboten ist."

„Können Sie mir Ihr Wort geben, daß Sie und Ihr Sohn sich den Anordnungen des Schochet fügen werden?"

„So soll ich . . . nein, nein, ich schwör' nicht, Herr Rabbiner. Sie können sich darauf verlassen."

„Nun, da soll es heute noch hingehen. Koscher!"

„Herr Rabbiner, Gott soll es Ihnen bezahlen!" rief Jokew, indem er sich umwandte und seine Schritte nach dem Städtchen richtete. „Es ist mir ein Stein vom Herzen!"

7. Kapitel.

Der Spaziergang.

„Da hast Du wieder eine dankbare Seele geschaffen," begann Pulsnitz, nachdem der Metzger ihren Blicken entschwunden war und sie den schattigen Waldweg, der auf die Höhe führte, emporstiegen.

„Als Dichter solltest Du ein besserer Psychologe sein," erwiderte der Freund lächelnd. „Im gegenwärtigen Augenblicke ist Jokew Klein mein bitterster Feind. Er haßt mich, weil er in mir die Ursache seiner Aufregung, seines Zeitverlustes und seines eventuellen geschäftlichen Entganges sieht. Er wäre nicht Alltagsmensch, wenn er Verhältnisse, die ihn berühren, nicht von dem engherzigen Gesichtspunkte seines Selbst aus betrachten würde. Er haßt mich, weil er sich meiner Autorität fügen mußte, und auch darin ist er Alltagsmensch. Wir Alle rebelliren gegen die Autorität manchesmal laut, häufiger schweigend. Er haßt mich endlich, weil er sieht, daß ich Großmuth gegen ihn geübt habe, und auch das ist erst recht allgemein menschlich. Wir alle bäumen uns auf gegen die Verpflichtung der Dankbarkeit. Auch Herr Custos Heinrich Berger beginnt mein bescheidenes Dasein als einen drückenden Vorwurf zu empfinden."

„David, Du überraschest mich durch Deinen Pessimismus."

„Pessimismus nennst Du das?" sagte Steinbach, „was ich nur unbefangene Betrachtung der Sachlage nennen möchte."

„In verbis simus faciles! Es kommt ja auf das Wort nicht an. Sagen wir also, daß Du mich durch Deine unbefangene Auffassung der Sachlage überrascht hast. Auf alle Fälle hat Jokew Grund, Dir dankbar zu sein, denn Du hättest ebenso gut eine ihm und seinem Ochsen ungünstige Entscheidung treffen können."

„Hältst Du mich einer solchen Willkür für fähig?"

„Willkür!" rief Max. „Was ist Willkür? Im Grunde doch nur eine subjektive Meinung und jede Gesetzesauslegung ist subjektiv, ganz besonders, wenn das Gesetz selbst ein kasuistisches Kartenhaus ist."

„Willst Du auch jetzt den Vorwurf des Rationalismus von Dir abweisen?" fragte Steinbach.

„Ich will es nicht, obwohl ich es könnte," war die in bestimmtem Tone abgegebene Antwort. „Was ist denn Rationalismus anderes, als der negative Theil der Kritik. Du jagst mit Deinem Spotte und Deinem so überlegenen Wissen Frau Hirschmann ins Bockshorn. Bei mir gelingt Dir

das nicht, obwohl ich willig Deine gelehrte Suprematie anerkenne. Hat denn Frau Hirschmann so Unrecht mit ihren Einwürfen gegen die Speisegesetze?"

„Du erinnerst mich," fiel Steinbach ein, an Salomon Gutkind, einen wohlhabenden, nicht ungebildeten frommen Mann, dessen Sohn nach Art unserer jungen Leute den Freigeist spilte. Eines Tages, es war ein Sabbath, läßt sich der junge Mann etwas absichtlich von seinem Vater beim Schreiben eines Briefes überraschen. Er war auf einen fanatischen Ausbruch gefaßt, dem er mit seiner Bierbankphilosophie zu begegnen gedachte. Es geschah aber ganz etwas Anderes. Der Alte läßt den jungen Philosophen ungestört an seinem Briefe weiterschreiben und als ginge ihn die Sache nichts an, tritt er ans Fenster nud ruft seinen Kutscher. „Franz," sagt er, „du weißt, daß ich heute nicht schreiben darf, willst du für mich einen Brief schreiben!" „Herr, ich thät's recht gerne," sagt Franz, „aber ich kann nur meinen Namen schreiben." Der Alte lächelt und wendet sich an seinen Sohn: „Nun siehst du, mit all deiner Philosophie hast du es nicht weiter gebracht als Franz, der kaum seinen Namen unterschreiben kann." Und die Moral von der Geschichte, lieber Max —"

„Ist sonnenklar," fiel der Letztere lächelnd ein. „Meine Philosophie steht nicht höher als die Frau Hirschmann's mit ihrer oberflächlichen, noch dazu halb vergessenen Töchter-Pensionatsbildung. Zugegeben!

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfal ein kindlich Gemüth.

Nur Schwindler und Adepten prahlen immer mit ihrer Geheimwissenschaft. Die wesentlichsten Erkenntnisse der Menschheit sind sehr einfach; nur zu ihrer Demonstration bedarf es des Gelehrten. Frau Hirschmann ist rationalistisch gesinnt. Nach ihrer Anschauung hat Moses den Genuß des Schweinefleisches verboten, weil er die Trichinose kannte, er hat dann auch besondere Gesetze über das Schlachten erlassen, damit die Köchinnen durch die Gewohnheit des Tödtens nicht verrohren, ein Argument, das du übrigens auch in einem modernen orthodoxen Katechismus finden kannst. Frau Hirschmann glaubt, daß Moses das Händewaschen vor Tische geboten habe, um die schmutzigen egyptischen Sklaven an Sauberkeit zu gewöhnen; wahrscheinlich ist sie auch der Meinung, daß Moses, um der Indigestion vorzubeugen, das Backen von Hühnern in Butter verboten habe. Nun, in welcher Beziehung bist Du ihr voraus? Du bist historisch geschult und weißt, daß Moses an dem Schlachtrituale, an dem Gebote des Händewaschens und an dem Verbote der Mischung von Milch- und Fleischspeisen so unschuldig ist, als Du und ich."

„Weißt Du wirklich so genau, daß ich das weiß?" fiel Steinbach ihm in's Wort.

„Sehr genau, antwortete Pulsnitz gelassen, wenn Du dich auch, wie der selige Zacharias Frankel hinter solchen Definitionen, wie uralte Ueberlieferungen und hinter Citaten aus Rabbenu Ascher u. s. w. verschanzen wolltest. Darin ist Dir also Frau Hirschmann überlegen, daß es ihr gar nicht darauf ankommt, ob die betreffenden Gesetze von Moses im fünfzehnten

vorchristlichen oder von Rabbi Akiba im zweiten nachchristlichen Jahrhundert erlassen wurden. Sie hält sich einfach an die Ueberzeugung, daß die Voraussetzungen dieser Gesetze heutzutage nicht mehr zutreffen. Du widersprichst dem nicht, sondern begnügst Dich, von Deiner kühlen Höhe herab über so kleinliche und äußerliche Fragen zu lächeln. Du untersuchst nur, wie diese Gesetze entstanden seien; ob man sie beobachten müsse, ist für die Wissenschaft ganz gleichgültig."

„Worin liegt also der ganze Unterschied zwischen dem verachteten Rationalisten und dem selbstbewußten Kritiker? Der erstere sieht in dem Gesetze, oder speziell gesprochen, in den Speisegesetzen, eine bewußte, aber absichtlich verhüllte hygienische Anordnung, während der letztere darin die unbewußte, und darum auf göttliche Eingebung zurückgeführte hygienische Erfahrung erblickt. Der Rationalist sagt, Moses hatte die Gefahren der Trichinose erkannt, aber weil er wußte, daß hygienische Lehren gegenüber der Gier ihre Wirkung verfehlen, einen göttlichen Befehl vorgeschoben. Der Kritiker sagt: Nein! In dem Volke hat sich der Abscheu vor dem Unreinen gebildet und zum Gesetze verdichtet, welches dann, ob mit Recht oder Unrecht, auf Moses zurückgeführt wurde."

Pulsnitz war durch die lange, theilweise mit heftiger Betonung vorgetragene Rede außer Athem gekommen. Da der aufsteigende Pfad gerade eine Biegung machte, auf der er sich horizontal fortsetzte, blieb er stehen, athmete tief auf und fächelte sich mit seinem Hute Kühlung zu. Vor ihm lag ein weithin sich erstreckendes Thal mit blühenden Dörfern, wogenden Getreidefeldern und lachenden Obstgärten. Zwischen Weidengebüschen wurde hie und da ein schmaler Wasserstreifen sichtbar, von den Strahlen der Sonne versilbert, während nach rechts und links die Ebene von bewaldeten Gebirgszügen eingesäumt wurde, zwischen denen der Fluß an der Grenze des Horizonts sich eine Bahn gebrochen hatte. Max betrachtete das schöne landschaftliche Bild mit sichtlichem Interesse.

„Das ist eines meiner Lieblingsplätzchen," sagte der Gastfreund, „auf dem an Naturschönheiten so reichen Waldwege."

„Es ist auch wunderschön," bemerkte Max zustimmend. „Ich möchte Dich um die idyllische Ruhe dieses Plätzchens ebenso beneiden wie um Deine innerlich gefestigte, gegen alle Stürme gesicherte Natur. Doch ist es Recht, daß wir für Natur schwärmen, während uns so wichtige religiöse Fragen beschäftigen? Heißt es nicht im Talmud: Wer auf dem Wege geht und sich mit dem Studium der Lehre beschäftigt, dann aber sein Studium unterbricht und ausruft: Wie schön ist dieses Feld, wie schön ist dieser Baum, hat sein Leben verwirkt? Findest Du nicht, David, daß in diesen Worten ein erschreckender Fanatismus sich ausspricht?"

„Keineswegs. Wie das ästhetische Schwärmen zu einer unwahren Gefühlsduselei führt und uns von den wesentlichsten Lebensaufgaben ablenkt, können wir alle Tage sehen. Du wirst übrigens kaum behaupten wollen, daß dieses Todesurtheil ernstlich gemeint ist. Die übertreibende Fassung liegt in der Natur des Sprichwortes und schließlich dürfte dieser Ausspruch auf Zeitverhältnissen beruhen, die uns unbekannt sind. Ich habe irgendwo gelesen,

daß bei euch drüben in Texas ein Pferdedieb mit dem Tode bestraft wird. Das erklärt sich offenbar daraus, daß man bei der Schwierigkeit, die ausgedehnten Ranchos zu schützen, zu abschreckenden Strafen greifen zu müssen glaubte. Die lokalen und zeitgeschichtlichen Verhältnisse, welche den von Dir zitirten talmudischen Spruch uns verständlich machen könnten, fehlen uns deshalb —"

„Nun habe ich Dich, wo ich Dich wollte!" rief Max triumphirend. „Das Gesetz ist die kodifizirte Sittenlehre des Volkes. So wie die sittliche Anschauung aus lokalen Verhältnissen erklärt werden muß, kann auch das Gesetz seine Geltung nur innerhalb lokaler und zeitgeschichtlicher Grenzen beanspruchen. Ich komme also auf unser Gesprächsthema, die Speisegesetze, zurück. Ihre Grundlage sehe ich in rein ethnischen Anschauungen, die wir alle Tage beobachten können, wenn wir zum Beispiel sehen, daß Küstenbewohner rohe Schalthiere mit Behagen verzehren, vor welchen die Bewohner des inneren Landes einen unüberwindlichen Abscheu haben. Dieser Abscheu beruht auf hygienischen, ästhetischen und moralischen Anschauungen. Das Gefallene und von wilden Thieren Zerrissene flößt uns begreiflichen Abscheu ein. Es war demnach konsequent, wenn die Pharisäer dem zerrissenen auch das kranke Thier zurechneten. Mit diesem Schlusse waren sie aber auf die bedenkliche Bahn des theologischen Schematisirens gerathen. Es ist einerlei, so schlossen sie, ob ein Thier an einer äußeren oder an einer inneren Erkrankung zugrunde geht, und deshalb erweiterten sie den Begriff des „trepha" und zählten bestimmte für tödtlich geltende Krankheiten des thierischen Körpers auf. Da sie aber in Bezug auf Veterinärkunde begreiflicherweise auf dem Standpunkt ihrer Zeit standen, so sind sie darin nicht unfehlbar. Sie zählen eine Durchbohrung der Lunge zu den tödtlichen Krankheiten, was nach unserer Erfahrung unrichtig ist. Vielleicht war es diese Erkenntniß, welche einem autoritätsgläubigen Herrn die ungeheuerliche Behauptung eingab, Gott hätte dem Moses die krankhaften Erscheinungen des Thierkörpers an wirklichen Thieren demonstrirt. Ist das nicht Blasphemie?"

Der Redende war wieder stehen geblieben und sah seinen Begleiter an, der eine Geberde des Unwillens machte, aber nichts erwiderte.

„Blasphemie!" wiederholte er heftig. „Stelle Dir vor! Gott mit einer Kälberlunge in der Hand. Es ist unglaublich, wohin theologische Rechthaberei die Leute führen kann!"

„Ist Blasphemie nicht vielmehr auf Deiner Seite, wenn Du derartige Redensarten wörtlich aufgefaßt haben willst?" sagte Steinbach in etwas gereiztem Tone.

„Mein Prinzip ist es," sagte Pulsnitz wieder sehr ruhig, „die Dinge so aufzufassen, wie sie lauten, es sei denn, daß objektive Gründe mich dazu zwingen, sie im figürlichen Sinne zu verstehen. Du wirst gewiß jede Deutelei an einem Ausspruche wie dem Hillel'schen: „Was du nicht willst, daß man dir thue, thue einem anderen nicht" abweisen. Warum also den anderen, daß Gott Mose, seinem Erwählten, Demonstrationen in Veterinärkunde an der Hand von anatomischen Präparanten gegeben habe, umdeuten?"

„Für unsere Zwecke ist das übrigens sehr gleichgiltig. Die Hauptsache bleibt, daß die Rabbinen des zweiten Jahrhunderts die Verletzungen gewisser Organe als tödtlich bezeichnet haben, und daß ihre Nachfolger anstatt diese Ueberlieferungen zu prüfen, sie blindlings hingenommen und scholastisch erweitert haben. War die Verletzung der Lunge trepha, so wird jede Anomalie an der Lunge als trepha erklärt. Die seröse Membrane, also unsere „Serche," die thatsächlich das Resultat eines Heilungsprozesses ist, wird, weil abnormal, als Krankheit aufgefaßt. Nun fällt es glücklicherweise einem babylonischen Rabbi ein, zu erklären, daß eine Verwachsung der Lunge mit dem Rippenfell koscher ist. Vielleicht wußte er, daß ein solcher Zustand die Folge einer überstandenen Rippenfell-Entzündung sei; viel wahrscheinlicher betrachtet er die Sache von einem rein äußerlichen Gesichtspunkte. Ein Loch in der Lunge ist trepha, aber wenn es durch irgend etwas verstopft wird, ist es koscher; aber noch viel wahrscheinlicher ist es, daß Rab Nachman, mehr interessirt an der juristischen Seite des rabbinischen Gesetzes, sich um die Speisegesetze wenig kümmert."

„Es ist merkwürdig," bemerkte Steinbach spöttisch, „daß ihr Vertreter des kühl objektiven Gesichtspunktes den älteren Autoritäten allerlei subjektive, aus euerer eigenen Erfahrung geschöpfte Motive unterschiebt."

„Gar nichts Merkwürdiges!" begann Pulsnitz wieder. „Die Menschen waren eben zu allen Zeiten gleich. Die psychologischen Motive ihrer Handlungs- und Denkweise waren immer dieselben: Haß, Liebe, Ehrgeiz, Phlegma, Rachsucht, Eitelkeit, Habsucht, Genügsamkeit u. s. w. Doch darüber ein andermal! Laß mich nur meine Argumente zu Ende bringen. Rab Nachman hat nun einmal diese weitherzige Auffassung des alten Gesetzes ausgesprochen, und obwohl durch Verklausulirungen späterer Zeit in ihrer Geltung eingeschränkt, ist sie glücklich an dem Gestade des Schulchan Aruch gelandet. Nun sollte man denken, ist diese Entscheidung der Nachwelt gerettet. Aber weit gefehlt! Da kommt dieser unwissende, abergläubische, polnische Umständlichkeitskrämer Moses Isserles und sagt: Wir Pollacken, als Nachkommen der deutschen und französischen Juden, haben es immer so gehalten, daß nur dann der Fall für koscher gilt, wenn die serösen Membranen sich durch sanften Druck ablösen lassen —

„Max!" unterbrach ihn der Freund. „Solche Ausdrücke im Munde des Enkels eines polnischen Rabbiners!"

„Enkel, auch Urenkel, wenn Du willst," erwiderte dieser lustig. „Vielleicht gar ein direkter Nachkomme des großen Moses Isserles. Gabriel Rießer war der Enkel eines lithauischen Rabbiners. Es ist nicht das Blut, es ist die geistige Atmosphäre, auf die es hier ankommt. Aber bitte, unterbrich mich nicht; ich bin gleich zu Ende. Wäre es nicht aus Respekt vor einem polnischen Rabbiner des sechzehnten Jahrhunderts, aus Respekt vor einem Manne, der an Zauberei, böse Geister und den bösen Blick glaubte, aus Respekt vor einem Manne, der das kopernicanische System, wenn er überhaupt davon wußte, für Unsinn hielt, aus Respekt vor einem Manne, der das Studium eines nichtrabbinischen Werkes für eine Todtsünde hielt; wäre es also nicht um diesen Moses Isserles, dann wäre dem armen Jokew die Seelenangst

dem Stampfer Jokews Fluch und Dir jeder Gewissensskrupel erspart geblieben. Statt aber Dir einfach zu sagen: Moses Isserles ist nicht Gott selber und die der seinigen entgegenstehende günstige Entscheidung beruht auf einer alten Autorität, ist überdies gestützt auf wissenschaftliche Erfahrung, und schließlich geht die Sache den Thierarzt an und nicht den Rabbiner; statt alles dessen suchst Du dir einen anderen Pollacken aus dem vorigen Jahrhundert auf, einen Mann, dessen wesentliches Verdienst es war, als Urenkel des Rabbi Höschel von Krakau geboren worden zu sein, der seinerseits wieder nur das Verdienst beanspruchen konnte, in einem Zeitalter mit verkehrter Geistesrichtung ein besonders kräftiger Typus der Verkehrtheit zu sein, und diesen — um mich einer talmudischen Formel zu bedienen — Scholastiker, Sohn und Enkel eines Scholastikers, suchst Du dir hervor, um aus seinem Werke eine, wie Du selbst gestehst, nicht ganz zutreffende Analogie zu construiren, und mit Hilfe der Rücksicht auf Jokew Klein's Armuth zu einem Schlusse zu gelangen, den Dein Kutscher Franz viel leichter und — verzeihe meine Offenheit — viel logischer gezogen hätte. Ich bin zu Ende."

Steinbach, der die ganze Zeit über aufmerksam zugehört hatte, erwiderte nichts. Schweigend schritt er neben seinem Freund her, aber seinem ernsten Gesichte merkte man die Verstimmung an. Dem Gaste, der aus weiter Ferne gekommen war, um ihn zu sehen, den kein anderes Motiv als Freundschaft zu ihm geführt, konnte und durfte er kein hartes Wort sagen. Dabei hatte er das Gefühl, daß der Freund Recht hatte, wenn auch eine innere Stimme gegen die Annahme dieser Schlußfolgerungen rebellirte. Ueberdies hatte er sich in seiner Einsamkeit an das Schweigen gewöhnt und seine Natur war der Kontroverse abgeneigt. Das Stillschweigen beunruhigte Pulsnitz. Er sah den Freund verstohlen von der Seite an, um in seinem Gesichte zu lesen, war aber unentschieden, wie er sich den Ausdruck desselben deuten sollte. Er hatte wohl das Gefühl, daß er zu weit gegangen sei, doch fürchtete er durch ein lautes Eingeständniß die Verstimmung zu verschärfen. So gingen die beiden Freunde den rauhen und jetzt steiler ansteigenden Weg hinan, bis endlich Steinbach das Schweigen unterbrach, indem er auf einen schmalen Fußpfad wies.

„Hier," sagte er, „müssen wir klettern, wenn Du die Schloßruine sehen willst. Hoffentlich bist Du nicht so amerikanisirt wie Mister Greentwig, der mir sagte: „Der Amerikaner gleicht nicht zu laufen." Du wirst die kleine Mühe nicht bereuen."

Pulsnitz froh, eine Ablenkung gefunden zu haben, erwiederte: „Im Gegentheil, ich liebe Fußpartien und ganz besonders seit meiner Rückkehr in die Heimath fühle ich mich glücklich, wenn ich etwas Historisches sehen kann. Es ist furchtbar ermüdend, wenn man drüben immer dieselben Städte mit denselben Geschäftsvierteln, Wohnhäusern, Kaufhäusern, Hotels, Schulgebäuden, Restaurants, Bierwirthschaften und dergleichen sieht. Ueberall im ganzen Lande dasselbe. Ueberall wird um zwölf Uhr der „Lunch," um sechs Uhr das „Dinner" serviert, überall der „Parlor" mit dem unvermeidlichen Klavier im Erdgeschoß, das Speisezimmer dahinter und die Schlafräume im ersten Stockwerk. Keine ländliche Tracht, kein lokaler Dialekt, eine er-

schreckende Abwesenheit alles Individuellen und Historischen. Ein Stückchen mittelalterlicher Reminiszenz thut einem ganz ordentlich wohl."

„Davon wirst Du hier genug finden," antwortete Steinbach, indem er auf ein ziemlich gut erhaltenes Thor deutete. „Wir sind im Burgfrieden, und an der Mauer rechts vom Thore kannst Du noch die Umrisse eines eingemeißelten Beiles erkennen, das dem Eintretenden eine Warnung ist, die Hand nicht zum Streite zu erheben, bei Vermeidung der Gefahr ihres Verlustes. Also sei recht vorsichtig," fügte er lächelnd hinzu, „denn der ehemalige Besitzer hat dem vor den Kosaken geflohenen Rabbi Meir Petachja aus Jaworow seinen gnädigen Schutz angedeihen lassen und sein Geist, wenn er hier irgendwo herumspukt, dürfte es sehr übel nehmen, wenn man über polnische Rabbiner des siebzehnten Jahrhunderts sich so despektirlich äußert —"

„Ich hoffe, daß ich Dich durch meine Worte nicht verletzt habe," fiel Pulsnitz in gedrücktem Tone ein. „Es thut mir aufrichtig leid, daß ich mich durch mein polemisches Naturell habe hinreißen lassen. Persönliches lag ja darin gewiß nicht, denn ich bin der Enkel und Urenkel polnischer Rabbiner, während Du als Sohn und Enkel deutscher Juweliere —

„Und Urenkel von Pfandverleihern," unterbrach der Freund lächelnd. „Ach, Max, laß doch die thörichten Geschichten. Ich glaube an diese Stammbaumtheorien nicht, soweit sie nicht durch unmittelbare Einwirkung sich erkennen lassen. Dein polnischer Großvater war durch seine langjährige Wirksamkeit in Deutschland unzweifelhaft schon beeinflußt, Dein in Deutschland geborener Vater hat neben diesen verdünnten polnischen Einflüssen doch viel mehr von anderen Verhältnissen seiner Umgebung sich bestimmen lassen. Du selbst hast Deinen Vater nicht gekannt, und Deine Individualität ist das Produkt Deiner Umgebung, Deiner Gymnasial- und akademischen Bildung, Deiner Lektüre und — soll ich, „leider," — sagen? — Deiner amerikanischen Erfahrungen. Ich bin also nicht im Mindesten verletzt. Nur wollte ich unser erstes Zusammentreffen nach so langer Zeit besser ausnützen, als es mit akademischen Disputen auszufüllen. Dazu werden wir noch Muße finden, da Du wohl einige Zeit in unserer Nähe weilen wirst. Also, let us not talk shop continually! Ist das gut ausgedrückt?"

„Vortrefflich! Nur daß man in diesem Falle nicht also sagen würde."

„So bleiben wir der größeren Sicherheit wegen bei der deutschen Sprache! Hier siehst Du den jetzt verschütteten Schloßgraben, über den wir ohne Schwierigkeit zu dem Thurme gelangen, welcher der am besten erhaltene Theil der Ruine ist. Wir wollen ihn später besichtigen. Hier sind wir im äußeren Schloßhofe. Von allen anderen Gebäuden stehen nur die Grundmauern. In der Nordostecke kannst Du die fast vollständig verschüttete Cisterne sehen und hier und da die Schießscharten in der äußeren Umfassungsmauer. Und nun laß uns zum Thurme hinaufsteigen!"

Auf einer zum Theile bedenklich wackeligen Wendeltreppe stiegen die Freunde im Thurme hinauf, bis sie an ein großes, alles Holzwerkes beraubtes Fenster kamen.

„Du kannst Dich mit mir in die Nische stellen," sagte Steinbach. „Keine Furcht. Seeheld!" setzte er lächelnd hinzu, als Max zauderte. „Hier genießest

Du eine wirklich schöne Aussicht. Die Namen der Ortschaften will ich Dir ersparen, nur da im Süden siehst Du Wildberg mit seinem Walzwerk im Besitze des Herrn von Morbitzer, der hier begütert, also mein Parochiale ist. Diese Fabrikanlage hat einen Theil meiner Gemeinde hinübergezogen, ein anderer ist in das rasch aufblühende Heinrichsbad übergesiedelt und der Rest wird folgen, so daß, wenn Du nach zehn Jahren wieder hierherkommst, Stampfer und ich, wenn wir dann noch leben, die ganze Gemeinde ausmachen werden."

„Habakuk Stampfer ist ein Prachtkerl," begann Pulsnitz. „Die Vorsehung muß ihm diesen Namen gegeben haben!"

„In diesem Falle," bemerkte Steinbach lachend, „dürfte die Vorsehung sich eines Amtsschreibers bedient haben, der mit dem ihm gemeldeten Namen „Hofschmann" nichts anzufangen wußte, und da er bei dem Anfangsbuchstaben „H" war, Habakuk in das Geburtsregister eintrug."

„Mag sein!" erwiederte Pulsnitz. „Auf alle Fälle war die Vorsehung glücklich in der Auswahl ihres Werkzeuges. Ich möchte nicht um die Welt, daß der dicke Herr mit seinem Prälatengesicht anders als Habakuk hieße. Er paßt in das hiesige Milieu ganz vorzüglich, aber daß Du mit Deinem immensen Wissen und Deiner Hingabe an seelsorgerische Arbeit Dich zum Ruinenwächter bestimmen solltest, kann mir nicht einleuchten."

„Weißt Du vielleicht eine Stelle in Amerika für mich?" fragte Steinbach lächelnd.

„Dazu bin ich Dir denn doch ein zu guter Freund," erwiederte Pulsnitz mit feierlichem Ernste, „als daß ich Dir eine so schmerzliche Enttäuschung bereiten sollte."

„Bist Du auch bereits ein so eingefleischter Nativist, daß Dir niemand mehr als gut genug für Amerika gilt?" fragte Steinbach spöttisch.

„Mißversteh' mich nicht," fuhr Pulsnitz mit demselben feierlichen Ernste fort. „Du bist ein Idealist und ein Gelehrter. Beides sind Disqualifikationen im amerikanischen Rabbinate."

„Ich glaube fast, Du siehst Europa in zu rosigem Lichte," warf Steinbach dazwischen."

„Schwerlich! Ihr habt eine Verpflichtung gegen euere Vergangenheit; ihr habt eine Geschichte. Wir haben nur eine Gegenwart und leben nur ihren Bedürfnissen. Das rastlose öffentliche Leben Amerikas verlangt in erster und letzter Linie einen Redner, einen englischen Redner, einen solchen, der bei dem th, dem r uud den sonstigen Schibboleths nicht den Fremden verräth, einen, der bei jeder schicklichen oder unschicklichen Gelegenheit von den glorreichen Sternen und Streifen phantasirt. Mit vierzig Jahren lernt sich das nicht mehr, besonders wenn man vorher" — Pulsnitz lächelte ein wenig boshaft — „über die arabische Partikel illa im negativen Fragesatze geschrieben hat. Glücklicherweise ist ja diese ganze Diskussion akademisch, denn Du denkst ja nicht im Entferntesten daran, dahin zu gehen, wo es keinen Habakuk Stampfer und keinen Jokew Klein giebt, die sich der Macht des Rabbiners beugen. Darum ist es mir im vollen Ernste unbegreiflich, daß ein Mann von Deinen phänomenalen Kenntnissen und von Deiner, wie ich

auf diesem kurzen Spaziergange gesehen habe, bewunderungswerthen Liebe zur seelsorgerischen Thätigkeit, nicht die Ambition haben sollte, eine seinen Fähigkeiten und seinem Thatendrange angemessene Stellung zu erhalten."

Die beiden Freunde saßen während dieser Konversation auf einer von Moos überwachsenen Steinbank vor dem Thurme und ergötzten sich an dem vor ihnen liegenden Panorama.

„An Ehrgeiz fehlt es mir nicht so völlig," begann Steinbach nach einer Pause, „wohl aber an dem Wunsche, mein Ziel in der landesüblichen Weise zu erreichen. Vor etwa zehn Jahren, nicht lange nach meiner Verheirathung, bot sich eine Gelegenheit zu einem Experimente in der Hauptstadt dar. Die dortige Gemeindeverwaltung hatte beschlossen, daß es keine großen Männer im Rabbinate gebe, daß man daher einen Kleinen im eigenen Gewächshause großziehen müsse. Meine Frau, eine Großstädterin, fühlte sich damals noch ganz unbehaglich in dem hiesigen Milieu, und so that ich denn die üblichen Schritte. Ich wandte mich an einen Onkel meiner Frau, der in der Verwaltung der Gemeinde hervorragenden Einfluß besitzt, und erhielt denn auch eine Einladung zu einer Probepredigt. Das Resultat ist Dir bekannt. Ich sitze noch immer bis auf Weiteres hier und mein glücklicher Rivale ist ein Mann, der ohne humanistische, ohne akademische, ohne speziell theologische Bildung nach allerlei großmäuligen Projekten von akademischer und literarischer Karriere in dem sichersten Hafen aller uferlosen Streber, in der Theologie, ankerte. Wäre der Gegensatz eine Frage des subjektiven Urtheiles gewesen, ich hätte mich zufrieden gegeben, so schmerzlich mir auch die Enttäuschung gewesen wäre. Nun war die Frage in dem Falle objektiv zu beurtheilen: Ist der bloße Mangel einer Legitimation zu einem anderen wissenschaftlichen Berufe schon ausreichend, um sich als Rabbiner zu legitimiren? Man hat die Frage bejaht, denn auch in unseren führenden Kreisen ist man schon hinlänglich amerikanisirt, um Wissen als Pedanterie zu beurtheilen. Außerdem ist mein Rivale ein Liebling des Salons, ein Prediger, der den ältesten Tanten bei Konfirmationen Thränen zu entlocken weiß, dessen Auftreten bei Trauungen den Beifall des niemals fehlenden christlichen Geschäftsfreundes findet und das entscheidet ja, wie Du weißt, in letzter Instanz hüben und drüben."

„Nun sollte ich nach dieser Erfahrung noch nach anderen gelüsten, während ich hier eine ruhige, allgemein geachtete Lebensstellung habe? Mein bescheidenes Einkommen genügt für meine Bedürfnisse, daneben besitzen wir beide, meine Frau und ich, je ein kleines ererbtes Vermögen. Auf Kindersegen habe ich jede Hoffnung aufgegeben. So bliebe denn nur die wissenschaftliche Anregung einer größeren Stadt, die mich reizen könnte, und das ist nicht mächtig genug, um alles Andere aufzuwiegen. Damit ist meine Antwort auf Deine Frage zu Ende."

Die Freunde hatten eine geraume Weile stillschweigend neben einander gesessen, als ein fester Tritt die geräuschlose Einsamkeit unterbrach. Sie blickten auf die Straße hinunter und sahen einen stattlichen Mann von selbstbewußter Haltung den Waldweg heraufkommen. Breitschulterig, mit mächtigem Nacken, vollen, gesundheitstrotzenden Wangen, die Jagdflinte auf der

Schulter und eine lederne Jagdtasche an der Seite, von einem großen Hunde gefolgt, hätte er für einen Landedelmann gehalten werden können, wenn das glattrasirte Gesicht, der lange schwarze Rock und das gewisse selbstbewußte etwas, das die ecclesia militans jedem ihrer Kämpen verleiht, nicht auf den ersten Blick den katholischen Landgeistlichen verrathen hätte. In diesem Augenblicke hatte sein spähendes Jägerauge die Freunde erblickt.

„Guten Tag, Herr Kollege!" rief es mit lauter Kommandostimme von unten herauf.

„Guten Tag, Herr Pfarrer!" rief Steinbach zurück.

„Rebhühner giebt es dort oben schwerlich," begann der Pfarrer wieder, „und auf Uhus jagen Sie wohl nicht. Sum tamquam bubo vastitatum."

„In meiner Stellung und Umgebung, Herr Pfarrer," erwiderte Steinbach lachend, „lernt sich eher das Gejagtwerden als das Jagen. Beati quos persecuti sunt homines."

„Das hat auch seine Vorzüge. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!"

„Laß' uns auf dem entgegengesetzten Wege den Abstieg nehmen, damit wir dem hochwürdigen Herrn nicht begegnen," sagte er zu dem Freunde. „Es ist übrigens Zeit, daß wir an die Heimkehr denken, denn um vier Uhr werden wir bei Hirschmanns erwartet und um sechs Uhr, denke ich, wird es für Dich Zeit zum Aufbruche sein. Wie lange denkst Du übrigens im Bade zu bleiben?"

„Das hängt ganz davon ab, wie es mir dort gefällt," erwiderte Max. „Ich bleibe zunächst eine Woche da, um das Treiben kennen zu lernen, dann will ich meine Verwandten besuchen, den einzig überlebenden Bruder meines Vaters, den Vetter Reb Dowid Löb, der in dem alten, zerfallenen Dobichau eine Ruine alter Ghettoherrlichkeit, wie diese Schloßruine die alte Ritterherrlichkeit repräsentirt. Bei ihm will ich das Schowueß-Fest feiern, um eine Art altjüdischer Regenerationskur durchzumachen. Dann gedenke ich hierher zurückzukehren, um den Rest meiner Ferial-Zeit im Heinrichsbade zuzubringen, vorausgesetzt, daß ich es erträglich finde. Deine Nähe ist jedenfalls ein wichtiger Faktor."

„Sehr liebenswürdig von Dir," bemerkte Steinbach. „Wenn es Dir ernst damit ist, werden wir es Dir leicht genug machen, denn nach dem Feste gedenke ich selbst einige Wochen drüben zu verbringen. Wir haben das bis jetzt ziemlich regelmäßig so gehalten und über kurz oder lang dürfte Heinrichsbad mein Amtssitz werden."

Die Freunde waren inzwischen eine geraume Weile den in das Städtchen führenden Weg hinabgegangen, als Pulsnitz ohne jede weitere Anknüpfung bemerkte: „Es ist eigenthümlich, daß ich katholische Geistliche überall, in Europa wie in Amerika, in katholischen wie in protestantischen Gegenden, ganz gleich aussehend gefunden habe. Ueberall dieselbe Haltung, derselbe Gesichtsausdruck, der zu sagen scheint: Respekt! Ich bin der Repräsentant des Königs aller Könige, des Herrschers im Reiche, das da war, ist und jederzeit sein wird!"

„In diesem Gedankenkreise bewegen sich ja alle mehr oder minder und mein Kollege eher mehr als minder," erwiderte Steinbach. Dann haben sie weder Familien,- noch amtliche- noch wissenschaftliche Sorgen. Der Machtspruch der Kirche überhebt sie aller Skrupel; ihr Ritual aller selbstständigen seelsorgerischen Arbeit; wie Unteroffiziere haben sie nur die Durchführung des Kommandos unter ihrer Mannschaft zu überwachen; für die Strategik übernehmen sie keine Verantwortung. Man mag über den kulturellen Werth des Systems denken wie man will, für seine Festigung hätte nichts Besseres erdacht werden können."

„Ja, die haben ihren Schulchan Aruch in einheitliche Hände gelegt," bemerkte Pulsnitz, „und das war der einzig logische Weg, um ihm die Unfehlbarkeit zu erhalten. Sie waren römische Staatsmänner und wir haben alles Andere eher besessen als Staatskunst. Vielleicht war es besser."

8. Kapitel.

Die Gesellschaft.

Ein freudiges „Hier sind sie ja!" begrüßte die Freunde, als sie Frau Hirschmanns Salon betraten. In dem vornehm und geschmackvoll ausgestatteten Raume saßen neben der Hausfrau und Frau Doktor Steinbach noch zwei Damen und ein Herr. Der Herr war ein kleines, dürres Männchen mit einem kurzgeschorenen blonden Vollbarte und dichtem, röthlichem Haar. Neben ihm saß eine stattliche Frau von imponirender Gestalt, mit einem kräftigen, derben, aber ausdruckslosen Gesichte. An ihrer Seite eine andere Frau, klein und schwach, von brünetter Gesichtsfarbe, mit auffallend grauem Haar. Nach den ersten Worten der Begrüßung wurden die Eingetretenen vorgestellt. Der kleine Herr mit der ihn so in den Schatten stellenden Ehehälfte war Herr Doktor Großer, der Arzt des Städtchens; die früh ergraute Dame war Frau Finanzräthin Bacharach.

„Wo sind die Herren gewesen?" fragte die Hausfrau.

„Auf meinem gewöhnlichen Spaziergange nach der Burgruine," erwiederte Steinbach.

„Wie hat Ihnen unser Städtchen gefallen?" fragte der Doktor den Gast.

„Den Wald und die Aussicht von dem Thurme der Ruine fand ich entzückend schön," war die Antwort.

„Von der Ferne sieht sich das Nest ganz erträglich an und im Sommer geht es ja auch noch," begann der Doktor wieder, „aber wenn man im Winter mit der Laterne in der Hand die Inseln in dem Kothmeere suchen muß, hat die Romantik eine sehr bedenkliche Schattenseite."

„Wir hören so oft von Fremden, die im Sommer einige Wochen hier zubringen," bemerkte die Finanzräthin: „Hier ist es doch reizend, diese bewaldeten Hügel, diese herrlichen Kiefern! Was wollten wir in der Stadt dafür geben, wenn wir ein halbes Stündchen im Tage in solcher Atmosphäre zubringen könnten! Ich sage ihnen dann: Kommt einmal im November auf eine Woche heraus und sehet dann zu, wie lange es euch hier zusagen wird."

„Auf die Dauer mag es wohl eintönig werden," sagte Pulsnitz, „aber heute, da ich den Platz zum erstenmale sah, hatte ich wirklich den Wunsch, jeden Tag dort ein Stündchen verträumen zu können. Wie schade, daß man die Geschichte des Platzes nicht so in lebenden Bildern an sich vorüberziehen lassen kann! Hast Du jemals lokalgeschichtliche Studien über die Gemeinde gemacht?" setzte er, an den Freund gewendet, hinzu.

„Wo soll denn ein solches Nest Geschichte haben?" fiel hier der Doktor ein. „Und erst die Juden! Sollen ihre Annalen verzeichnen, wie viele Hasenfelle sie gekauft haben und wen man als „Schelischi" zur Thora gerufen hat!"

„Ganz Unrecht haben Sie wohl nicht, Doktor," bemerkte der Rabbiner, „aber Recht auch nicht, denn auch das Alltägliche wird, wenn es entschwunden ist, Gegenstand der Geschichte. Wenn man das Kleinleben der Steinzeit rekonstruiren könnte, wäre es ein werthvoller historischer Fund, und ein Brief, den Ihr Urgroßvater an seine Braut schrieb, würde Sie höchlich interessiren, obwohl er seiner Zeit durchaus keinen literarischen Werth besaß. Was nun unsere Gemeinde betrifft, leidet sie wie alle anderen ihrer Art an dem Mangel von Archivalen. Unsere Synagoge trägt in einer Ecke die Jahreszahl 1594, durch ein aus einem Psalmvers gebildetes Chronostich angedeutet. Die älteste urkundliche Bezeugung im Provinzialarchive geht nicht über das siebzehnte Jahrhundert zurück und besagt, daß der wohledle und gestrenge Herr, Hanns von Obergrund, dem damals die Burg gehörte, den Juden Benesch gegen einmalige Entrichtung von zwanzig Reichsthalern und gegen ein jährliches Schutzgeld von vier Gulden in seinen Schutz nehme. Dann erfahren wir, wie ich meinem Freunde schon heute gesagt habe, daß Rabbi Meir Petachjah aus Jaworow, der sich vor den Kosaken Chmelnickis 1650 geflüchtet hatte, hier Aufnahme als Rabbiner fand und mit besonderem Schutzbriefe des Herrn Woldemar von Obergrund als „Rebbe derer Jüdischheit des mir unterthanen Marktfleckens" bestätigt wurde. Bald darauf mußte der durch den dreißigjährigen Krieg, dem auch die Burg zum Opfer fiel, verarmte Edelmann sein Gut aufgeben. Der Marktflecken kaufte es und erwarb dadurch Stadtrechte. Die Juden, welche ihre Existenz der Geldnoth der Edelleute verdankten, waren nun einmal da und zum Todtschlagen und Vertreiben waren die Zeiten zu human geworden. Was sonst an Geschichte herauskommt, sind ein paar Grabsteine und Notizen im Gedenkbuch der Gemeinde, die uns melden, daß der fromme Rabbi Henoch einen neuen Kidduschbecher der Gemeinde zum Geschenk gemacht habe und daß die gottesfürchtige und bescheidene Frau Selde zur Reparatur des Tauchbades zehn Gulden Rheinisch beigetragen u. s. w., wozu der Wunsch kommt, daß die Seelen der edeln Spender zum Lohne für die gemeldeten Wohlthaten gebunden sein mögen durch das Band des ewigen Lebens an die Seelen Abrahams, Isaaks und Jakobs, Sarah's, Rebbekka's, Rahel's und Leah's und an die Seelen aller frommen Männer und Frauen, die im Paradiese weilen."

„Das ist eine billige Unsterblichkeit, Herr Doktor," sagte die Frau Finanzräthin lachend. „Ich habe zwar Bedenken gegen Alles, was billig ist. Ich halte es in dieser Beziehung mit meinem seligen Onkel Weinberger,

einem reichen Wollhändler, der ein echter alter Hofjude war. Er pflegte zu sagen: Was ein armer Mann haben kann, daran ist kein' Broche. Trotzdem, Herr Doktor, wenn ich für zehn Gulden Rheinisch — wie viel ist es wohl in unserem Gelde? — etwa achtzehn Mark! — in den Himmel kommen kann, ließe sich das wohl riskiren."

„O, ich muß die Herrschaften um Entschuldigung bitten, wenn ich etwas ganz Privates hier anbringe," fiel Frau Doktor Steinbach ein. „Sag' einmal, David, hat Dich der Fleischer Klein gefunden? Er schien es sehr eilig zu haben. Ich schickte ihn Dir nach."

„Er hat uns gefunden," bemerkte Pulsnitz lächelnd, „und ist getröstet von dannen gezogen."

„Herr Doktor!" wandte sich die Finanzräthin an den Rabbiner, „könnten Sie nicht dem Klein, da er Ihrer religiösen Disciplinargewalt untersteht, einschärfen, daß er nicht so viele Knochen als Zuwage geben soll. Seitdem die Saison im Heinrichsbad eröffnet wurde, ist das Fleisch Zuwage zu den Knochen geworden."

„Diese Frauen!" rief Dr. Großer aus, „sind doch die selbstsüchtigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Immer mit ihren höchsteigenen Interessen beschäftigt! Bald ein Platz in der vornehmen Kaffegesellschaft von Sara und ihren Schwiegertöchtern, bald wieder die Zuwageknochen —"

„Ueber Ihre Frau haben Sie sich doch wahrlich nicht zu beklagen, Herr Doktor," bemerkte die Finanzräthin mit einem Seitenblicke nach der Hausfrau.

„Die ist allerdings eine Ausnahme," bemerkte der Angeredete. „Die besitzt die seltene Gabe, zuhören zu können. Darum hat sie auch mich bekommen."

„Sagen Sie es lieber umgekehrt," fiel hier die Hausfrau ein. „Die ist viel zu gut für Sie. Eine andere hätte Sie längst untergekrigt oder wäre Ihnen davongelaufen."

„Da hörst Du es doch wenigstens von Anderen," warf Frau Doktor Großer hier erröthend ein.

„Er soll dein Herr sein, steht geschrieben. Habe ich Recht, Herr Rabbiner? Die heutigen Frauen haben keine Religion. Darum sprechen sie lieber vom Fleischer, als daß sie sich mit der Geschichte ihrer Vorfahren beschäftigen. Ich möchte Sie lieber bitten fortzufahren. Wir sind Nachkommen von Palästinensern. Nach der Zerstörung Jerusalems sind unsere Vorfahren nicht direkt hiehergekommen. Aber hier sind wir, wie Sie uns sagten, seit einigen Jahrhunderten. Können Sie uns nichts Näheres darüber angeben?"

„Nun, so genau wie sich die Ursprünge von New York verfolgen lassen, geht das freilich nicht, mein lieber Doktor," erwiderte der Rabbiner, „aber im Allgemeinen läßt sich das schon thun."

„Wie Sie selbst sagen, wurde Palästina von den Römern unterworfen. Die politische Hörigkeit und die allgemeine Geschäftslage brachte viele Juden nach Rom, und von dort zogen sie mit den Legionen nach den neuerschlossenen Ländern, wie wir sie in unserer Zeit nach Australien und Südafrika wandern sehen. So finden wir sie am Ende des ersten Jahrtausends in Westdeutsch-

land, von wo aus sie ihre Kolonien nach dem Osten schicken. Sie treten als Handelsleute und Geldwechsler, noch nicht als Geldverleiher auf. Die Kulturbedürfnisse waren damals noch gering in jenen Landen. Die Frauen spannen und woben alle Kleiderstoffe und verfertigten auch die Kleider selbst. Die Männer zimmerten sich selbst ihre Wagen, schnitzten ihre Wurfspeere und verfertigten ihre Sättel. Der Jude brachte die Luxusartikel Italiens und des Orients nach den Höfen, wo man dergleichen bezahlen konnte. Natürlich lebte er in der Nähe der Burgen. Dort begann sich das Städteleben zu entfalten, und als es neben den Kriegern und Bauern auch Handwerker und Kaufleute unter den deutschen Stämmen zu geben anfing, wurde der Jude ein unbequemer Konkurrent. Man plünderte ihn, vertrieb ihn, schlug ihn auch todt, und da auch der verderbteste Mensch eines moralischen Vorwandes für seine Selbstsucht bedarf, erfand man der Reihe nach verschiedene Beweise für seine Schlechtigkeit. Er schlachtete Kinder, vergiftete Brunnen, durchstach geweihte Hostien und wucherte."

„Ist diese letztere Anklage nicht wahr?" fragte der Doktor.

„Sie ist wahr von der Zeit an, wo man den Erwerb des Juden beschränkte. Der Jude mußte leben. Da man ihm allen Erwerb unterband, warf er sich auf das Geldgeschäft, und je öfter man ihn beraubte und je mehr man von ihm erpreßte, desto höher mußte er seinem Risiko entsprechend seine Forderungen stellen. Ein Blockadebrecher wird sich nicht mit den gewöhnlichen Transportraten begnügen und eine Assekuranzgesellschaft wird für eine Pulvermühle höhere Versicherungsraten berechnen als für eine Sommervilla."

„Trotzdem waren seine Verhältnisse noch leidliche, so lange er unter dem Schutze des Feudaladels stand, der bei seinem Hange zur Verschwendung und seiner ewigen Geldnoth den Juden als einen Schwamm betrachtete, den man sich vollsaugen ließ, um ihn gelegentlich wieder auszuquetschen. Als aber die Städte zu solcher Bedeutung heranwuchsen, daß sie ihre Selbstverwaltung erringen konnten, waren ihnen die Juden im Wege. Was fragten denn die Bürger nach dem Stadtseckel, wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiele standen? Der Jude war ihr Konkurrent und mußte aus dem Wege geschafft werden. Dazu kommt noch ein innerer Grund. Wenn der Fürst den Juden duldete, so war er sein Unterthan, wenn der Städtebürger ihn neben sich wohnen ließ, so war er ein Mitbürger."

„Das war die Lage der Juden im fünfzehnten Jahrhundert. Die größeren Städte vertrieben sie, und deshalb mußten sie entweder auf das flache Land, wo der Patronatsherr an ihnen ein fiskalisches Interesse hatte, oder nach Polen, wo es noch keinen Mittelstand gab, und sie daher Niemandem im Wege standen. In dieser Art ist wohl unsere Gemeinde entstanden. Irgend ein Exilirter aus Regensburg, Nürnberg, Ulm, Meißen, Breslau u. s. w. hatte mit den Herren von Obergrund Geschäfte gemacht und erlangte auf Grund dieser Bekanntschaft und auf Grund einer stipulirten Summe das Schutzrecht dieser Herren für sich und seine Familie. Mit diesem Schutzbriefe ausgerüstet, konnte er überall Geschäfte machen, mitunter selbst in dem Orte, aus dem er vertrieben war, vorausgesetzt, daß er nicht über Nacht dort blieb und für den Aufenthalt bei Tage noch eine separate Steuer bezahlte. Andere

Juden hörten von dem gnädigen Baron von Obergrund und bewarben sich ebenfalls um seinen Schutz, oder der erste Schutzjude hatte eine Tochter, die er verheirathete und deren Gatten er vor allem Anderen ein Niederlassungsrecht erwerben mußte, das die armen Juden bezeichnenderweise „Kijum," Existenz, nannten. So wuchs denn im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Niederlassung zur Gemeinde an, und wenn sie zu zahlreich wurde, suchte ein unternehmender Geist einen anderen Platz, wo ihm ein Aufnahmerecht gewährt wurde."

„Es ist doch merkwürdig," begann Pulsnitz nach einer kleinen Weile, „daß unsere Vorfahren bei ihrer staunenswerthen Energie doch des Blickes in die Ferne ermangelten. Stets haben sie sich von einer Ecke in die andere gedrückt, zufrieden, wenn für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt war, und niemals scheint ihnen der Gedanke gekommen zu sein, so wie die englischen Puritaner, die Quäker, die Baptisten, die mährischen Brüder oder selbst in neuerer Zeit die Altlutheraner oder Mormonen in die weite Welt zu ziehen, wo sie ihre eigenen Herren werden konnten."

„Ich denke, diese Frage sei leicht beantwortet," erwiderte Steinbach. „Wir alle sind Produkte geschichtlicher Verhältnisse. Die Juden waren in erster Linie keine Bauern, besaßen daher nicht die einzige Bedingung zur erfolgreichen Pionierarbeit auf jungfräulichem Boden. Ferner waren sie die Vertreibungen und Erpressungen so gewohnt, wie der Bewohner Euerer Prairien die Wirbelstürme oder die Bewohner unserer Flußthäler die alljährlichen Ueberschwemmungen. Ist der erste Schrecken vorüber, läßt man sich wieder auf dem alten Platze nieder und überläßt dem Morgen seine Sorgen."

„Ich bitte die Herrschaften, in's Speisezimmer einzutreten," sagte jetzt Frau Hirschmann, indem sie nach der großen Flügelthüre hinwies, die soeben von der anderen Seite geöffnet worden war.

Man trat in ein großes, elegant ausgestattetes Zimmer. Eine dunkelrothe Tapete und Sammetvorhänge von gleicher Farbe dämpften das Licht des hellen Sommernachmittages zu angenehmen Halbdunkel herab. Ein schwerer orientalischer Teppich, auf dem jeder Schritt unhörbar wurde, deckte die Mitte des Fußbodens, dessen Parquetten in tadellosem Glanze blinkten. Ein massiver eichener Tisch, mit blendend weißem Damast gedeckt stand unter dem bronzenen Kandelaber, der vier Petroleumlampen trug. Streifen und Tassenuntersätze, mit Vergißmeinnicht und rothen Nelken gestickt, hoben sich vortheilhaft von der Tischdecke ab und harmonirten mit den Blümchen des vieux Saxe-Porzellans, das regelrecht auf dem Tische vertheilt war und durch einen mächtigen, dreitheiligen Aufsatz, von zwei Leuchtern und zwei kleinen Blumenvasen flankirt, gekrönt wurde. In gothischem Stile geschnitzte eichene Sessel, ein Büffet, dessen Ornamente bis nahe an die Decke reichten, ein Sopha mit hoher Lehne, auf der zwei Terrakotta-Figuren, neapolitanische Fischer darstellend, neben zwei Vasen mit kunstvoll arrangirten Gräsern und Pfauenfedern standen, ein Glasschrank mit reichem Silberschmucke und ein aus Holz geschnitzter Neger, ein Tablett in der Hand haltend, vervollständigten das Mobiliar.

Die Anwesenden sahen mit offenbarer Bewunderung das Arrangement an.

„Hier sehen Sie einen Landsmann, Herr Doktor Pulsnitz," sagte die Hausfrau, auf den Neger deutend. „Dieses Stück hat uns Onkel Greentwig vor drei Jahren aus New York mitgebracht. So behauptet er wenigstens, obwohl mein Mann darauf besteht, es sei Wiener Fabrikat. Vielleicht ist der Schwarze nach einem Modell aus Ihrer Gemeinde gearbeitet."

„Das ist ja ein Neger," bemerkte Steinbach lachend, „und meines Freundes Gemeinde besteht aus Indianern."

„Wie, was, eine jüdische Indianergemeinde!" riefen der Arzt und die Frau Finanzräthin wie aus einem Munde.

„Wir hatten heute morgens," begann Steinbach erklärend, „den Besuch meines treuesten Anhängers, des Herrn Pessach Schwarz, dem mein Freund Pulsnitz von seiner Gemeinde erzählte. Es war höchst interessant. Ich habe nicht alles behalten, aber das Eine habe ich mit besonderem Neide gehört, daß die Rothhäute nie ihre Tephillin vergessen, wenn sie auf die Büffeljagd ausgehen. Solche Treue in Ausübung der religiösen Gebräuche kann ich meinen Parochialen nicht nachsagen. Was meinen Sie, Doktor?"

„Da siehst Du, Emil," fiel hier Frau Doktor Großer ein, „daß man in Amerika, wo Alles so fortschrittlich ist, mehr auf Religion sieht als hierzulande. Wie oft sage ich, daß Du schon wegen der Kinder, die gar keine Religion vor sich sehen, etwas von den alten Gebräuchen aufrecht erhalten sollst."

Die Hausfrau und die Finanzräthin warfen sich verstohlene Blicke zu, während der Doktor, durch die Bemerkung seiner Frau verlegen gemacht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben suchte, indem er sagte: „Wer über das Meer gereist ist, muß einmal Seemannsgeschichten erzählen, aber ich bin wirklich neugierig, ob unser Gast drüben jemals ein vornehmeres und geschmackvolleres Arrangement gesehen hat, als uns hier zu sehen vergönnt ist."

„Ich kann Ihre Frage mit gutem Gewissen verneinen," erwiderte Pulsnitz, „und bekenne gerne, daß mich das Städtchen in dieser wie in vielen anderen Beziehungen vollständig überrascht hat."

„Mich lassen Sie doch nicht so leicht 'reinfallen wie den Vetter Pessach," rief Frau Hirschmann. „Doch, ich bitte die Herrschaften sich zu bedienen. Es ist Alles improvisirt, wie Sie wissen und Sie werden Nachsicht üben müssen. Kakao oder Kaffee, Herr Doktor Pulsnitz? Es ist Beides hier! Wenn Sie Kakao vorziehen, nehmen Sie Rahm dazu. Für Sie, Herr Doktor Steinbach, ist der Kakao besonders bestimmt. Da ist keine Milch dabei und hier ist Zwieback und Torte, ebenfalls ganz koscher! Sie, Herr Doktor Großer, nehmen es wohl nicht so genau. Sie trinken Kaffee —"

„Gewiß, denn ich muß ihn meinen Patienten verbieten."

„Da werden wir Frauen uns nach ihren Thaten richten. Wir nehmen Kaffee, nicht wahr, meine Damen! Und für uns ist auch der Kugelhopf! Bitte, Herr Doktor! Und Sie auch Herr Doktor Pulsnitz? Ich hörte schon das Geheimniß, daß Sie ein Freund von Kuchen sind, dafür aber nicht rauchen und nicht trinken. Ihnen verschlägt es doch nicht, daß er mit Butter

gebacken ist? Wollen Sie nicht ein Kaviarbrödchen nehmen. Echter Kaviar, den mein Mann durch Vermittlung eines Geschäftsfreundes direkt aus Rußland bezieht. Bitte, hier von der Marmelade zu nehmen. Es ist eigenes Fabrikat, von unserem eigenen Obstgarten noch dazu. Die Herren nehmen ja nichts und sie sollten doch nach so langem Spaziergange hungrig geworden sein!"

„Um Gotteswillen, Frieda," rief Frau Doktor Steinbach, „setz' Dich doch ruhig nieder und denke auch an Dich ein wenig!"

„Die Hausfrau ist für ihre Gäste hier."

„Das ist Alles recht schön," bemerkte die Finanzräthin, „aber wir wollen die Hausfrau und ihre Gaben in Ruhe genießen. Ich habe die ganze Zeit schon Ihr Porzellan bewundert, das mir neu ist. Das sind Prachtstücke. Haben Sie auch ein Speiseservice in dem Muster?"

„Nein, so glücklich bin ich nicht," war die Antwort. „Das Kaffeeservice hat mein Mann mir als Wochenbettgeschenk aus Dresden schicken lassen. Als bescheidene Hausfrau war ich auch damals zufrieden."

„Ich wäre es auch gewesen!" bemerkte Frau Doktor Großer. „Ich kriegte aber bei der Geburt unserer Martha nur ein silbernes Nähbesteck, bestehend aus Scheere, Nadelbüchse und Fingerhut."

„Ja, Dein Mann darf Niemandem das Fell abziehen," erwiderte ihr Gatte „während das Metier Herrn Hirschmanns als Rohlederhändler das gestattet."

Frau Hirschmann schien von der Anspielung auf das Geschäft ihres Gatten sehr unangenehm berührt. Ihre Freundin merkte das und suchte das Gespräch auf andere Bahnen zu lenken.

„Es ist höchst schade!" sagte sie, „für die kleine reizende Trude wäre ein Speiseservice auch nicht zuviel gewesen. Wo ist sie denn übrigens? Die dürfen wir doch unserem Gast nicht vorenthalten. Laß' sie doch holen."

„Mach' doch keinen Unsinn, Ernestine," sagte die Hausfrau mit etwas erkünsteltem Sträuben. „Solche Leute sind am besten in der Kinderstube aufgehoben. Die Großmutter hat sie bei sich. Sie unterhält sich am liebsten mit ihr."

„Dann müssen wir beide haben!" rief Ernestine entschlossen und verließ mit einer Bitte um Entschuldigung das Zimmer.

„Haben Sie auch diese herrlichen Stickereien mit dem Kaffeeservice bekommen? fragte die Finanzräthin.

„Nein, damit habe ich mich selbst überrascht," war die Antwort. „Ich ließ sie von der Popper machen, die glaubte, sich mir erkenntlich zeigen zu müssen und der Kleinen ein Häubchen verehrte. Zurückweisen durfte ich das Geschenk nicht, ohne die arme Frau zu beleidigen, und schenken lassen mochte ich mir von ihr auch nichts. Ich bin übrigens mit der Ausführung gar nicht zufrieden. Es ist Alles korrekt genug ausgeführt, aber ohne jede Originalität. Sie sollten die Tischläufer meiner Schwägerin sehen, die sie sich selbst gestickt hat. In der Stadt hat man zu derlei Zeit. Dabei hat sie nur ein Kind —"

In diesem Augenblicke trat Frau Ernestine mit der Kleinen auf dem

Arme, gefolgt von der Großmutter, ein. Die Anwesenden erhoben sich respektvoll bei dem Eintritte der alten Frau.

„Sitzen Sie ruhig und lassen Sie sich nicht stören," remonstrirte die alte Dame. „Ich gehe ja gleich wieder, denn ich will die kleine Trudele wieder mit mir nehmen. Bei mir ist sie doch am ruhigsten."

„Setzen Sie sich doch ein klein wenig zu uns, Frau Hirschmann," sagte Steinbach, „bis die junge Dame Allen vorgestellt und nach Gebühr bewundert sein wird."

„Eine kleine Weile, ja," erwiederte die Angeredete. „Ich habe ohnehin wollen mit Ihnen etwas reden, Herr Rabbiner."

„Die Großmutter hat immer Gewissensfragen dem Herrn Doktor vorzulegen, so oft sie ihm begegnet," sagte die Hausfrau lächelnd.

Die alte Frau war eine gewinnende Erscheinung. Einfach gekleidet, machte sie in ihrem Kattunkleid, ihrer blauen Schürze und ihrer Haube mit violetten Bändern einen echt hausmütterlichen Eindruck. Max betrachtete sie mit Interesse, während er die ihm von Frau Doktor Steinbach vorgehaltene Kleine gebührend bewunderte. Die Frauen verwunderten sich alle, die Kleine so gewachsen zu finden. „Die ist ja ein regelrechter Gummiball," meinte die Finanzräthin. „Sie hat auch schon zwei Zähnchen," bemerkte Frau Doktor Großer. „Sie kann auch schon Patsche Kuchen machen," rief Frau Doktor Steinbach stolz. „Patsche, Patsche Kuchen, der Bäcker hat gerufen." Und die Kleine patschte lächelnd ihre Händchen zusammen. „Ist das nicht reizend?" sagte Ernestine zu dem Gaste gewendet, „Und jetzt sag' 'mal Mama, Herzchen, Ma-ma!" Die Kleine brachte nur ein paar unartikulirte Töne hervor. „Sie mag nicht. So sag' 'mal Papa, Pa-pa!" Die Kleine preßte ihre rosigen Lippen aufeinander und brachte mit sichtlicher Anstrengung die beiden Silben hervor.

„Das Nächste wird ein Junge sein!" rief Ernestine triumphirend. „Großmutter, wir machen die „Sude" zusammen. Wir brauchen keine Köchin. Sie machen das Barches und die Fische. Das trifft doch Niemand so gut als Sie, und ich garniere die Braten und mache die Torten.

„Ich danke," rief die Freundin. „Den Sohn wollen wir Dir lieber abtreten — und die Küche will ich dann besorgen."

„Gott soll es geben!" sagte die Großmutter. „Die heutige Welt ist ganz anders wie das einmal war. Ich habe zwölf Kinder gehabt und habe leider nur drei behalten. Zuviel sind sie mir nie gewesen und meinem seligen Mann auch nicht. Aber heute ist es mit Allem anders. Ich danke Gott für seine besondere Gnade, daß er mich nach Allem, was ich mitgemacht habe im Leben, so gesund erhalten hat, daß ich noch zu der Wirthschaft sehen kann. Meine Schwiegertochter ist so gut zu mir und so eine edle Seele, sie möchte sich ausziehen für arme Leute —"

„Großmutter, schon wieder!" schmollte Frieda.

„Nein, was wahr ist, darf man sagen," fuhr die Alte ruhig fort. „Sie ist sehr gut und brav und geschickt, aber mit der Religion, da ist sie leider nicht, wie sie sein soll. Heute erst, wie man den Kugelhopf gebacken hat,

wenn ich nicht dabei gewesen wäre, hätte ihn die Köchin in die fleischige Röhre hineingestellt. Es ist noch ein Glück gewesen, daß ich dabei war."

„Sehen Sie, Großmutter," rief Frieda. „Wir haben doch die Mali nur Ihretwegen aufgenommen, weil sie eine jüdische Köchin haben wollten. Die jüdischen Köchinnen sind die schlimmsten und dabei sind sie am impertinentesten. Wenn es nicht wegen der Großmutter wäre," fuhr sie, an die anderen Damen gewendet fort, „würde mir nie ein jüdisches Mädchen in's Haus kommen. Mein Mann sagt dasselbe. Mit jüdischen Angestellten hat man immer doppelt soviel Verdruß als mit christlichen."

„Am Ende ist es mit allen dienstbaren Geistern die gleiche Geschichte," bemerkte Frau Doktor Großer. „Denken sie sich nur! Vorgestern abends kam mein Mann spät von einer auswärtigen Visite zurück, und meine Köchin, der ich ausdrücklich aufgetragen habe, auf ihn zu warten, legt sich ruhig schlafen, ohne sein Abendbrod vorzubereiten. Selbstverständlich habe ich sie aus den Federn gejagt. Sie hätten nur sehen sollen, wie die gegen mich grob geworden ist."

„Ich denke, daß es doch recht und billig ist, wenn die Mädchen ihre freie Zeit haben wollen," sagte Frau Doktor Steinbach. „Ich habe die Rosa jetzt schon fünf Jahre und kann nicht klagen. Ich lasse ihr nach dem Abendbrod ihre freie Zeit und erlaube ihr den Besuch ihres Verehrers, eines Fleischergesellen, in der Küche zu empfangen. Das giebt ihr ein gewisses Selbstbewußtsein und gerade deshalb ist sie geneigter, in anderen Dingen sich zu fügen."

„Ja, Dein Haushalt," begann die Hausfrau mit einem Seufzer, „ist viel einfacher, und die Rosa ist wirklich eine Ausnahme. Bei alledem aber kann ich im Allgemeinen nicht klagen. Das Stubenmädchen ist auch schon über ein Jahr bei uns, aber mit jüdischen Köchinnen kann ich nie zurecht kommen. Die fühlen sich als die Herren im Hause."

„Was soll man thun, mein Kind?" sagte die alte Frau. „Dafür sind wir Juden; muß man sich etwas gefallen lassen. Aber davon habe ich ja nicht reden wollen, Herr Rabbiner. Ich wollte Ihnen nur fragen wegen den Karaviat —"

„Kaviar wollen Sie sagen, Großmutter," verbesserte Frieda.

„Was ist mir der Unterschied, Kaviar oder Karaviat. Der Herr Rabbiner weiß, was ich meine. Darf man das essen? Ich habe geschrien: Friedaleben, mein Gold, du machst dir das Haus trephe. Du wirst dich versündigen. Ihr habt bis jetzt immer Glück gehabt im Geschäft und mit den Kindern, Gott soll es euch lassen, aber umsomehr muß man sich hüten, sich nicht gegen seinen Namen zu versündigen. Sie sagt das — na, wie heißt man's? — Kravatiar ist koscher. Man hat es bei ihres Bruders Chassene gehabt und der Rabbiner, der dort war, hat es auch gegessen. Ich sag' ihr: Darauf gebe ich nichts. Die Rabbiner sind heutzutage auch nicht alle, wie sie sein sollen. Ich will Ihnen fragen."

„Ich weiß es selbst nicht," antwortete der Rabbiner. „Der Kaviar ist wohl ein Fischprodukt, aber ob man die Fische, von denen er kommt, essen

darf, weiß ich nicht. Die Ansichten sind darüber sehr getheilt. Ich für meine Person esse ihn nicht."

„Siehst Du, Frieda! rief die alte Frau triumphirend, „ich habe es Dir gleich gesagt. Wenn man dürfte den Krativar essen, hätte man frühere Zeiten auch etwas davon gewußt. Du wirst das ganze Geschirr extra stellen, was man dazu gebraucht hat. Hab' ich Recht, Herr Rabbiner? Und den Löffel davon werd' ich kaschern."

„Sie können das Geschirr schon gebrauchen, aber für die Zukunft darf es nicht geschehen."

"Sie können sich darauf verlassen, Herr Rabbiner," sagte die alte Frau, indem sie sich erhob: „Wenn mein Simon nach Hause kommt, werde ich es ihm schon sagen. Er darf mir das russische Kravatiar nicht mehr in's Haus bringen. Brr!" setzte sie hinzu, indem sie sich schüttelte, „ich weiß gar nicht, wie man das schwarze Zeug essen kann. Man ist früher gesund und stark gewesen und hat von allen den Sachen nichts gewußt."

„Warten Sie doch noch einen Augenblick, Frau Hirschmann," sagte der Rabbiner, „ich will Sie noch mit meinem Freunde bekannt machen. Er ist der Sohn von Reb Secharje Bernstadt; den haben Sie doch gekannt, nicht wahr?"

„Ob ich Reb Secharje gekannt habe!" rief die alte Frau lebhaft. „Der war ein Zaddik. Wie heißt ein Zaddik! Wissen Sie, Herr Rabbiner. Er ist ein Mohel gewesen. Er war Mohel bei meinem Bruder Salomon. Sie können sich denken, das ist schon ein' schöne paar Jahre. Salomon ist mit fünf Jahre jünger von mir. Ich bin schon zu Gutem achtundsiebzig. Also ist das dreiundsiebzig Jahre her. Ich sehe ihn noch so vor mir, Reb Secharje, mit seinem Zobelhut und den langen seidenen Rock, wie die Rabbonim sich damals geführt haben. Gezittert habe ich, wie man mich hereingerufen hat, ich soll mich vom Rebbe benschen lassen. Und wissen Sie, er hat nicht einen Bissen bei uns gegessen. Sie können sich vorstellen, wie kosscher bei meine selige Eltern Haus geführt worden ist. Von trephe Hausführen hat man doch überhaupt in jener Zeit nichts gewußt. Und meine Eltern! Sie brauchen nur zu fragen, wer Reb Kiwe Landau und Deborah gewesen sind. Sie können sich denken, wenn Reb Secharche vier Meilen weit zu einer Mile gekommen ist. Von zahlen ist doch damals keine Rede gewesen. Ich bin überzeugt, er hat gewußt, man braucht sich bei uns vor trephe nicht zu fürchten. Trotzdem Alles, was er zu sich genommen hat, war ein Glas schwarzen Kaffee. Das Glas hat müssen ganz neu sein, und dann hat er seinen Schammeß geschickt, es toiwil zu sein. Ich soll mich nicht versündigen, aber sie sind doch damals gar zu übertrieben gewesen."

„Sehen Sie, Großmutter," fiel hier Frieda ein, „sein Sohn ist schon nicht mehr so fromm. Der traut schon Ihrer Küche."

Inzwischen begann die Kleine unruhig zu werden und alle Versuche Ernestines, sie durch Liebkosungen und Schaukeln in den Armen zu beschwichtigen, erwiesen sich als vergeblich.

„Geben Sie sie mir, Frau Rabbinerin," sagte die alte Frau, „bei mir wird sie schon ruhig sein."

„Bleiben Sie doch da, Großmutter," sagte Frieda. „Ich werde das Kindermädchen rufen."

„Nein, laß' sie nur in der Küche," erwiderte die Alte. „Du brauchst sie dort nöthiger. Wenn ich in Schul' gehe, kann sie indessen wieder das Kind halten. Wir alten Leute passen nicht mehr zu Euerer Gesellschaft. Es hat mich sehr gefreut, Herr Rabbiner," fuhr sie, zu Pulsnitz gewendet fort. „Adieu, meine Herrschaften! Komm, Trudeleben, mein Gold, wir gehen wieder spielen

9. Kapitel.

Disputation.

„Es ist doch merkwürdig," begann der Doktor, nachdem die alte Frau sich entfernt hatte, „wie richtig ein alter christlicher Goldarbeiter in meiner Heimath, der durch Umgang mit Juden ein halber Jude geworden war, das Judenthum charakterisirte. Er pflegte zu sagen: Ihr Juden habt eine Eß-Religion. Es handelt sich immer nur darum, wann darf man essen, was darf man essen und wo darf man essen. Da heißt es, warten mit dem Kaffee bis sechs Stunden vorüber sind. Da ist's wieder ein Fasttag, an dem man warten muß, bis drei Sterne erschienen sind, oder frühstücken muß, ehe die Sterne verschwunden sind. Da heißt es, auf das Schofarblasen warten, da wieder auf das Chanukkalichtanzünden. Da heißt es in die Sukka gehen und Gott weiß, was Alles noch! Und erst das Objekt des Essens! Man hätte ein Leben des Studiums darauf zu wenden, um das Alles zu wissen. Ich hatte zum Beispiel keine Idee, daß man Kaviar nicht essen dürfe und weiß auch jetzt nicht warum, denn ich hatte immer gehört, daß Fische nicht verboten seien."

„Haben Sie Ihre Naturgeschichte oder Ihr Chumesch so ganz verschwitzt," bemerkte Steinbach etwas mißmuthig, „daß Sie nicht wissen, daß man von Wasserthieren nur dasjenige essen darf, was Schuppen und Flossen trägt. Da die Störe bekanntlich meistens mit Hornplatten bedeckt sind, so gehören sie zu den verbotenen Wasserthieren."

„Ich respektire Ihren Standpunkt, Herr Doktor," begann der Arzt wieder, „aber ich möchte doch die Entscheidung eines mehr Unparteiischen aufrufen, indem ich Herrn Dr. Pulsnitz frage, ob er glaubt, daß Moses so subtile Unterschiede wie die zwischen Stören und Karpfen gemacht habe, zumal, so viel ich trotz meiner verschwitzten Naturgeschichte weiß, Störe in Palästina und im Mittelländischen Meere überhaupt nicht vorkommen."

„Was Moses gewußt oder nicht gewußt hat, kann ich leider nicht angeben," erwiederte der Angeredete, „aber die Speisegesetze scheinen bloß eine Kondisizirung alter ethnischer Anschauungen zu sein. Wir Alle haben angeborene, oder besser gesagt, anerzogene Geschmacksrichtungen, die uns so frühzeitig eingeimpft wurden, daß wir sie für angeboren halten. Sie, meine Damen, würden wahrscheinlich dieselbe Erfahrung machen, die ich an der atlantischen Küste im Seebade machte. Ich war zu dem ortsüblichen Clam-Chowder-Sport geladen. Man geht zur Zeit der Ebbe an die Küste, gräbt

die Clams, eine Art Muscheln, aus dem Schlamme, ißt sie zum Theile roh, zum Theile kocht man sie in mitgebrachten Kesseln zu einem Gericht, das man Clam-Chowder nennt. Wenn Moses selbst erschienen wäre, um mir zu erklären, daß ich ohne Rücksicht auf seine Ungnade mich an dem Schmause betheiligen dürfe, so hätte ich doch den Abscheu nicht überwinden können."

„Sie dürfen es mir glauben," sagte der Doktor, „daß ich nicht Schweinebraten essen kann — Schinken vertrage ich unberufen ganz gut, aber der Geruch von Schweinebraten oder Bratwürsten ist mir unerträglich."

„Ich kann Ihnen eine ähnliche Erfahrung mittheilen," bemerkte die Finanzräthin. „Vor zwei Jahren unternahm mein Mann mit mir eine Ferienreise nach Scheveningen. Er dachte, mir einen besonderen Genuß zu bieten, indem er mich zu Austern traktirte, aber ich hätte nicht um die Welt so ein schleimiges Zeug herunterschlucken können."

„Der Baron schickt uns alljährlich Krebse," fiel Frau Doktor Großer ein. „Mich widert das krabbelnde Zeug an. Ich würde es nicht um die Welt berühren, aber mein Mann hält es für eine große Delikatesse. Ich lasse es in seinem separaten Geschirr zubereiten und in seinem Hundeschüsselchen ihm vorsetzen. Ich mag auch nicht, daß es die Kinder bekommen. Die haben Zeit, sich daran zu gewöhnen."

„Das ist einer unserer zahlreichen Konflikte," begann der Doktor, „über welchen ich auch die Ansicht unseres amerikanischen Gastes hören möchte. Ich halte dafür, daß es praktischer sei, unseren Kindern den Seelenkampf und das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu thun, zu ersparen, da wir ohnehin wissen, daß sie die Speisegesetze später nicht halten werden. Ich erinnere mich heute noch mit einem gewissen Schamgefühl, wie ich als Gymnasiast die Neckereien meiner Kollegen ertragen mußte, als ich mit ihnen den ersten Ausflug in die Weinschenke unternahm und mich vor der Berührung mit den heißen Würsteln fürchtete. Auf der Universität schwand dieser horror naturalis bald genug. Aber ich frage mich, wozu Kindern erst diesen Schrecken einimpfen? Was denken Sie darüber, Herr Doktor Pulsnitz?"

„Ich denke, daß Sie Recht haben," erwiederte der Angeredete trocken.

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein!" rief Ernestine fast athemlos vor Staunen.

„Warum denn nicht?" erwiederte Pulsnitz. „Selbst mein frommer und gelehrter Freund Doktor Steinbach wird zugeben, daß innerhalb einer Religionsgemeinde die Anschauungen wechseln —"

„Doch nicht über das Wesentliche," fiel Steinbach energisch ein.

„Es kommt eben darauf an, was man für wesentlich hält. Es ist ganz merkwürdig, daß die biblische Geschichte erst in der spätesten Zeit, im Buche Daniel die Tugend der Beobachtung der Speisegesetze feiert. Der Prophet Eliah zum Beispiel ißt, ohne viel nach dem koscheren Geschirr zu fragen, bei der heidnischen Frau in Zarepta."

„Das war doch nur ein Napfkuchen," unterbrach Steinbach.

„Auf solche Geschichten solltest Du Dich doch nicht einlassen, David," sagte Pulsnitz nasenrümpfend. „Das solltest Du dem Publikum des Mainzer Israelit gönnen, aber darauf kommt es ja gar nicht an. Mein Vater hätte

das nicht gethan, wie wir soeben hörten. Und selbst darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß man von frühester Zeit an diese Dinge schematisirt und scholastisch erweitert hat. Nachdem man seit undenklichen Zeiten den Genuß von Mollusken und Schalthieren gemieden hat, kam es für den Gesetzgeber darauf an, dieses Gebot genau zu definiren und er erfand die Definition von Schuppen und Flossen als Kennzeichen der Fischwelt. Störe, Aale und dergleichen hat er sicherlich nicht gekannt. Nun kommen die Talmudisten und spekulieren, was man eigentlich unter Flossen verstehe, und schließlich tritt als psychologisches Moment das allgemeine Prinzip der Askese hinzu. Entbehren ist verdienstlich und thun wir es lieber nicht, da wir es vermeiden können, ist der Wahlspruch" —

„Hier siehst Du Deine Einseitigkeit," fiel Steinbach ein. „Kannst Du es leugnen, daß das Judenthum die Religion der Weltbejahung, der Diesseitigkeit und der Lebensfreude ist, wie selbst Schopenhauer anerkannt hat? Stellt nicht die Thora überall das Gedeihen der Familie, der Ernte und das Wachsthum der nationalen Macht als Lohn der Frömmigkeit dar. Sagt nicht der Talmud: Fasten ist Sünde, und heißt es nicht an anderer Stelle: Jedermann wird einst Rechenschaft ablegen müssen für das Gute, das ihm in dieser Welt geboten war und das er verschmähte? Hat nicht noch Rabbi Akiba Eger, der doch gewiß ein Typus der altrabbinischen Frömmigkeit war, in seinem Testamente seinen Kindern empfohlen, an seinem Jahrzeitstage nicht zu fasten, sondern lieber zu lernen? Und allerendlich hat nicht das Judenthum die Ehelosigkeit, das fundamentale Prinzip aller Askese, stets verurtheilt?"

„Das wird ja ein regelrechtes, theologisches Turnier!" rief Doktor Großer händeklatschend. „Da kann unsereiner hübsch stille zuhören."

„Ich weiß nicht, ob es recht ist, den Damen eine solche Religionsdisputation zuzumuthen," bemerkte Pulsnitz ausweichend.

„Was mich betrifft," sagte die Frau Finanzräthin, „bin ich bereit, bis Mitternacht zuzuhören. Wir Frauen sind in unserem religiösen Unterricht so sehr vernachlässigt worden, daß ich die Gelegenheit, etwas zu lernen mit Freuden begrüße."

„Ich, die im Disput immer den Kürzeren zieht, bin gewiß von Herzen froh, jemanden mit unserem Herrn Doktor disputieren zu hören, der ein ihm ebenbürtiger Gegner ist," bemerkte die Hausfrau, „und ich bin überzeugt, daß die anderen Damen ebenso gerne zuhören als ich."

„Gewiß, gewiß!" riefen die Anderen.

„Nun denn, dann haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, meine Damen, wenn sie gelangweilt werden," begann Pulsnitz wieder. „Ohne Anspruch darauf zu erheben, meinem Freunde an Gelehrsamkeit gleichzukommen, kann ich jedem seiner Citate ein halbes Dutzend anderer gegenüberstellen, die genau das Gegentheil von den seinen besagen. Neben dem Rabbi Akibar Eger, der das Fasteu — man kann ja nicht sagen verurtheilt — nicht so sehr empfiehlt, steht sein Zeitgenosse und Landsmann Rabbi Jakob von Lissa, der in seinem Testamente sagt, der Mensch könne nie genug fasten. Wenn ich Doktor Steinbach's Gedächtniß hätte, könnte ich auch eine Stelle citiren, die gerade das Gegentheil von dem besagt, welche er citirt hat, nämlich: Wer fleißig

fastet, ist ein Frommer, aber auf diese einzelnen Aussprüche kommt es ja gar nicht an, sondern auf den Gesammtgeist. In dieser Bejahung erfahren wir, daß Rabbi Zadok vierzig Jahre gefastet haben soll, um den Untergang des Tempels abzuwenden."

„Nach vierzig Jahren," bemerkte die Finanzräthin, „hätte er das Fasten so gewöhnt sein müssen, daß er gar nicht mehr zu essen brauchte."

„Ob man ihn bei Nacht auch ordentlich bewacht hat," sagte der Doktor lachend.

„Ach Gott, das sind doch Sagen, aus denen gar nichts abzuleiten ist," rief Steinbach etwas ärgerlich.

„Ich bitte um Entschuldigung," begann Pulsnitz wieder. „Daß diese Erzählungen nicht wahr sind, sei ohne Weiteres zugegeben; daß man sie geglaubt hat, möchte ich wieder behaupten und zweifle keinen Augenblick, daß die Großmutter, die sich daran erbaut, wenn sie sie in ihrem Teutsch-Chumesch liest, sie für buchstäblich wahr hält. Ich bin aber bereit, all das um des Friedens willen als irrelevant zu konzediren. Die Hauptsache bleibt, daß das Fasten als verdienstvolles Werk angesehen wird. Darum wird es bei Regennoth und bei privaten Unglücksfällen, ja sogar zur Abwendung der Erfüllung böser Träume empfohlen. Und wie mit dem Fasten geht es mit anderen Dingen. Man gelobt, sich des Weines und des Fleisches zu enthalten, Schmuck nicht anzulegen und was dergleichen Kasteiungen sind. Kurz, Askese ist mit Religion unzertrennlich verbunden, ob man sich wie die Hindus von den Rädern des Juggernat-Wagens zermalmen läßt oder auf einem Beine hüpft wie bei der Springprozession von Echternach, oder wie bei uns Jom Kippur den ganzen Tag in Strümpfen steht, mitunter noch, um Gott einen besonderen Gefallen zu thun, wie mein Vetter Reb David Löb, Pflaumenkerne oder Erbsen in die Strümpfe steckt."

„Ist das wahr oder sagen Sie das nur zum Scherz?" fragte die Finanzräthin.

„Buchstäblich wahr!" erwiderte Pulsnitz. „Vetter Reb David Löb, heute dreiundachtzig Jahre alt, ist der einzige überlebende Sohn meines Großvaters, der in Dobichau Rabbinner war und sieht es als seine Aufgabe an, die Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie mein Großvater repräsentirte, aufrecht zu erhalten."

„Du stellst Dinge zusammen, die nicht zusammengehören," sagte Steinbach in ruhigerem Tone. „Wenn auch ein Einzelner hie und da oder eine Generation asketische Neigungen vertritt, hat so etwas doch nichts mit den Speisegesetzen zu thun, deren Grund die Bibel selbst in dem Heiligkeitsprinzip sucht, welches in der Enthaltung von dem Häßlichen und Schädlichen und im Gegensatze zu dem bloßen Genußleben seinen Ausdruck findet."

„Zugegeben," rief Pulsnitz lebhaft, „aber das fehlt vollständig in der Auffassung der Späteren, für die das Speisegesetz eben einfach Gesetz ist, Gottes unabänderlicher Wille, „Gesera," wie es der Talmud bezeichnend nennt, um es mit der Laune eines Tyrannen auf eine Stufe zu stellen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es immer weiter und weiter entwickelt und zwar auf Grund des, wie ich zugeben will, unbewußten asketi-

schen Prinzips, daß Entbehrung an und für sich eine verdienstliche That in Gottes Augen sei."

Max machte eine kleine Pause, als wartete er auf einen Einwurf. Da aber Niemand das Wort ergriff, fuhr er fort: „Ich weiß wahrlich nicht, ob ich den Herrschaften eine so abstruse Auseinandersetzung zumuthen darf —"

„O, fahren Sie doch fort," sagte der Doktor.

„Ich interessire mich sehr lebhaft dafür," rief die Finanzräthin, „und bedauere nur herzlich, daß mein Mann, der auf einer Inspektionsreise abwesend ist, nicht dabei sein kann."

„Nun denn," begann Pulsnitz; „wenn ich das Gastrecht mißbrauchend, Sie langweile, haben Sie es sich selbst zuzuschreiben."

„Wir haben heute so viel von der Mischung von Milch- und Fleischspeisen gehört. Die alte Frau hat das Unglück verhütet, daß unser vortrefflicher Napfkuchen in der „fleischigen" Ofenröhre gebacken wurde, was seinen Genuß zu einer schweren Sünde gemacht hätte. Unser geistliches Oberhaupt darf pflichtschuldigst, um kein schlechtes Beispiel zu geben, vor Ablauf von sechs Stunden nach einer Fleischmahlzeit Milch nicht genießen. Untersuchen wir die Gründe dieses Gesetzes. Die Thora sagt an drei Stellen: Du sollst nicht kochen das Zicklein in der Milch seiner Mutter. Der Sinn des Gesetzes ist uns nicht recht klar und war es wahrscheinlich nicht einmal für den Autor der Niederschrift, der dessen Ursprung ebensowenig kannte als die Verfasser der Evangelien wußten, daß das Abendmahl die hartnäckig festgehaltene Sederfeier der ersten Christen ist oder, als der heutige Katholik sich bewußt ist, daß sein Rosenkranz ein buddhistorischer Gebrauch sei. Die griechisch gebildeten Juden des ersten christlichen Jahrhunderts spekulirten über dieses merkwürdige Gebot und fanden darin nach ihrer Art eine Allegorie, indem sie dem Gebote die Absicht unterlegten, zu verhindern, daß der Mensch gegen Grausamkeit abgestumpft werde. Auf Grund dieser Verquickung griechischer und jüdischer Ideen entstand das Christenthum. Sein wesentlichstes Prinzip war, daß das Judenthum den Glauben an seine nationale Wiedererweckung aufgeben müsse. War das richtig, dann mußten die Gebote, welche die Scheidewand zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Welt darstellten, fallen. Auf der anderen Seite konnte man nicht leugnen, daß die Gebote göttlichen Ursprunges seien. Was göttlich ist, mußte ewig sein. Man harmonisirte diese Gegensätze, indem man sagte, daß Gott die Gebote nur temporär als erziehliches Mittel gegeben habe, daß das Wesentliche an ihnen nicht die äußerliche Uebung, sondern die ihnen zugrunde liegende Idee sei. Das Prinzip erregte Widerspruch, und Widerspruch ist das wesentlichste Prinzip des Cultur- und ganz besonders des religiösen Lebens."

„Dafür lieferst Du ein ganz besonders sprechendes Beispiel," sagte Steinbach unter allgemeiner Heiterkeit.

„Sehr wohl, aber nicht mehr als Du und die ganze übrige Welt," fuhr Pulsnitz ruhig fort. „Protestantismus ist die Verneinung des Katholizismus; der Katholizismus, wie er sich auf dem Trienter Konzil entwickelt hat, die Verneinung des Protestantismus, die Puritanerkirche ist die Verneinung der anglikanischen Kirche, das Quäkerthum die Verneinung des Puritanis-

mus, der Methodismus wieder die Verneinung der Hochkirche und die Heilsarmee die Verneinung des Methodismus, der Materialismus die Verneinung der Religion und der Spiritualismus die Verneinung des Materialismus. So war denn das ursprüngliche Christenthum die Verneinung der jüdischen Gesetzesfrömmigkeit, und die letztere in ihrer weiteren Ausbildung ebenso sehr eine Verneinung des Christenthums als die katholische Lehre des Trienter Konzils eine verschärfte Verneinung des Protestantismus war."

„Das sind doch subjektive Konstruktionen," rief Steinbach ärgerlich, „die Du in die Quellen hineinlegst."

„Zugegeben, aber sie erklären etwas, was sonst unerklärlich wäre. Hätte der Gesetzgeber sagen wollen: Iß nicht Fleisch und Butter, so hätte er es sicherlich nicht durch die Worte ausgedrückt: Du sollst nicht kochen das Zicklein in der Milch seiner Mutter. Hätte diese kuriose Auffassung schon im ersten Jahrhunderte bestanden, dann hätten Josephus und Philo sie ebenso kennen müssen, wie sie Habakuk Stampfer und unsere Gastgeberin kennen —"

„Ich danke für das Kompliment!" rief Frau Hirschmann pikirt, während die Damen in lautes Gelächter ausbrachen.

„Das ist undankbar, Frieda," sagte Frau Doktor Steinbach. „Stampfer ist ein großer Verehrer von Dir. Ich habe ihn erst vor Pessach beobachtet, als er bei uns ein Huhn schlachtete und ich ihn nach dem Grunde seiner großen Eile fragte. „Ich muß noch bei der Frau Vorsteherin ein Zickel schlachten," sagte er mit dem Tone großer Wichtigkeit und stolzen Selbstbewußtseins."

„Das kommt von dem Bewußtsein des Thalers, den er zu jedem Feiertage erhält," bemerkte Frieda lächelnd.

„Ich bitte um Vergebung," begann Pulsnitz wieder. „So schlimm habe ich es nicht gemeint, sondern nur in dem Sinne, daß der Mann, dessen ganzes Wesen in der Kenntniß des praktischen Rituals aufgeht und die modern gebildete Dame, deren religiöse Bildung eingestandenermaßen — Sie erinnern sich dessen, gnädige Frau — auf einigen Privatstunden, ertheilt von einem unfähigen Lehrer, beruht, etwas wissen, was vor achtzehn Jahrhunderten gläubige und gelehrte Theologen nicht gewußt haben. Da aber Philo und Josephus, besonders der Letztere, der in Palästina unter gesetzestreuen Pharisäern lebte, von dem Verbote, Fleisch und Milch zusammen zu genießen, nichts gewußt haben, hat das Verbot nicht bestanden. Es verdankt also dem Gegensatze gegen die allegorische Erklärung der Gebote seine Entstehung. Wenn das Gesetz allegorisch erklärt wird, schloß man, wird es ganz wegfallen, darum weg mit aller Erklärung, Gesetz ist Gesetz, Geseroh, gerade so, wie in unserer Zeit Samson Hirsch in seinem „Chaurew" predigte."

„Nun siehst Du wieder, wie subjektiv Du bist," fiel Steinbach ein, „wenn Du Verhältnisse und Anschauungen, die um fast zwei Jahrtausende auseinanderliegen, auf eine Stufe stellst und dabei außer Acht läßt, daß solche Gesetze, die tief in das tägliche Leben eingreifen, sich nicht künstlich fabriziren lassen. Vorausgesetzt, ich würde der Großmutter sagen, man dürfe keine gebratenen Aepfel essen, würde meine sonst so geschätzte Autorität

hinreichen, um ihr das Verbot, von dessen Existenz sie nie etwas gehört hatte, glaubhaft zu machen?"

„Ich finde, daß dieser Grund ein sehr triftiger ist," bemerkte Doktor Großer. „Obwohl ich zum Beispiel nicht sehr pünktlich in der Erfüllung meiner religiösen Pflichten bin, feiere ich doch alljährlich die Sterbetage meiner Eltern, weil ich weiß, daß diese darauf großen Werth legten. Ich würde aber niemals eine solche Feier begehen, wäre sie nicht durch Tradition geheiligt."

„Gerade dieses Argument spricht gegen Sie, Herr Doktor," begann Pulsnitz. „Die Jahrzeitsfeier ist wie schon der deutsche Name beweist, jungen Ursprungs und geht nicht über das sechszehnte Jahrhundert zurück. Weil sie aber mit dem Geist der Zeit harmonisirte, bürgerte sie sich rasch ein. Auf christlichem Gebiete sahen wir vor nicht langer Zeit etwas Aehnliches sich vollziehen. Die Unfehlbarkeit des Papstes wurde trotz des Widerspruches hervorragender Prälaten, trotz des Umstandes, daß im fünfzehnten Jahrhundert die Konzilien sich über den Papst stellten, trotzdem daß im frühen Mittelalter notorisch ein Papst wegen Ketzerei abgesetzt worden war, als Dogma erklärt. Das beweist ferner, daß ich Recht habe, zwei zeitlich soweit auseinanderliegende Persönlichkeiten wie Rabbi Akiba und Samson Hirsch auf eine Stufe zu stellen. Sie repräsentiren den Legalismus im Gegensatz zum Symbolismus. Hirsch hält dem modernen Zeitgeiste gegenüber an allem orientalischen Wesen des Judenthums, zum Beispiel an dem bedeckten Haare der Frauen, fest. Rabbi Akiba thut dasselbe gegenüber der allegorischen Erklärung der Gebote. Nichts von Humanität! Gebot ist Gebot! und darum wird aus dem Zicklein Fleisch, aus der Milch seiner Mutter Milch überhaupt. Hat denn das Trienter Konzil anders gehandelt, als es sich für Transsubstantiation erklärte? Die Reformatoren haben das Abendmahl mehr oder weniger als ein Symbol, als eine Erinnerung an den Tod Christi erklärt. Dem gegenüber verlangt die katholische Kirche den Glauben an das Wunder der Verwandlung der Oblate in Fleisch, des Weines in Blut, den Glauben, daß das Abendmahl ein Opfer und der Geistliche ein Priester, ein mit göttlicher Wunderkraft begabter Uebermensch sei. Es ist das Gesetz des Kontrastes, welches die intellektuelle Welt beherrscht."

„Nun aber zugegeben, daß Moses wirklich die Mischung von Fleisch und Milch verboten habe. Warum dieses Verbot auf das Geschirr, auf die Tischdecke und Gott weiß, was noch, ausdehnen und sich von einem polnischen Rabbiner des siebzehnten Jahrhunderts die ungeheuerliche Anschauung vorschreiben lassen: „Wer nur einen Funken von Religion besitzt, wird vor Ablauf von sechs Stunden nach einer Fleischmahlzeit keine Milch trinken?" Soll ein Mann uns Autorität sein, der an die Gefährlichkeit übler Träume glaubte und überzeugt war, sie paralysiren zu können, indem er sich von drei Leuten vorsagen ließ: Dein Traum war ein glückverheißender Traum?"

„Die polnischen Rabbiner sind ja ein rothes Tuch für Dich," rief Steinbach. „Du bist ja fast wie die getauften Juden, die zu den Antisemiten übergehen."

„Sind Sie ein Pole?" fragte Doktor Großer überrascht. „Ich hätte es Ihrem Deutsch nicht angehört."

„Ich hatte das unverdiente Glück, in Bernstadt geboren zu sein," erwiederte Pulsnitz lachend, „wo mein Vater damals Rabbiner war. Mein Vater selbst war in Dobichau geboren, wo mein Großvater, der in Folge der Kriegswirren aus Polen geflüchtet war, sich kurz zuvor niedergelassen hatte. Mein Glück war die Theilung Polens. Ohne dieses Ereigniß wäre mein Großvater wohl in Bobrczyk geblieben und ich wäre vielleicht sein Nachfolger, trüge einen Kaftan und ein Streimel, hätte wohl schon verheirathete Kinder und würde Herrn Doktor Steinbach für einen Atheisten halten."

„Wir sind aber von unserem Thema abgekommen. Sie fragten mich, Herr Doktor, ob ich glaube, daß unsere Kinder zur Beobachtung der Speisegesetze angehalten werden sollten. Ich verneinte Ihre Frage aus den Gründen, die ich entwickelt habe. Die Speisegesetze beruhen auf einer zum Theil unverständlichen, zum Theil mißverstandenen Grundlage, sind in's Unendliche erweitert worden theils aus scholastischer Neigung, theils aus ascetischen Principien. Es ist weder wünschenswerth, daß unsere Kinder diese Gesetze beobachten sollen, noch auch wahrscheinlich, daß sie es thun werden. Warum sie in das Dilemna treiben, zwischen ihrer Ueberzeugung und den Lehren ihrer Eltern zu wählen?"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Doktor," begann die Finanzräthin. „Die Lebensstellung meines Mannes verlangt es, daß wir uns an gewissen öffentlichen Affären betheiligen. Es ginge doch wahrlich nicht an, daß wir, die ohnehin mehr oder weniger als nicht in die Gesellschaft gehörig betrachtet werden, durch Verweigerung der Theilnahme an einem Bankette uns noch auffälliger machen. Hätte ich Kinder, so würden sie doch wahrscheinlich in ähnliche Gesellschaft eintreten und wir könnten nicht erwarten, daß sie solche Gesetze erfüllen, die wir, obwohl darin erzogen, nicht erfüllen können."

„Es kommt doch Alles nur darauf hinaus," sagte Steinbach bitter, „sich aus dem Judenthum herauszudrücken, um den Ansprüchen einer protzigen Gesellschaft gerecht zu werden. Ich habe Leute gekannt, deren aufgeklärter Geist sich dagegen sträubte, ihre Kinder in der Beobachtung der Speisegesetze zu erziehen, die sie aber später katholisch taufen ließen und nichts dagegen hatten, wenn sich die vor Bigotterie sorgfältig gewahrten Kinder am Freitag des Fleischgenusses enthielten. Ja, sie brachten ihre Mädchen in Klöster, um sie an das Rosenkranzbeten und Ablaßgewinnen zu gewöhnen, denn es handelte sich einzig und allein nur darum, sie gesellschaftsfähig zu machen. Ich habe auch Damen gesehen, die über den jüdischen Gottesdienst als unverständlich räsonnirten, aber nachdem sie das Sakrament der heiligen Taufe empfangen hatten, sich um fünf Uhr morgens zur Messe begaben, von der sie nicht mehr als von den hebräischen Gebeten in der Synagoge verstanden."

„Da thun Sie mir Unrecht, Herr Doktor," sagte die Finanzräthin. „Sie wissen wohl, daß es zum großen Theil mein Verdienst ist, wenn mein Mann zum Schaden seiner Karriere Jude geblieben ist. Er wirft es mir manchesmal noch jetzt vor, daß ich daran Schuld trage, wenn er jetzt nicht vortragender Rath im Ministerium sei. Hätte er dem Beispiel seiner Brüder

gefolgt und sich nach Vollendung seiner Studien taufen lassen, so wäre er heute nicht Steuerkollektor in einem solchen Nest, durch die gnädige Verleihung des Finanzrath-Titels belehrt, daß seine Karriere beendet sei. Mein Mann," fügte sie an den Gast gewendet hinzu, „ist der einzige seiner Brüder, der dem Judenthum treu geblieben ist. Der eine ist Architekt und Oberbaurath bei der Provinzialregierung, der zweite ist Oberlandesgerichtsrath und der dritte ist Redakteur des Abendkurriers, einer konservativen, halb antisemitischen Zeitung. Mein Schwiegervater war der Sohn eines sehr frommen Mannes und ein Talmudist, aber er that keinen Einspruch. Ich aber habe meiner Mutter noch auf ihrem Todtenbette das Versprechen geben müssen, diesen Schritt nicht zu thun und das bestimmte meinen Mann, so daß er nicht daran denkt. Sie sehen also, ich bin Jüdin von ganzem Herzen, aber das ist doch wahrlich kein Grund dafür, daß ich es für eine Todsünde halten sollte, Kotelettes in Butter zu backen."

„Ihre Schwägerin, die Frau Oberbaurath Bach, wie sie sich offenbar der Kürze wegen nennt," bemerkte Steinbach sarkastisch, „geht um fünf Uhr morgens zur Messe und hat im vorigen Jahre eine Wallfahrt nach Maria-Thur gemacht, obwohl ihre religiösen Skrupel wohl auch bei den in Butter gebackenen Kortelettes begonnen haben."

„Die arme Närrin," erwiederte die Finanzräthin, „hat auch in ihrem Vorzimmer eine Mutter Gottes mit einem Oellämpchen davor und zwar nicht eine Rafael'sche Madonna, wie ich sie auch in unserem Empfangszimmer habe, sondern so einen abscheulichen Farbendruck, eine Frau darstellend, die in die schreiendsten Farben gekleidet ist und das von sieben Dolchen durchbohrte Herz außen auf der Brust trägt. Man denke! diese Unnatürlichkeit! Und eine ungeheure Krone auf dem Kopfe; ein Kind auf den Armen, das so rosenroth aussieht, als sollte es den Scharlach kriegen, und ebenfalls so eine Dorfmaskenball-Krone auf dem Kopfe trägt. Daneben hängt noch ein Weihwassergefäß mit geweihten Weidenkätzchen darüber und die alberne Gans bespritzt und bekreuzigt sich in meiner Gegenwart! Ich habe Geduld, aber als ich das sah, konnte ich mich doch nicht enthalten zu fragen, ob sie das zu Hause bei Feischal Wielenz gelernt habe.

„Wo stammt die Frau Oberbaurath her?" fragte die Hausfrau.

„Wie ich Ihnen eben sagte, sie ist die Tochter eines gewissen Feischel Wielenz," war die Antwort. „Das heißt, so nannte man ihn, weil er aus Wielenz, einem armseligen Dorfe, stammte. Mit seinem wirklichen Namen hieß er Ehrlich, ein Namen, den er am allerwenigsten verdiente, denn er war ein Erzwucherer, der sich in dem erbärmlichen Neste ein Vermögen erwuchert hatte; aber als ihm der Boden unter den Füßen brannte, sich nach der Hauptstadt begab, wo er durch Häuserspekulationen, durch finanzielle Stützung von Pfandleihern und Auktionshyänen, immer gerade an der Grenze des Strafgesetzbuches sich bewegend, sein Vermögen vermehrte, so daß man ihn auf eine Million schätzte. Natürlich konnte er für sein Töchterlein nach einer vornehmen Partie angeln und mein Schwager, damals Assistent im Provinzial-Bauamt, war der glückliche Gewinner. Feischel mußte verschwinden und zog sich gehorsam nach einem kleinen Städtchen zurück; mein Schwager änderte

seinen Namen in Bach, nahm die Taufe und ist heute Oberbaurath mit sicherer Anwartschaft auf den Geheimrathstitel, den Kronenorden und vielleicht gar auf den Adel. Das Eine muß ich ihm zum Lobe nachsagen, er affektirt kein Christenthum, während Schwager Louis, der Redakteur, so überzeugt antisemitisch thut, als wäre er in einem sächsischen Pfarrhause geboren, und Albert, der Oberlandesgerichtsrath, sich sogar von uns ferne hält, um an seinen jüdischen Ursprung nicht erinnert zu werden. Allerdings trägt daran hauptsächlich seine Frau Schuld, die als Tochter eines adeligen Regierungsrathes seine Karriere gemacht hat und begreiflicherweise an den Ursprung ihres Gatten nicht gerne erinnert sein will."

„Glauben Sie nicht, Frau Finanzräthin," begann Steinbach mit etwas sarkastischem Tone, „daß der Herr Oberlandesgerichtsrath seine aristokratischen Allüren nach und nach erwarb, indem er für die sixtinische Madonna ganz vorurtheilslos ästhetisch schwärmte, während er den ererbten Chanukkaleuchter oder die Beßomimbüchse ohne Rücksicht auf das damit verbundene antiquarische oder künstlerische Interesse sehr sorgfältig in der Rumpelkammer verbarg?"

„Damit treffen Sie mich nicht, Herr Doktor," erwiderte die Finanzräthin lachend. „Mein Vater hat, als wir Kinder klein waren, wohl Chanukkalicht angezündet, damit die Kinder doch etwas von dem Judenthum vor sich sehen sollen, wie die Formel lautet, aber Hawdole hat er nicht gemacht, denn einen Sabbath hat es in seinem Geschäfte, einer Spiritusbrennerei, verbunden mit eine Oekonomie, nicht gegeben. Nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters hat meine Mutter, obwohl religiös gesinnt, doch zu viele Sorgen auf sich gehabt, um sich romantischen Neigungen hinzugeben. Ich hatte also kein Bedürfniß nach religiösen Ceremonien, die mein Vater gar nicht oder nur formell geübt hat, und die ich nur im Hause meiner mütterlichen Großmutter kennen lernte. An und für sich hatte mein Mann dazu keine Neigung. Sein Vater war wie so viele, die jüdische Bildung genossen hatten, ein Freidenker, ein Stück Religionsfeind. Er selbst hatte in seinem Studenten- und in seinem späteren Garçonleben nach derartigen Uebungen ebensowenig ein Verlangen, als andere seiner Kategorie. Ich war, wie gesagt, auch nicht darnach erzogen worden und, selbst wenn ich es gewesen wäre, mußte es mir doch sinnlos erscheinen, wenn mein Mann am Samstag von der Inspektion einer Bierbrauerei zurückkehrend, das Scheiden des Sabbaths und den Beginn der Arbeitswoche feiern sollte, während für ihn das Umgekehrte der Fall ist."

„Ich bin nicht sehr fromm, wie Sie wissen," bemerkte die Hausfrau, „aber ich halte doch darauf, daß die Kinder etwas von Religion erfahren sollen. Wenn mein Mann zuhause ist, wird immer Kiddusch und Hawdole gemacht. Er thut es natürlich schon der Großmutter halber, aber ich würde auch sonst der Kinder wegen darauf bestehen. Sie würden es gar nicht glauben, wie sich die Kinder auf das Barcheß und die brennenden Kerzen freuen."

„Wenn ich Kinder hätte," erwiederte die Frau Finanzräthin, „wäre es vielleicht etwas Anderes. Ich sage vielleicht, denn ich würde mir die Frage vorlegen müssen, welche religiöse Erziehung ich ihnen geben sollte, oder ob ich ihnen überhaupt eine solche geben sollte. Das würde mir doch über den

Widerspruch nicht hinweghelfen, daß den Kindern ein Ruhetag vorgelogen wird, während ihr Vater auf seinem Bureau arbeitet. Bei meinen Großeltern war es anders. Da wurde Freitag mittags nach einem hurtig eingenommenen leichten Imbiß die weiße Tischdecke aufgelegt, die silbernen Leuchter aufgestellt, die Barches auf den Tisch gebracht und mit der uralten Sammetdecke mit den allerdings sehr geschmacklos gestickten, geflügelten Löwen zugedeckt, der silberne Kidduschbecher, das silberne Eßbesteck und aller Luxus des Hauses hervorgesucht. Dann zog die Großmutter ihr Sabbathkleid, ihre Sabbathhaube und ihre Sabbathschürze an; der Großvater barbierte sich mit dem schrecklich übelriechenden Zeug — es scheint denn doch, daß Herr Doktor Pulsnitz Recht hat, wenn er sagt, irgend ein Leiden müsse bei der Religion immer dabei sein — wechselte Kleider und Wäsche, ging in Schul', kam mit seinem frohen „Gut' Schabbeß!" zurück, legte segnend seine Hände auf mein Haupt und kantillirte seine Gebete mit einem innigen Tone, daß einem wohl um's Herz wurde, wenn man auch nichts davon verstand. Dann die knusprigen wohlschmeckenden Barches, die unnachahmliche jüdische Graupensuppe, die Fische mit der Rosinensauce oder im Winter das Gänsekrös' und der Apfelstrudel; die Gesänge, welche Großvater und Großmutter im Duett sangen und die ich, ein Backfischchen ohne jede Kenntniß des Hebräischen, vollständig verstand in ihrem Ausdrucke des Jubels über den Tag der Ruhe —"

Die Finanzräthin ließ hier eine Pause eintreten, offenbar, um den Faden ihres ursprünglichen Ideenganges, den sie bei der enthusiastischen Schilderung des Freitag-Abends verloren hatte, wieder aufzufinden.

„Sie sagen das so schön wie ein Prediger," rief Frau Doktor Großer bewundernd. „Ich könnte Ihnen stundenlange zuhören."

„Sehr liebenswürdig!" rief die Finanzräthin zerstreut.

„Sie haben mich sehr überrascht, Frau Finanzräthin," begann Steinbach. „Ich hätte diese poetische Würdigung des altjüdischen Lebens bei Ihnen nicht gesucht. Doch wir haben Sie unterbrochen. Sie blieben mir die Antwort auf meine Frage nach dem eigentlichen Grunde der Schwärmerei für die sixtinische Madonna schuldig. Dank Ihrer glänzenden Beredsamkeit —

„Sehr sarkastisch, Herr Doktor!"

„Nein, ganz aufrichtig! Dank Ihrer beredten Darstellung der sabbathlichen Poesie bin ich im Stande, meine Frage besser formuliren zu können. Glauben Sie, daß die sixtinische Madonna den Kidduschbecher ersetzen kann?"

„Nein und ja!" war die Antwort. „Insoferne nein, als die Innigkeit des religiösen Lebens durch das ästhetische Genießen nicht zu ersetzen ist. Insofern ja, als das religiöse Leben auf Verhältnissen beruht, die unwiederbringlich verloren sind. Man mußte, wie der Großvater den Sabbath im Geschäftsleben feiern, man mußte die weiße Tischdecke, das Silberbesteck, das reichliche Abendbrot als ein Ereigniß ansehen. Wir modernen Menschen haben zu wenig sauere Wochen, um frohe Feste zu genießen. Die ganze Atmosphäre unseres Lebens mangelt jener Naivetät, die zum Sabbath nöthig ist. Die sixtinische Madonna ist nicht Religion, sie ist Kunst, unter falscher Zolldeklaration, um mich eines Ausdruckes aus dem Amtsstile meines Mannes zu

bedienen. Eine Himmelskönigin, eine Mutter Gottes ist für mich etwas ganz Unverständliches, etwas ebenso Barbarisches wie der gräßliche Farbendruck, den ich Ihnen eben beschrieben habe. In der sixtinischen Madonna sehe ich eine junge Mutter, verklärt durch die merkwürdige Paarung jungfräulicher Züchtigkeit und mütterlichen Gemüthes. Allerdings ist das noch keine Religion, aber es ist doch etwas, was uns über den Verdruß mit dem Fleischer, kurz über das kleinliche Alltagsleben hinweghilft."

Eine Pause trat ein. Niemand schien das Wort nehmen zu wollen. Die Frauen fühlten sich dem Thema nicht gewachsen und die Männer fürchteten, dem Rabbiner, dessen Stellung man respektiren mußte, Anstoß zu geben. Endlich raffte sich der Doktor zu einem Versuche auf, das Gespräch wieder in Fluß zu bringen.

„Mein Beruf," sagte er, „bringt mich so ausschließlich mit den Fragen leiblichen Wohles in Kontakt, daß ich mir über die geistigen und geistlichen Bedürfnisse der Menschheit kein Urtheil anmaßen will. Wie unser Rabbiner über die Andeutungen der Frau Finanzräthin denkt, weiß ich ohne zu fragen, aber es wäre mir interessant zu wissen, wie die fortschrittliche amerikanische Geistlichkeit derartige Vorschläge, die Religion durch die Kunst zu ersetzen, abzuwehren gedenkt."

„Man muß Niemandem Gewissensfragen stellen, die ihn in Verlegenheit setzen könnten," sagte die Hausfrau mit vielsagendem Lächeln.

„Die Frau Finanzräthin ist Künstlerin und stellt an ihre minderbegabten Mitmenschen zu hohe Anforderungen," sagte Ernestine.

„Wenn ich Sie nicht kennen würde, müßte ich Ihre Bemerkung für Satyre nehmen, Frau Doktor," meinte die Frau Finanzräthin verlegen. „Das Bischen Zeichnen, das ich dem Unterrichte eines mittelmäßigen Lehrers verdanke, berechtigt mich nicht zu dem stolzen Titel, den Sie mir so freigebig ertheilen. Um so lieber möchte ich Herrn Doktor Pulsnitz's Ansicht über die Zukunft der Religion hören. Die Speisegesetze haben Sie aufgegeben, mit dem Sabbath geht es nicht besser, und mit dem Glauben an das Paradies hapert es auch. Nun, wohin soll das führen?"

„Ihnen kann ich antworten," erwiederte Pulsnitz, „da Sie mich nach meiner individuellen Meinung fragen, während ich Herrn Doktor Großer nicht antworten konnte, da ich kein Mandat habe, im Namen des amerikanischen Judenthums zu sprechen. Meine Ansicht ist kurz folgende: Religion umfaßte ursprünglich das gesammte Menschenleben, Staatskunst, Heilkunde, Rechtslehre, Hygiene, Poesie, Astronomie und Gott weiß, was noch. Mit der Zeit beschränkte sie sich auf die Wissenschaft, und zwar auch nur insofern, als sie das Verhältniß zwischen Gott und Welt erklären wollte. Papst Urban VIII., Luther und Joseph Karo verurtheilten das kopernikanische System als Lug und Trug. Dieser Standpunkt wurde aufgegeben und Religion wurde zur sogenannten Vernunftwahrheit degradirt, die man mit ein Bischen Ethik bezuckerte. Auch diese Position wurde geräumt und Religion heißt jetzt das Ideal. Ich möchte ihr das alte Terrain wieder erobern und sie weltumfassend machen."

„Unser Leben bewegt sich nach vier Zielen, nach solchen materieller, in-

tellektueller, moralischer und ästhetischer Natur. Wasserleitung, freie Bäder, billiges Briefporto, billige Zeitungen, freie Schulen, freie Bibliotheken, gerechte soziale Gesetzgebung, Schärfung des sittlichen Urtheiles, Musik, Theater, Museen und was dergleichen mehr ist, werden uns jenen Schwung des Geistes geben, den die Frau Finanzräthin für nöthig hält, um das Gleichgewicht der Seele wieder zu erlangen, wenn man sich über das schlechte Gewicht bei den Lieferungen Jokew Klein's ärgern mußte. War ich deutlich genug?"

„Da ich noch nicht genug amerikanisirt bin, um diese amerikanische Botschaft vollständig mir zu eigen zu machen," sagte Steinbach, „muß ich zu Mincha gehen, und für Dich ist es Zeit, abzureisen"

„Sie wollen Ihre Schäflein nicht verderben lassen," sagte der Doktor lachend.

„Was an denen zu verderben ist," erwiederte Steinbach, mühsam sein Lachen verbeißend, „kann ich Ihnen nur durch eine Anekdote darstellen, die ich dem hiesigen Pfarrer verdanke. War einmal in einem böhmischen Dorfe ein Pfarrer, der in der Manier Abraham a Sankta Klara's predigte. Eines seiner Meisterstücke war folgende Predigt:

„Geliebte im Herrn! Ich träumte, daß das jüngste Gericht gekommen sei, und wie ich da staunend und zitternd, beinahe bewußtlos zuhöre, trifft mit einem Male mein Name mein Ohr. „Pfarrer von Rzizky!" ruft es. Ich erschrecke so heftig, daß ich nicht antworten kann. Noch einmal ruft es: Pfarrer von Rzizky! Da fasse ich schon etwas mehr Muth, trete einen Schritt vor und sage: Herr Gott, da bin ich! Dann ruft es wieder: Pfarrer von Rzizky, du sollst jetzt Rechenschaft ablegen über die Art, wie du die dir anvertrauten Schafe geweidet hast. Ich antwortete: Lieber Gott, da muß irgend eine Verwechslung vorwalten. Ich weiß nichts von Schafen. Wie, ruft Gott zornig, habe ich dir nicht die Pfarre von Rizizky anvertraut? Sind deine Pfarrkinder nicht deine Schafe? Sage ich: Lieber Gott, das sollen Schafe sein! Das sind ja — ich bitte um Entschuldignng, ich citire nur, ohne eine Anwendung machen zu wollen — die reinsten Schweine."

Alles lachte. „Eine schöne Meinung haben Sie von Ihrer Gemeinde!" sagte der Doktor.

„Nun, Max," begann Steinbach wieder, „ich hoffe, die europäische Luft und der Sauerbrunn von Heinrichsbad werden blutreinigend auf Dein amerikanisches System wirken. Du, schreibe mir, sobald Du von Deiner Besuchsreise nach Dobichau zurückgekehrt sein wirst und wir werden eine Zusammenkunft arrangiren!"

„Sie bleiben in Heinrichsbad?" sagte die Finanzräthin. „Das ist schön. Da werden wir uns treffen. Mein Mann hat mit seinem Bruder, dem Oberbaurath, vereinbart, daß sie ihren Urlaub am 15. Juni antreten und vier Wochen dort zubringen wollen. Wir werden im Urania-Hause wohnen."

„Das trifft sich sehr schön. Dort bin ich auch einquartiert," sagte Pulsnitz.

„Wenn mein Schwager, ein junger Arzt, der jetzt seine Hospital-Praxis durchmacht, auf eine Woche herauskommen kann, um mich zu vertreten, will ich auch hinüberkommen," sagte der Doktor.

„Dann wollen wir auch einen Sonntag drüben zubringen," rief die Hausfrau freudig. „Zu lange kann ich von der Kleinen nicht fort."

„Nun gut," meinte Steinbach, dann setzen wir drüben die Diskussion fort. Au revoir, viel Vergnügen!"

10. Kapitel.

Der alte Vetter.

„Scholem alechem, Meyer!" rief ein jovialer, alter Herr, der in einem kleinen, unordentlichen Laden saß, als Max die Thüre öffnete. „Ich hätt' Dich oßer mehr gekännt. Aber wie schickt sich, man schreibt nicht? Ich hätt' doch ein Wagen hingeschickt zu die Eisenbahn."

Bei diesen Worten stand der alte Mann auf, ergriff die Hand des Eintretenden und küßte ihn herzlich.

„Und die Tasche hast Du den ganzen Weg getragen!" rief er. „Haßt ä Schtuß! Wir hätten doch können danach schicken auf die Bahn, wenn Du sie hättst dort gelassen. Du als ein Row sollst doch nicht etwas thun, was gegen die Ehre des Talmid Chochem verstößt." Dabei versuchte er dem Neffen die Tasche aus der Hand zu nehmen.

„Lassen Sie ruhig sein," rief Pulsnitz abwehrend, indem er seine Tasche auf den Boden stellte. Das ist gar keine Last. „Sagen Sie mir zuerst, Vetter Reb David Löb, wie es Ihnen geht. Was macht die Muhme Bele?"

„Wie es alte Leut' geht. Nun, Gott sei gelobt und gedankt für nimmer ärger! Wir haben ja ihm nichts aufzuheben gegeben. Siebzig Jahre hat uns Gott, gelobt sei er, versprochen. Ich habe schon mein ganzes Kapital gezogen aus der Bank und dreizehn Jahr' lebe ich schon von Interessen. Ich darf nicht klagen. Und die Muhme Bele ist auch schon zu Gutem in die Jahren. So wär' sie noch ziemlich berührig, aber hören thut sie sehr schwer. Aber Du wirst doch nicht da im Gewölb' stehen. Komm' in die Stub' hinein. Bei die Geschäften, was man jetzt macht, könnt' man den ganzen Tag in die Stub' sitzen."

Bei diesen Worten öffnete der alte Mann eine Glasthüre, die dem Eingange gegenüber an der hinteren Wand des Ladens sich befand, und trat mit seinem Gaste, ohne die Thüre zu schließen, in eine mittelgroße Stube, die mit Möbeln so vollgepfropft war, daß es schwer war, sich darin zu bewegen. In der Mitte stand ein wackliger, runder Tisch, der auf einem geschnitzten Fuß ruhte. Um ihn herum standen mehrere Polsterstühle mit kühn geschweiften Beinen und mit abgeblaßtem Stoffe bekleidet. Darüber hing die siebenzackige Messinglampe, blank geputzt und mit neuen Dochten versehen. In einer Ecke war ein Bücherschrank, die obere Hälfte der Thüren mit schrägem Gitter versehen, hinter welchem grünes Tuch die Bücher verdeckte. Gegenüber demselben stand ein schmales Bett mit niedrigen Kopf- und Fußlehnen, über welche die Kissen und Decken, wieder von einer bunten Decke verhüllt, emporragten. Daneben war noch ein alterthümliches Nachtschränkchen, und über demselben ein eigenthümlicher Waschapparat, aus einem zin-

nernen, mit einem Zapfen versehenen Tank und aus einer Schüssel zum Auffangen des ablaufenden Wassers bestehend.

Max sah in den Laden. Es war ein sehr dürftiges, dunkles Gelaß, noch mehr verdunkelt durch die in bunter Unordnung herumliegenden und hängenden Kleider, die alten und neuen Schuhe, die, manche noch in rohem Leder, manche gewichst auf Brettern standen. Dann gab es noch etwas Schürzen und Weiberröcke von billiger Qualität und in einzelnen Schubfächern anscheinend einige Spezereien. Ein wurmstichiger Ladentisch theilte den Laden in zwei Hälften. Eine Elle, eine Wage und ein Foliant, welchen der Vetter beim Eintritte des Gastes zugeklappt hatte, lagen darauf. Der Alte hatte offenbar bemerkt, daß sein Neffe die Umgebung mit befremdeten Augen musterte.

„Bei Euch in Amerika," sagte er lachend, „ist Alles schöner wie hier, ich kann mir das vorstellen. Dort haben sie lauter neue Sachen. Wir sind es schon so gewöhnt und werden es die paar Jahre so weiter führen."

„An Amerika habe ich gar nicht gedacht," betheuerte Max. „Ich habe mich nur umgesehen, wo die Muhme Bele bleibt und warum man Mendel nicht sieht."

„Mendel," erwiederte der Alte lachend, „ist derselbe wie er gewesen ist. Er geht fleißig spazieren und hat gerne die frische Luft. Das ist sein ganzes Geschäft. Die Muhme Bele ist hinübergegangen zu Lottie und helft ihr den Jontew zusammenrichten. Ich habe Keinen zu schicken, sonst hätte ich nach ihr geschickt und selber zu gehen, ist gezen den Kowed. Ich kann Dich doch nicht allein hier lassen; man kann nicht wissen, es ist Maaße Soten, einen ganzen Tag sitzt man in dem Gewölb' und sieht kein' Katz', und gerad' wenn man sich 'n Augenblick wegrührt, kommt einer. Was möchtest Du da anfangen, wenn einer möchte hereinkommen und wollte ein Paar alte Stiefel kaufen? Ha, ha, ha!" Der alte Mann lachte herzlich, indem er sich das Bild ausmalte, wie sein Neffe sich in dieser Situation ausnehmen würde, und Max stimmte in das Lachen ein.

„Bleiben Sie ruhig hier, Vetter Reb David Löb," sagte er. „Es hat gar keine Eile. Sagen Sie mir indessen, wie es Lotti geht."

„Gott sei gelobt und gedankt, wir können nicht klagen," sagte der Alte schmunzelnd, während er die Lippen spitzte und den Kopf hin- und herwiegte. „Kein milchiges Silber haben sie sich noch nicht angeschafft und a großer Kozin kann man hier überhaupt nicht werden, aber wie ich überhaupt gesagt hab', wir haben ihm, sein Name sei gelobt, nichts aufzuheben gegeben. Wir müssen uns für den bedanken."

„Was ist ihr Mann?" fragte Max. „Was für ein Geschäft hat er?"

„Geschäft hat er gar keines," erwiederte der Alte in guter Laune. „Du kannst Dir vorstellen, er hätt' Lotti nicht genommen, wenn er wäre etwas gewesen. Sechsunddreißig Jahr' war sie alt. Gehabt hat sie auch nicht viel. Gerade die Ausstattung und vielleicht dreihundert Gulden, was die Muhme Bele hat in die Strümpfe aufgehoben, aber sie hat e Gewureh, sie versteht Geschäft und ist fleißig und fährt auf Märkte, dann läßt sie hier billige Röcke

und Schürzen und Wäsche nähen. Hier ist nebbich große Armuth, darum kann man billigere Arbeiter bekommen wie in der Stadt. Sie hat schon jetzt vier Nähmaschinen stehen, läßt von Mädchen nähen und verkauft nach der Stadt. Rewach ist nicht viel dabei, aber es ist baares Geld und man verdient doch etwas und etwas nimmt man ein im Gewölb, und er hat hier etwas von der Khille. Dann ist er ein Mohel, verdient er auch hie und da eine Kleinigkeit. Du weißt doch, was ich sag' alleweil. Wir haben ihm, gelobt sei er, nichts aufzuheben gegeben. Was wir kriegen, ist geschenkt, und wenn etwas geschenkt ist, darf man nicht kritteln."

„Ist denn hier noch eine Gemeinde?" rief Max erstaunt.

„'M Stan's gesagt," seufzte David Löb. „Wenn man die Schul' jetzt ansieht, ist es ein wahrer Jammer. Früher hat man dreihundert Gulden für ä Stot bezahlt. Jetzt könnte man die ganze Schul' für fünf Gulden pachten. Neun Familien sind hier und zwei Wittwen. Aber schächten muß doch einer und dawenen an Jomim neorim. Das thut er, Jisroel Hirsch. Er ist sogar ein ganz schöner Baaltephile. Versäumen thut er dabei nichts, denn zu was anderem ist er nicht zu brauchen und die zehn Gulden, die er einen Monat bekommt, kann man noch mitnehmen."

„Kann er lernen?" fragte Max, weil er fühlte, daß er dem Alten mit dem Interesse an diesem Gegenstande eine Freude bereite.

„Aeh!" rief der Alte aus der Tiefe seiner Brust, dabei unwillig die Stirne runzelnd. „Er meint, er könn. Wenn man ihm zuhört, sollte man meinen, es hat noch keinen so großen Charif gegeben, seit die Welt besteht. Aber ä Drehkopf, das ist Alles, was er ist. Die Uengerische, weißt Du," sagte er ingrimmig, während sein Neffe Mühe hatte, seinen Ernst zu behaupten, „haben keiner kein' geraden Sechel. Da sagt er unlängst — Du weißt doch die Gomoro — auf den, was die Gomoro sagt: An drei Stellen gilt das Gesetz sofort, nämlich: sofort nach dem Händeauflegen erfolgt das Schlachten des Opfers und so weiter. Sagt er: Die Hände auflegen, das heißt das Stützen, sich verlassen. Wenn man sich zu verlaßt auf Gott, ist man gleich geschochten. Hast Du schon so etwas gehört? Ich bin so außer mir gewesen, ich weiß nicht, was ich ihm gethan hätt', wenn ich hätt' mich nicht mit Eisen zurückgehalten."

„Lernen Sie nicht mit ihm zusammen Schiur?" begann Max mit dem Tone völliger Unschuld, obwohl er es offenbar darauf abgesehen hatte, den Onkel in seinem Zorne zu sehen, einem Zorne, der dem Alten gut that, weil er eine Art Bewegung für ihn war. „Es muß doch gewiß hier nur sehr wenige Leute geben, die noch lernen."

„Gar keinen mehr," erwiederte der Alte sehr traurig. „Keinen Einzigen. Der Letzte war Reb Mairem — Du hast doch die hiesigen Leute nicht gekännt. Der hat ganz schön gelernt. Er hat kein' groß' Bekiuß gehabt wie ein Mensch, der all' sein' Lebetag ein Dorfgeher ist gewesen, aber ein' geraden Verstand hat er gehabt; man hat mit ihm können ein Blatt Gemoro ausreden. Aber jetzt ist er auch schon vier Jahre todt. Da sitze ich ganz allein. Mein Kopf ist nicht mehr wie er sein soll, aber so lange ich kann, thue ich das Meinige. Mit Jisroel Hirsch lernen! Nein! lieber spiele ich Karten. Du

kannst Dir gar kein' Begriff machen, Meyerleben, was das für ein Drehkopf ist. Wenn einer sagt: Grün, sagt er Blau, und beständig will er Chiduschim sagen und oßer weiß er P'schatt in ein' trockene Mischne."

Der Alte war in seiner Heftigkeit ganz außer Athem gekommen. Gewissermaßen um sich zu beruhigen, nahm er eine Horndose aus der Tasche und schnupfte heftig, wobei er die Nase mit dem Handrücken abwischte. Das erinnerte Max an seine Geschenke, die er mitgebracht hatte. Er stand auf, öffnete seine Handtasche, die er im Laden hatte stehen lassen und brachte ein Päckchen heraus, das nach Entfernung der Hüllen eine silberne Tabaksdose zeigte, die er dem Onkel überreichte. Der Alte nahm sie ihm aus der Hand nnd betrachtete sorgfältig den Deckel, der seinen Namen gravirt trug mit dem Bibelverse: „Mögen seine Wohlgerüche sich verbreiten. Mein Vetter trete in seinen Garten," wobei einzelne durch Sterne bezeichnete Buchstaben die hebräische Jahreszahl ergaben.

„Was hätt' Dir das gesollt?" sagte er im Tone gemachter Unzufriedenheit. „Es ist gewiß sehr schön. Die Auslagen hättest Du Dir können sparen. Heutzutage hat ein Jeder mit sich zu thun. Nun, da Du es einmal gebracht hast, bedank' ich mich schön. Du hast mir ein' Oineg Jontew gemacht."

„Dann ist mein Zweck erfüllt, Vetter," sagte Max. „Ich hoffe, daß Ihnen der Tabak auch schmecken wird. Den habe ich ebenfalls mitgebracht. Ich selbst verstehe nichts davon, da ich weder schnupfe noch rauche, aber ich habe den Tabak in einem großen Geschäft gekauft, wo man mir sagte, es sei der beste Tabak, den man irgendwo erhalten könne."

„Wenn er von Amerika kommt," meinte der Alte schmunzelnd, „muß er gut sein. Der Tabak wird doch nicht ewig dauern. Die Dose wird immer ein schönes Andenken sein. Du hättest Dir nicht sollen so große Auslagen machen."

„Ach, lassen Sie doch sein," Vetter Reb David Löb, „es ist nicht der Mühe werth. Erzählen Sie mir lieber von sich. Hat Lotti Kinder?"

„Zwei Mädel, sie sollen leben und gesund sein. Schöne, sehr gescheite Kinder. Sie erwartet sich jetzt wieder Jomim towim-Zeit. Sie möcht' natürlich gern ein Jüngel haben. Sie war schon bei dem zweiten Mädel ganz außer sich. Es ist wahr, es ist heutzutage keine Kleinigkeit, ein Mädel zu versorgen. Umsonst haben unsere Chachomim nicht gesagt: Wohl dem, dessen Kinder Knaben sind, wehe dem, dessen Kinder Mädchen sind! Ich hab' wohl versucht, es ihr auszureden, indem ich sagte: Bin ich mit dir nicht besser daran wie mit Mendel? An dir habe ich wenigstens die Freude, dich versorgt zu sehen. Mendel muß ich ernähren. Bei dir weiß ich über hundert Jahr', du kannst dir selber helfen. Was Mendel anfangen soll, wenn ich nicht mehr bin, weiß ich nicht. Wenn ich die Sorge nicht hätte, wollte ich ganz zufrieden sein, wie es Gott schickt."

Max fühlte sich unbehaglich. Er hätte dem alten Onkel gerne einige beruhigende Worte gesagt, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte. Endlich begann er denn doch, etwas zu sagen.

„Hat denn Mendel gar kein Geschäft?"

Der Alte schüttelte traurig den Kopf. „Hier ist nichts für einen jungen Menschen. Ich habe ihn selber nicht dazu angehalten. Wir haben noch unsere alten Bekanntschaften, und viel kommt auch nicht dabei heraus, aber für lange wird es nicht aushalten. Weggeben habe ich ihn auch nicht wollen wegen den Schabbes. In einer Stadt wird ja heute kein Schabbes mehr gehalten. So habe ich immer darauf gerechnet, er wird ein' Schiddech thun, daß er in ein Geschäft wird hineinheirathen können. Frühere Zeiten ist Alles anders gewesen. Man hätt' gesagt, Dobichauer Row's Enkel, ein Urenkel vom „Binoh w' Haskel," da hätte er können ein Schidduch thun, aber heutzutage gilt alles das nicht. Geld ist der einzige Jiches. So geht er hier herum und thut gar nichts."

Der alte Mann schwieg, offenbar in sehr gedrückter Stimmung, Er fühlte, daß er an dem Schicksale des Sohnes selbst Schuld trug und doch wollte er sein Unrecht nicht bekennen. Das Bewußtsein der geänderten Zeiten demüthigte ihn. Die Kinder derselben Leute, die in ihrer Jugend zu ihm emporgesehen hatten, sahen von der Höhe finanziellen Erfolges auf ihn herab. Es ging ihm wie dem verarmten Nachkommen eines berühmten Adelsgeschlechtes, welcher den Glanz der Finanzaristokratie vor Augen sieht. Max, von seinem modernen Standpunkte und mit seinen amerikanischen Erfahrungen sah die Ursache der Degeneration klar vor Augen. Er wußte, daß sein Vetter mit dem Bewußtsein seiner hohen Abstammung erzogen worden war. Die Trödelbude des Vaters gewährte ihm keine Befriedigung. Er fühlte sich zu Höherem geboren. Hinaus aus dem ärmlichen Nest konnte er nicht, dem stand das Sabbathgebot entgegen, dessen Verletzung natürlich war, wenn man in einer größeren Stadt fortkommen wollte. So wurde er an den Müßiggang gewöhnt und und lebte in der Illusion, sich durch eine Heirath helfen zu können, aber diese Zeit, in welcher ein junger Mann eine sorgenfreie Zukunft erwarten konnte, weil sein Urgroßvater ein scholastisches Werk geschrieben hatte, war vorüber. Ueberall, von wo die Anträge kamen, erwartete man, daß der junge Mann mit bescheidenenen Mitteln, welche man ihm zur Verfügung stellte, sich selbst helfen sollte. Dazu war aber Mendel nicht geschaffen. Reiche Anträge kamen überhaupt nicht, weil der Adel nicht galt und weil man zu einem jungen Manne, der nie eine Thätigkeit gezeigt hatte, kein Zutrauen besaß. Der verarmte Nachkomme eines altadligen Geschlechtes konnte in Amerika sein Wappenschild vergolden lassen, wenn er sich um die Tochter eines Eisenbahnspekulanten oder eines Groß-Schlächters bemühte. Die jüdische Finanzaristokratie Amerikas hatte sich von den Vorurtheilen ihrer Ahnen ganz emancipirt. Der in Amerika reich gewordene Viehhändler oder Lumpensammler hatte es nicht nothwendig, sich seinen Adel durch eine Verbindung mit den Nachkommen polnischer Rabbiner legitimiren zu lassen. Der arme Mendel! Wäre er ein wirklicher Aristokrat gewesen, hätte er das Recht besessen, sich Mendel von Pulsuitz zu schreiben, dann konnte er seine Erfahrungen aus dem Offiziersleben im freien Lande als Trainer von Rennpferden oder als Besitzer einer Wirthschaft verwerthen. Von seiner langen Ahnenreihe war ihm nichts übrig geblieben als die Kunst, in Schul' zu gehen, und das war drüben weder begehrt, noch hoch bezahlt.

„Armer, armer Mendel!" Das waren des Gastes Gedanken in einer langen Pause, welche endlich durch das Oeffnen der Thüre unterbrochen wurde. Die Muhme Bele trat ein mit einem etwa vierjährigen Mädchen an der Hand. Die alte Frau war untersetzt, aber kräftig gebaut und sah in ihrer Festtags-Toilette mit der gelbbebänderten Haube über dem schwerfälligen Haarscheitel und der steifen, blauen Schürze recht hausmütterlich aus. Das kleine Mädchen an ihrer Hand war sehr zart, von dunklem, fast braunem Teint und hatte dichtes, gekräuseltes Haar. Die alte Frau war offenbar erstaunt, einen Besucher zu sehen. Ihr Gatte, der das Staunen merkte, ging ihr bis an die Schwelle des Zimmers entgegen, beugte sich zu ihr herab und sprach, die Lippen dicht an ihrem Ohre:

„Das ist Meyer; er ist gerade jetzt gekommen."

Die alte Frau hatte nicht verstanden. „Hä!" rief sie mit offenem Munde und schüttelte dabei den Kopf.

„Mein Brudersſohn aus Amerika, der Rabbiner!" rief der Alte mit großer Anstrengung.

„Ich versteh' ja," erwiederte die Gattin. „Du brauchst nicht so zu schreien. Ich bin ja nicht taub. Es ist nur manchesmal, wenn das Wetter sich ändert, daß ich schlechter höre."

Sie wandte sich bei diesen Worten an den Neffen, der ebenfalls sich erhoben hatte, reichte ihm die Hand und sagte: „S' Gotts Willkumm," und zu der Kleinen, die sich bei dem Anblicke des Fremden scheu an die Großmutter angeschmiegt hatte, sagte sie: „Geh', Floraleben, mein Gold, geh' zu der Mutter und sag' ihr, wir haben einen Gast bekommen aus Amerika und sie soll Hedwig auch bringen, und wenn Du siehst den Onkel Mendel, er wird vielleicht bei Feiwel Lipschütz im Gewölb sitzen, sag' ihm auch, er soll nach Hause kommen. Geh', mein Gold, eil' Dich!"

Die Kleine wollte rasch davon hüpfen, offenbar froh, aus der unbequemen Nähe des Fremden zu kommen, als sie der Gast bei der Hand faßte. Sie wurde feuerroth, hielt sich mit der einen Hand, die ihr frei geblieben war, krampfhaft an den Rockfalten der Großmutter fest und machte Miene, zu weinen.

„Geh' doch hin zu dem Onkel," rief die Großmutter, indem sie das kleine Händchen von ihren Rockfalten loszumachen suchte, „geh' hin, er wird Dir etwas geben."

„Schäm' Dich," mischte sich der Großvater ein, „so ein großes Mädel soll so dumm sein. Der Onkel wird Dir nicht ein Stück Nas' abbeißen."

Endlich gelang es den vereinigten Anstrengungen aller Drei, die Kleine von der Großmutter loszumachen, obwohl sie noch immer die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

„Sag' mir einmal schön deutlich, wie Du heißt, und Du sollst etwas Hübsches bekommen," sagte der Gast.

„Flora," hauchte die Kleine.

„Und wie noch!"

„Marderpelz," war die Antwort.

„Marderpelz," wiederholte Max mit einem Lächeln auf den Lippen.

Der Vetter errieth seine Gedanken. Wie sie haben verdrehte Köpp', die Wasserpolacken, so haben sie verdrehte Namen. Mach' Dich nur vor Lotti nichts wissen. Sie kann den Namen nicht hören. Ich kann Dich versichern, wir haben schwere Müh' gehabt, den Schidduch zusammenzubringen. Wie sie den Namen gehört hat, ist sie ganz außer sich gewesen. Ich heiß' ihn immer Jisroel Hirsch. Ruf' ihn auch so!"

Max hatte indessen seine Börse gezogen und eine Silbermünze herausgenommen. „Hier, Flora," sagte er, „hebe das auf als ein Andenken an den Onkel aus Amerika."

„Was soll Dir das schon wieder?" sagte der Alte, während seine Gattin das Geldstück neugierig betrachtete.

„Es ist gar nicht der Rede werth, Vetter Reb David Löb," erwiederte Max. „Es ist nur eine Denkmünze von der Weltausstellung in Chicago."

„Wie sagst Du, Floraleben?" drängte die Großmutter. „Der Onkel wird schöne Sachen von Dir erzählen in Amerika."

„Danke!" hauchte die Kleine kaum vernehmlich.

„Laß' nur gut sein, mein Kind," sagte Max, indem er sie am Kinn streichelte.

„Geh' jetzt nach Haus', Floraleben, und sag', die Mutter soll kommen," sagte der Alte.

Die Kleine machte sich eilig davon.

„Du wirst hungrig sein, Meyer," sagte die alte Frau, „und heute wird es sehr spät werden, bis man aus Schul' kommt. Du mußt nur vorlieb nehmen. Hier ist man nicht so vorgesehen wie in der Stadt und wir sind nur drei Leute. Der Vetter und ich zählen noch nicht einmal für einen, und Mendel ist auch kein großer Esser."

Max versuchte abzuwehren. „Machen Sie sich keine Mühe, Muhme Bele," sagte er. Ich bin nicht hungrig."

Die alte Frau hatte ihn nicht gehört und vermuthete instinktiv, daß er davon gesprochen habe, es seien noch nicht sechs Stunden seit seiner letzten Mahlzeit abgelaufen. „Auf der Reise braucht man es nicht so genau zu nehmen," citirte sie in hebräischer Sprache, „und wenn man Erew Jontew in die K'hille kommt, darf man auch schon um vier ein Stückchen Kuchen essen. In Amerika nimmt man es nicht so genau, schätz' ich."

„Laß' sie gehen," sagte der Vetter, „sie hat davon ein Vergnügen. Laß' ihr den Simchas Jontew."

Während die alte Frau noch in der Küche beschäftigt war, that sich die Thüre auf und eine Frau, deren herbem Gesicht man die lange Altjungferichkeit ansah, trat ein. Ihr wirres Haar war unbedeckt, ihre Kleidung vernachlässigt. Auf den Armen trug sie ein zweijähriges Kind, das in einem schmutzigen Kleidchen steckte und um den Mund herum deutliche Spuren von Lakritzen zeigte, von dem sie ein Stück in der Hand hielt. Die Mutter eilte mit lauten Ausrufen in die Stube und dem Gaste entgegen. „Grüß' Dich Gott, Max!" rief sie. „Das ist schön, daß Du Wort gehalten hast. Ich hätte Dir es auch nicht vergeben, wenn Du nicht zu uns gekommen wärest."

Max war aufgestanden und hatte ihr die Hand gereicht. „Du hast doch

gar nicht voraussetzen dürfen, daß ich mein Versprechen nicht halten würde," sagte er. „Ich mußte doch meinen Onkel, den einzigen Bruder meines Vaters, besuchen, wenn ich einmal in Europa bin, und dann wollte ich ja Dich auch in Deiner Häuslichkeit begrüßen, da ich bei Deiner Hochzeit nicht anwesend sein konnte. Ich freue mich zu hören, daß es Dir gut geht. Deine älteste Tochter habe ich schon kennen gelernt, aber der Wunsch nach näherer Bekanntschaft ist vorläufig ein einseitiger."

Die Kleine hielt sich hinter dem Rücken der Mutter an deren Kleidern fest und war nicht zu bewegen, diesen gesicherten Platz zu verlassen.

„Geh', Du dumme Gans," rief die Mutter in wildem Zorne. „Schäme Dich, so schüchtern zu sein. Gleich gehst Du hin und giebst dem Onkel einen Kuß. Er hat Dir doch ein so schönes Silberstück gegeben. Bei diesen Worten versuchte sie, die Kleine hervorzuzerren, aber diese hielt sich so krampfhaft an den Rockschößen der Mutter fest, daß die Nähte nachgaben und der Rock sich von der Taille lostrennte.

„So ein schlechtes Kind!" brauste die Mutter auf, indem sie mit der Hand zum Schlage ausholte. In diesem Augenblicke ließ die Kleine los und rannte der eben eintretenden Großmutter entgegen, der sie beinahe die Tasse, welche sie trug, aus den Händen geworfen hätte. Die Mutter, welche das Eintreten der alten Frau nicht bemerkt hatte, wandte sich heftig um, und stieß die alte Frau an, daß ein Weinglas, welches sie auf der Tasse brachte, zur Hälfte vergossen wurde. Dabei bemerkte sie, daß ihr Rock sich auf dem Boden nachschleppte. Ein Griff nach rückwärts überzeugte sie von dem Beschämenden der Situation. Die Verlegenheit machte sie noch zorniger und sie wollte jetzt erst recht auf die kleine Sünderin losschlagen, aber die Großmutter, zu welcher sich die Kleine geflüchtet hatte, legte sich in's Mittel.

„Du wirst ihr nichts thun, oßer!" schrie sie mit ihrer tonlosen Stimme. „Ich hab' das mein Leben nicht gesehen. Man soll ein Kind beständig schlagen. Nicht einmal in der Tefisse behandelt man die Menschen so."

„Du verdirbst sie ja, das ist das Malheur," erwiderte die Tochter. „Sie weiß, daß die Großmutter sie in Schutz nimmt. Darum will sie nicht folgen."

Der Alte lachte.

„In unsere Jahren," sagte er, „wird man nicht mehr anders. Wir haben schon immer die Kinder verdorben. Das kannst Du doch am besten an Dir selber sehen."

Der Scherz diente nicht dazu, die Stimmung Frau Lotti's zu bessern. „Es ist auch so," begann sie trotzig. „Ich wäre heute etwas Anderes, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, meine besten Jahre in dem elenden Nest zu vertrauern, und wie die Erziehung bei Mendel gewirkt hat, kann man doch erst recht sehen. Ich habe ihn erst heute gebeten, nach Frimiswalde zu gehen, um mir zwei Näherinnen aufzunehmen für Montag, da ich dringende Arbeit habe. Kann ich es von ihm haben? Da thut ihm der Kopf weh und da hat er Hühneraugen. Auf dem Platz herumgehen und bei Feiwel Libschütz im Gewölb sitzen. Das sind seine ganzen Geschäfte. Siehst Du, da kommt

er, daß es wahr ist." Und sie deutete mit dem Finger auf die Straße hinaus.

„Wir werden doch, so Gott will, zwei Tage Jontew haben," erwiederte der Alte in ziemlich gedrückter Stimmung. „Kannst Du Dir den Prozeß dann ausmachen."

„Ich weiß ja," erwiederte die aufgeregte Dame, „Mendel ist der große Choschew. Er hat nur kein Glück nebach."

Die alte Frau hatte während des ganzen Gespräches versucht, zu erfahren, um was es sich handle. Endlich die Vergeblichkeit dieses Versuches einsehend, sagte sie mit schmerzlichem Zucken der Mundwinkel gegen Max gewendet:

„Wenn man nicht hören kann, ist e Gesereh. Manchen Tag ist es gar schlimm. Es ist mir leid genug, von so einem Orech keinen Naches zu haben.

Max konnte nur nicken. Um aber nicht länger Zeuge dieser peinlichen Auseinandersetzung zu sein, versuchte er, das Gespräch auf andere Bahnen zu bringen, indem er, auf das kleine Mädchen weisend, welches seine Cousine auf dem Arme trug, fragte:

„Wie heißt Deine jüngste Tochter?"

„Hedwig."

„Nun, komm' einmal zu dem Onkel, Hedwig, er giebt Dir was Schönes."

Aber die Kleine schüttelte den Kopf.

„Die geht nicht von der Mutter weg," sagte Lotti stolz.

Max nahm wieder eine Münze aus der Börse. Die Kleine griff danach, schüttelte aber wieder ihr Köpfchen.

„Was soll Dir das, Max? rief die Mutter mit schwachem Widerstreben.

„Ich will die junge Dame für mich günstiger stimmen," war die Antwort. „Uebrigens bin ich Dir auch noch etwas schuldig." Bei diesen Worten ging er wieder in den kleinen Laden, nahm die Handtasche, die er dort stehen gelassen hatte, stellte sie auf den Ladentisch, kramte ein wenig darin und kam mit einem verhüllten Gegenstande zurück, den er vor den gespannten Blicken der Anwesenden von seinen Hüllen befreite. Es war ein Silberbecher ohne Fuß.

„Ich bin Dir ein Hochzeitsgeschenk schuldig geblieben," sagte er zu seiner Cousine, „weil es sich doch nicht gelohnt hätte, etwas herüberzuschicken, was Dir nur Kosten und Scherereien bei der Zollabfertigung bereitet hätte. Darum zog ich es vor, es selbst mitzubringen. Es ist ein amerikanisches Stück. Bei uns drüben benutzt man es als einen Behälter für Theelöffel. Bei Euch wird es als Kidduschbecher Dienste leisten."

Lottis Gesicht strahlte, und in ihrer Freude stellte sie die Kleine auf den Fußboden, die sofort zu dem Großvater lief, der sie liebkosend auf seine Kniee setzte.

„Du hast Dir unnöthige Auslagen gemacht," sagte sie, während sie das Geschenk von allen Seiten betrachtete. Es ist aber sehr liebenswürdig von

Dir und ich danke Dir recht herzlich. Mein Mann wird den Becher heute Abend gleich einweihen und Du wirst unser Gast sein."

„Sei mochel, da draus wird nichts," rief der Alte in bestimmtem Tone. „Er ist zu mir gekommen und heute bleibt er da. Morgen, wenn Du willst, kannst Du ihn einladen."

Die alte Frau, die ebenfalls durch Wiegen des Kopfes und Schnalzen der Zunge ihre Bewunderung ausgedrückt hatte, faßte Max beim Arme und sagte: „Setz' Dich schon einmal nieder, etwas zu genießen. Ich werd' noch Wein holen."

„Ich trinke keinen Wein," erwiderte dieser, dicht an ihrem Ohre seine Lippen haltend.

„Wie heißt? Warum? Ein junger Mensch muß können Alles essen und trinken," sagte die Alte etwas unwillig.

„Hast Du ein Neder gethan, bist Du ein Nosir?" fragte der Alte.

„Das gerade nicht," war die Antwort, „aber drüben ist der Wein nicht gut und so habe ich mir ihn abgewöhnt."

„Thu' ihm nicht zureden, Bele," sagte der Alte mit langsamen Mundbewegungen, „soll er Kuchen essen, wenn er nicht trinken will."

Max setzte den Hut auf, den er bei seinem Eintritte auf das Bett gelegt hatte, und sagte mit feierlicher Betonung den Segensspruch: „Gepriesen seiest du, Herr unser Gott, König des Weltalls, der geschaffen hat so vielerlei Nahrungsmittel," worauf der Onkel „Amen" sagte, und dann ein Stückchen abbrach und dem auf seinem Schoße sitzendenden Enkelchen in den Mund schob.

„Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, Vetter Reb Dowid Löb?" fragte Max.

„Nein, ich dank' Dir," war die Antwort. „Ich esse erst abends nach Schul.'"

„Was fällt Dir ein?" begann Lotti, „der Vater wird doch nicht an Erew Jontew oder Erew Schabbes etwas genießen, außer Mittag eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Kuchen. Wie oft habe ich ihm schon gesagt, daß er sich in seinem Alter, unberufen, erlauben könnte, einen Teller Suppe und ein Stückchen Fleisch zu genießen, besonders im Sommer, wenn man abends so spät aus Schul' kommt. Er will aber davon nichts hören."

„Fasten Sie jeden Freitag?" fragte Max erstaunt.

„Das kann man doch nicht fasten nennen," meinte der Alte ausweichend. „Ein großer Esser bin ich nicht und in meinen Jahren kann man ja nicht mehr so viel vertragen wie ein junger Mensch, aber Du kannst mehr essen. In Deinen Jahren hätte ich nach so einem Teller Kuchen immer noch abends mit Appetit essen können."

„Askese, nichts als Askese!" murmelte Max halblaut vor sich hin.

„Käse willst Du haben?" fragte der Alte. „Das kannst Du bekommen, und noch ganz koscheren dazu, von der Muhme Bele selber gemacht. Bele! —"

Max unterbrach ihn lächelnd. „Was fällt Ihnen ein, Vetter Reb Dowid Löb? Ich habe nur so für mich gesprochen. Ich bin das Deutschsprechen

nicht mehr gewöhnt. Es ist mir nur so eingefallen, wie alle die Sachen so langsam vergessen werden."

Lotti hatte schon eine Weile wie auf Kohlen dagestanden. Jetzt endlich, da eine kurze Pause im Gespräche entstanden war, konnte sie zu Worte kommen.

„Mich wirst Du entschuldigen müssen, Max," sagte sie. „Ich muß nach Hause gehen. Du siehst, in welchem Aufzuge ich herübergekommen bin. Ich muß mich wahrlich schämen, aber ich hatte eine solche Freude, wie ich hörte, daß Du da bist, daß ich mich nicht erst ankleiden wollte, und dann muß ich noch in der Wirthschaft thätig sein. Heute werden die Näherinnen um fünf Uhr entlassen statt um sieben, wie gewöhnlich. Die warten auf ihren Lohn. Die Kinder und das Geschäft! Es ist wahrlich keine Kleinigkeit. Dabei muß ich noch für Schabbes auch kochen —"

„Vergeß' nur nicht Erum tawschilin?" mahnte der Alte.

„Da brauchst Du keine Sorge zu haben, Vater," erwiderte die Tochter. „Daran läßt mich schon mein Mann nicht vergessen. Obwohl ich nicht weiß, warum ich es thue," setzte sie, zu Max gewendet, lächelnd hinzu.

„Wie oft habe ich Dir das schon erklärt!" polterte der Alte. „Du weißt doch, daß man an Jontew nur eine solche Arbeit thun darf, die zum Bereiten der Festmahlzeit unbedingt nöthig ist. Daher darfst Du nur das kochen, was Du für Jontew brauchst, nicht aber für den folgenden Tag. Wenn also Freitag Jontew ist, wie diesesmal, mußt Du schon Donnerstag auf Schabbes kochen. Darum haben unsere Chachomim eingerichtet, daß man ein Stückchen Barches und ein Stückchen Fleisch für Schabbes bei Seite legt, so daß Du zeigst, Du hast auf Schabbes vorbereitet. Dann kannst Du an Jontew kochen, soviel Du willst. Nun, verstehst Du jetzt?"

„Nicht ganz," war die Antwort, „oder nur soviel, daß ich den lieben Gott foppen soll und ihm vorreden, daß ich schon heute für Schabbes gekocht habe, während ich doch weiß, daß ich es morgen thun will."

„Seh' Dir an hier mein' große Mad!" fuhr der Alte auf. „Will auch schon philosophiren! Na, was das heute für eine Welt ist!"

„Jetzt muß ich aber gehen, sonst kriege ich noch etwas für Jontew," sagte Lotti mit spöttischer Mundbewegung. „Mendel kommt übrigens auch schon. Da wirst Du Gesellschaft haben. Adieu, Max, ich komme abends noch herüber, wenn die Kinder zu Bette gebracht sind. Indessen schicke ich meinen Mann, sobald wir den Laden gesperrt haben. Adieu!"

11. Kapitel.

Epigonen.

„Gelobt sei Gott, daß man Dich auch einmal sieht," rief der alte David Löb ziemlich unwirsch, als sein Sohn eintrat. Ich habe wirklich gemeint, Du bist fortgefahren."

Der Eintretende schien von der Strafpredigt nicht sehr berührt. Er gab dem Gaste mit halblautem „Grüß Dich Gott!" die Hand und ließ sich phlegmatisch auf einen Stuhl nieder.

Max betrachtete ihn aufmerksam. Er war ein Mann im Anfang der fünfzig, etwas unter Mittelgröße, mit glattrasiertem Gesicht, in sehr verschossenen Kleidern, den Kopf von einer flachen fettglänzenden Mütze bedeckt. Seine hellblauen Augen sahen ausdruckslos in's Weite.

„Willst Du noch etwas essen, Mendel?" fragte die Mutter mit einem Tone, den man anhörte, daß sie den alternden Mann als ein Kind behandle. Du hast Mittag beinahe gar nichts gegessen."

„Ich kann das Hefegebäck nicht gut vertragen," war die etwas mürrische Antwort.

„Mach' dem Kind ein Bischen Milchsupp'" rief der Alte, aber ohne sich Mühe zu geben, daß seine Frau ihn höre.

„Bist Du magenleidend?" begann Max, um doch etwas zu sagen.

„Ae Kränk' fehlt ihm," sagte der Alte verdrießlich. „Zu thun hat er nichts. Darum denkt er beständig an sich und bildet sich alle Arten Krankheiten ein."

„Du glaubst mir nicht," erwiderte Mendel vorwurfsvoll, „aber ich weiß am besten, was mir fehlt, und der Doktor hat mir erst vor zwei Wochen gesagt, ich muß mich sehr in Acht nehmen."

„Was ist ihm gelegen?" brummte der Alte. „Du kommst hin, singst ihm Eches vor, muß er doch etwas sagen."

„Hast Du gar kein Geschäft?" fragte Max.

„Jetzt kann ich mir nichts unternehmen, so lange meine Gesundheit nicht wieder hergestellt ist," war die Antwort. „Dann will ich hier eine Nähmaschinen-Niederlage eröffnen. Ein Agent hat mir versprochen, mir eine Vertretung zu verschaffen."

„Daran kann man oischer melech werden," sagte der Alte mit jovialem Lachen. „Wenn Du wirst zwei im Jahr' verkaufen, hast Du ein glänzendes Geschäft gemacht."

„Nun, man verkauft doch auch Nadeln und Zwirn," erwiderte Mendel, „und dann kann man noch etwas Anderes dabei thun. Ich wollte schon lange Pflaumenkerne sammeln lassen, welche die Obstzüchter beim Pflaumenmuskochen wegwerfen. Die kann man in der Oelfabrik bei Frimiswalde verkaufen."

„Lauter solche Geschäften!" rief der Alte immer heiterer. „Warum bist Du denn heute früh' nicht nach Frimiswald gegangen, wie Dich Lotti hat wollen hinschicken? Du hätt'st dann können gleich Dein Geschäft besorgen."

„Heute früh' ist mir gerad' nicht gut gewesen," war die etwas kleinlaut abgegebene Antwort, und zu dem Gaste gewendet, fuhr er fort: „Lotti hat ein' Haß auf mich. Sie bildet sich ein, wenn ich wär' nicht gewesen, hätt' sie können ein' bessere Partie machen. Sie hat immer wollen ein' gebildeten Menschen heirathen. So einen wie Du bist, hätt' sie gern genommen. Jetzt ist es noch ärger wie früher. Ihr Mann reizt sie noch mehr gegen mich. Er möchte haben, der Vater soll ihm das Geschäft geben, und darum möchten sie mich gerne aus dem Hause fort haben."

Max fühlte sich von diesen Enthüllungen über das Familienleben sehr unangenehm berührt, darum wich er dem Thema aus. „Warum hast Du

denn nicht geheirathet?" fragte er, „oder, da es niemals zu spät ist zu bereuen, warum thust Du es nicht heute?"

„Ich möchte schon," erwiederte der Gefragte mit verschämtem Lächeln, „aber es trifft sich nichts Rechtes und ich bin auch etwas schüchtern von Natur. Ich habe schon wollen Dir schreiben, ob Du wohl drüben etwas weißt, so ein Mädchen, was ein Geschäft hat, wenn sie auch nicht ganz jung mehr ist. Man hat mir neulich eine angetragen von Rohrteich, aber in so ein Dorf zu gehen, und zwei Kinder hat sie auch — eines ist schon zwölf Jahre alt — das war mir doch nicht anständig."

„So ist es mit ihm," begann der Alte wieder unwillig. „Ein ganz' Jahr macht er Pläne, und wenn es dazu kommt, hat er sich zu nichts. Jetzt sagt er, er will nach Amerika gehen, und wenn Du wirst ihm schon den Schiddech reden und wirst ihm Geld schicken auf der Reise, wird ihm im letzten Augenblick der Bauch weh thun, und es wird wieder nichts daraus werden. Ganz so wie König Salomo gesagt hat: „Wer auf den Wind wartet, wird nicht säen, und wer die Wolken beobachtet, wird nicht ernten. Was Mendel da gesagt hat, war ein ganz guter Schiddech. Eine brave Frau, ist achtunddreißig Jahre alt und hat zwei guterzogene Kinder und hat ein Bischen Vermögen und ein hübsches Geschäft, und eine gute Familie auch — Selig Friedland ist ihr Großvater gewesen, war ein ganz feiner Mensch, ein Randar, ganz ein ehrlicher Jüd' auch. Sie haben sich sogar gerechnet ein Bischen in die Mischpoche. Sein Weib's Schwester's erster Mann, Pinches Jome Gerschon's hat er geheißen, war von der Muhme Bele recht' Geschwisterkind. Es wär' ein Glück für ihn gewesen, aber er hat nicht gewollt. Ich sag' ihm immer: So lang' wir leben, bis hundert Jahr', ist noch gut. Er hat wenigstens ein' Platz zu schlafen und ein' Tisch zu essen, aber wenn wir nicht mehr da sein werden, weiß ich gar nicht, was aus ihm werden soll. Mit Lotti vertragt er sich nicht. Das sind auch so feine Einbildungen. Sie ist eine gute Neschome, meint ihm's ganz gut" —

„Das meinst Du," fiel Mendel erbittert ein. „Vor Dir stellt sie sich anders. Ich weiß aber, wenn sie mich könnte in ein' Löffel Wasser ertrinken, möchte sie's thun."

„Was hast Du davon?" fiel der Alte unwillig ein. „Meyer ist zehn Jahr' nicht hier gewesen, willst Du ihm jetzt so ein' Scholem lechem geben mit Euern Machloikes? Ich will Dir nur das erzählen, Meyer, Du bist mein Bruder's Sohn. Der Zaddik, in Gan Eden ruht er, hat Dich zurückgelassen als ein kleines Kind; wie alt warst Du?"

„Nicht ganz fünfzehn Monate," war die Antwort.

„Und wie Dein' Mutter gestorben ist, wirst Du sein alt gewesen acht Jahr'."

Max nickte.

„Nun siehst Du, was aus einem werden kann. Es ist wahr, der Bruder Reb Secharjeh ist so ein Zaddik gewesen, daß Dir sein Sechuß beigestanden hat bei dem Vater der Waisen. Aber doch hast Du Dir selber müssen helfen, und er, Mendel, hat doch keine Sorge gehabt in seinem Leben, und jetzt noch wär' nicht zu spät, aber er will nicht. Und noch dazu das Unglück, daß er sich

mit der Lotti nicht verträgt und gar mit dem Jisroel Hirsch, ihren Mann — da kommt er gerade, daß es wahr ist."

Bei diesen Worten erhob sich Mendel mit einer Hast, die mit seinem sonstigen Phlegma ganz merkwürdig kontrastierte und flüchtete sich in den Laden, indem er zu Max sagte: „Du mußt mich entschuldigen. Ich muß mich noch waschen und anziehen für heute Abend."

Während Mendel über eine Treppe, die eigentlich mehr einer Leiter ähnlich war, in den oberen Stock kletterte, trat der angekündigte Besucher ein. Israel Hirsch Marderpelz war ein kleiner, ziemlich beleibter Mann von einigen dreißig Jahren. Sein breites Gesicht war hie und da von einem röthlichen Bartflaum bedeckt, auch auf der Oberlippe schien der Bart nicht haben gedeihen zu wollen. Seiner weißen Wäsche, den frisch gewichsten Schuhen, den sorgfältig gebürsteten Beinkleidern, dem neuen Sammetkäppchen, das die Form einer umgestürzten Kasserole hatte, und selbst dem ganz neuen, kurzen Negligeerock aus braunem Barchent sah man an, daß der Besitzer für den Festtag Toilette gemacht hatte und nur Rock und Cylinderhut brauchte, um sich zu dem Gottesdienst zu begeben.

Auf Max machte er einen sehr unangenehmen Eindruck. Sein ganzes Auftreten, sein schwebender Gang, seine Gewohnheit, den Kopf auf die linke Schulter zu neigen, ein fortwährendes Zwinkern der Augen hinter dem kokett aufgesetzten Kneifer, und besonders eine abscheuliche Nase, im oberen Theile ziemlich flach, an der Spitze mit einem Knoten versehen, der rückwärts strebend dem Gesichte den Ausdruck eines unbescheidenen, dabei lächerlichen Selbstbewußtseins verlieh, stieß Max ab. Er fühlte ein Unbehagen, ähnlich dem, welches man empfindet, wenn man eine haarige Raupe auf seiner Schulter erblickt. Man kann sie nur durch eine mühsame Kopfbewegung erblicken; abschütteln läßt sie sich nicht, anfassen mag man sie nicht, und dabei fühlt man schon mit Entsetzen, wie das rasche Fortbewegen ihrer Leibesringe sie im nächsten Augenblicke hinter den Hemdkragen bringen und sie an unserem Rücken heruntergleiten lassen wird. Dieses Gefühl steigerte sich, als Herr Marderpelz mit einer gewissen Herablassung sich dem Gaste näherte, ihm die Hand reichte und wie zu einem alten Bekannten „Scholem lechem, hä" sagte.

Max zwang sich zu einer freundlichen Erwiederung.

„Ueberrascht gekommen, hä. Wir haben Ihnen schon nicht mehr erwartet auf Jontew."

„Ich wollte meine Ankunft nicht genau ankündigen," erwiderte Max, „um niemandem Umstände zu machen."

„Umstände, hä, wenn man zu seine Freinde kommt! Wie heißt! Ich hätte mir ein Vergnigen daraus gemacht, auf die Bahn zu gehen."

„Sehr liebenswürdig!"

„Ich muß mich auch noch bedanken für den schönen Geschenk, was Sie haben uns verehrt. Es ist sehr schön, hä, fain, hä. Mein Weib hat mich hergeschickt, ich soll Ihnen sägen, Schwähr, daß wir werden herkommen zu Kiddesch. Sie will haben, hä, daß Sie sollen zum erstenmal Kiddesch machen aus dem amerikanischen Becher."

„Ihr seid's allemal willkommen," sagte der Alte etwas lakonisch.

Herr Marderpelz hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und ging, den Kopf hin und herwiegend, die Länge des Ladens abmessend, auf und ab. Dabei summte er sich eine der Melodien des Festtagsgebetes vor, blieb immer, wenn er zur Schwelle der Stube gelangte, stehen, als wartete er, daß man ihn anspreche. Da aber Onkel und Neffe beharrlich stillschwiegen, fing er nach einer Weile wieder an:

„Schon Jontew gemacht, Schwähr?"

„Mein Jontew ist bald gemacht," war die Antwort. „Barbieren thue ich mich nicht, und gewaschen und angezogen habe ich mich, wie ich vom Schlaf nach dem Essen aufgestanden bin. Ich bin da gerad' im Gewölb' gesessen und hab' in ein Sepher ein Bischen hineingesehen, wie Meyer ist hereingekommen."

Marderpelz, der bei diesen Worten an der Thürschwelle der Stube gestanden war, machte wieder Kehrt, schlenderte durch den Laden und schlug das auf dem Ladentische liegende Buch auf.

„Oh!" rief er, mit zugespitzten und geöffneten Lippen, „oh, der Scheloh, der Scheloh hakodesch!" Dann drückte er den Kneifer tiefer auf die für für ein solches Instrument gar nicht berechnete Nase, wiegte den Kopf hin und her und verzerrte die Lippen zu allerlei Grimassen.

Den Alten verdroß das Betragen sichtlich. Er würdigte den Schwiegersohn keiner Antwort, sondern sprach, zu Max gewendet: „Unsere Chachomim haben Recht gehabt. Die Worte der Thora erhalten sich nicht bei einem, der sich in Einsamkeit damit beschäftigt. Etwas eingehend lernen kann ich nicht, besonders Erew jontew, so hab' ich mir den Scheloh hergenommen. Und dann," fügte er mit einem Seitenblick auf den Schwiegersohn hinzu — „laß' einer sagen, was er will, es ist ein großes Sepher, und steht auf einem Blatt mehr Gelehrsamkeit darin wie in ganzen Bänden von den Geschalber, was die heutige ungarische Rebonim schreiben."

Max lächelte. „Gerade für Schowuoß," sagte er, „ist der Scheloh gut zu lesen. Die Schilderung von dem geordneten Unterricht in Amsterdam, die er den deutschen Juden als ein Ideal gegenüber dem regellosen Wesen ihrer Erziehungsmethoden vorhält, ist sehr lobenswerth, und dann die rührende Geschichte von dem Geiste, der ihm und seinem Freunde erschienen ist, und sie aufgefordert hat, nach Palästina zu gehen und dort Heilige zu werden zum Lohne dafür, daß sie während der ganzen Nacht des Schowuoß-Festes nicht einen Augenblick ihr Studium unterbrochen haben." —

„Man muß nicht Alles so wörtlich nehmen," fiel David Löb ein. „Sie haben vor Zeiten auch mitunter ihre Einbildungen gehabt."

„Haben Sie auch Scheloh gelernt, hä?" bemerkte Marderpelz, indem er den Kopf ganz auf die linke Schulter legte und Max von unten herauf ansah.

„Du meinst," fiel hier der Alte zornig ein, „keiner känn' etwas außer Dir. Indessen, wenn ich die Hälfte oder nur den vierten Theil von den kännen thät, was Du nicht kannst, hätt' ich ä ganz schöner Lamden sein. Daß Du's nur weißt, mein theuerer Jisroel Hirsch."

„Was hab' ich denn gesagt?" erwiderte der Angeredete. Dabei preßte

er die Unterlippe hervor und warf den Kopf nach rückwärts. „Ich habe nur gemeint, was so die heutigen Rabbiner sind, die lernen doch solche Sachen nicht, die thun doch nur Philosophie studieren und Arabisch lernen und solchene Sachen."

„Sie sind mir in ein' Finger lieber, wie euere Jeschiwe-Bocherim mit ihre verdrehte Köpp'," polterte der Alte weiter. „Hätt' ich nur vor vierzig Jahr gewußt, was ich heute weiß, wär' aus Mendel etwas Anderes geworden. Damals hat man sich eingeredt, wenn man ein Kind schickt in die Lateinschul', wird er sich schmadden. So hab' ich mir lassen zureden, ihn auf die Jeschiwe nach Yazmuth zu schicken, weil der dortige Row ein Schüler meines Vaters, sein Andenken sei gesegnet, war. Was ist herausgekommen in die drei Jahr, was er dort zugebracht hat? Kartenspielen hat er gelernt und müßig gehen. Hätt' ich ihn hier gehalten, hätt' er wenigstens arbeiten gelernt."

Marderpelz rückte seinen Kneifer zurecht, riß seine Augen weit auf und sagte, indem er jedes Wort mit einer Bewegung seines Zeigefingers begleitete: „Und ich sag' doch, wenn man will lernen können, muß man auf eine Jeschiwe gehen. Von den Seminar wird niemals keiner herauskommen, was wird können ein Blatt Gemoro lernen."

Max fand den neu akquirierten Vetter immer unerträglicher, aber es widerstrebte ihm, sich in einen Disput einzulassen. Darum wandte er sich an den Onkel mit der Frage: „Kennen Sie meinen Freund Dr. Steinbach?"

Marderpelz wiegte seinen Kopf rasch hin und her und sagte, ehe noch der Alte antworten konnte: „Ich kenn' ihn. Ich bin einige Male zu Beris Milehs mit ihm zusammengewesen. Er hält sich zurück in der Conservation. ich hab' mehrere Male versucht, mit ihm Tora zu reden, aber er sagt nur immer einsilbige Wörter. Ich weiß nicht," — dabei zog er die Stirne in Falten und steckte den Kopf tief zwischen die Achseln — „ob er nicht kann, oder ob er nicht will."

Der Alte lachte laut auf. „Soll ich leben und gesund sein," rief er aus, „vor Dir braucht er sich noch nicht zu fürchten. Ich hab' ihn nur einmal gesehen bei eine Chassene. Salme Landau hat eine Tochter verheirathet, — sein' Schwester ist von den dortigen Parnes die Mutter, darum hat er Kiduschin gegeben. — Salme rechnet sich ein Stückchen zu der Mischpoche. Der Bruder, Reb Secharje, ist sein Mohel gewesen —"

„O, ich kenne ihn," fiel Max ein, „das ist wohl der Bruder der alten Frau Hirschmann. Sie hat mir davon erzählt, sie ist nicht wenig stolz darauf, daß mein Vater sie gebenscht hat."

„Nun gut, da weißt Du's doch. Ich hab' aber nicht wollen davon erzählen. Der Salme war bei uns auf der Chassene und hat ein schönes Droschegeschenk gegeben, und ich hab' ihm müssen damals versprechen, zu ihm zu kommen, wenn er wird ä Chassene machen. So sind wir damals hingefahren. Ich muß sagen, ich hab' großen Nacheß Ruach gehabt. Er führt sich wie ä Row soll, bechoweb und frumm und ist ä Kenner."

UNIV. OF CALIFORNIA

„Er wird so ein paar Dinim aus dem Chaje Odem eingebüffelt haben, daß er sich damit zeigen kann, hä," höhnte Marderpelz.

„Ich muß Ihnen sagen, Vetter Reb David Löb," begann Max, „ich habe über seine Kenntnisse gestaunt. Wie ich nämlich bei ihm zu Besuch war, kam der Schochet und hat ihm eine Frage vorgelegt und er hat, ohne ein Buch aufzuschlagen, mit mir den Fall so gründlich durchgesprochen, daß es ein Vergnügen war. Dann hat er mir gleich einen ähnlichen Fall aus dem Giwaß Schoul citirt — haben Sie das Sepher schon gesehen, Herr Marderpelz?" —

„Ich habe mich niemals mit Achronim abgegeben," erwiderte Marderpelz, indem er den Kopf stolz zurückwarf.

„Ich gerade auch nicht," fuhr Max ruhig fort, „aber deswegen hat mir das doch ein wenig imponirt und noch mehr, als er eine sehr interessante, auf den Fall bezügliche Entscheidung citirte, die sich in dem Nediw Lew findet. Kennen Sie dieses Sepher, Herr Marderpelz?"

Der Angeredete schloß die Augen, öffnete sie wieder ein wenig, brachte einige gurrende Laute hervor, zählte etwas an den Fingern ab, dann sagte er endlich zögernd: „Ich kann mich nicht besinnen, vielleicht habe ich es einmal gesehen und habe es vergessen."

„Dann haben Sie wohl auch nicht von Chaim David Chasan gehört?" fragte Max weiter.

„Ae so!" begann Marderpelz mit neugewonnenem Muthe. „Ich kann mich schon erinnern. Das ist so ein kleines Kumpandium für Schächter. Ich habe es einmal in der Hand gehabt, aber ich habe nicht einmal hineingesehen. Ich habe nur aus dem Jore Deah gelernt." Dabei drückte er seinen Kneifer wieder siegesbewußt auf die Nase.

Max lachte. „Diesmal hat Sie Ihr Gedächtniß getäuscht," sagte er. „Chaim David Chasan war Oberrabbiner von Jerusalem und man hat ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit mit Anspielung auf seinen Namen Chad bedoro genannt. Er war der Sohn des berühmten Rabbiners Josef Chasan, der ebenfalls in Jerusalem Oberrabbiner war und viele berühmte Werke verfaßt hat. Das Buch Nediw Lew ist eine Sammlung von rabbinischen Entscheidungen und ist in Saloniki im Jahre 1862 gedruckt worden. Ich merke, daß Sie von der neueren Literatur nicht viel halten, aber wenn man sich schon auf den Rabbiner von Jerusalem nicht mehr verlassen darf, Herr, wer soll dann gelten? Ich muß sagen, daß es mir außerordentlich imponirt hätte, wenn Sie mir gesagt hätten, ich kenne das Werk und ich kenne die Stelle. Die Entscheidung lautet so und so."

„Ae Nekome an Dir, Jisroel Hirsch!" rief der Alte triumphirend, indem er die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf und nieder bewegte. „Ae Nekome an Dir! Ein andermal folg' Du unsere Chachomin, die gesagt haben: Was man nicht gehört hat, soll man nicht vorgeben zu wissen."

Marderpelz war einigermaßen betroffen, doch gewann er bald seine Fassung wieder. „Der, wie heißt er, der Prediger,— Sie müssen entschuldigen, bei mir heißen das keine Rabbiner — der Steinbach, hat viel Geld, kann er sich Bücher einkaufen, und zu thun hat er auch nichts, blättert er

darin herum, aber so eingehen in ein Gedanken, auffassen kann er nicht. Ich habe ihm einmal, wie wir bei einer Sude zusammen waren, gesagt: — ich werde Ihnen das auch sagen, Sie werden es können gebrauchen — die Gemore sagt: Als Daniel die Vusion sah, haben die Begleiter, die mit ihm waren, nichts gesehen, aber ein großer Schrecken befiel sie. Nun fragt doch die Gemore: Wenn sie nichts gesehen haben, warum so ein Schrecken, was man heißt, Sie wissen doch, Sie haben doch lateinisch gelernt, ein punischer Schrecken?"

Max lachte. „Wir haben auf dem Gymnasium „panischer Schrecken" gelernt."

Marderpelz ließ sich nicht beirren. „Darauf sagt die Gemore: „Sie selber haben nicht gesehen, aber ihr Masel, ihr Stern hat gesehen. Nu, wie heißt? Das hat doch keinen Sinn. Masel hat ja gesehen, sie haben nicht gesehen. Sag' ich: Masel, das kommt von Nosal fließen, das, was fließt, das ist, was sich durch den ganzen Körper erstreckt, also das Nervensystem, das heißt, sie haben wohl die Vusion nicht gesehen, aber das Nervensystem hat es gefühlt. Wie ich ihm das gesagt habe, hat er mit dem Kopf genickt und gelächelt, aber nicht ein Wort gesagt."

„Wissen Sie warum?" bemerkte Max trocken. „Er hat ein sehr gutes Gedächtniß und er wird wohl gewußt haben, daß dieser, nehmen Sie mir's nicht übel, dumme Witz von Aron Chorin stammt, der ihn in dem Iggereth Elassaph, in demselben Werkchen, in welchem er beweisen will, daß man barhaupt beten darf, abgedruckt hat."

Marderpelz wurde sichtlich verlegen. „Ich hab' das in meinem Leben nicht gesehen, ich möchte es nicht mit dem Fuß' wegstoßen, wenn es da vor mir auf dem Boden liegen würde, ich will nicht sagen, aufheben."

Der alte David Löb wurde aber diesmal ehrlich zornig. „Was?" schrie er auf. „Von dem Apikoireß sagst Du Thora. Der Fischlechrow! Der hat gesagt, man soll ä Gorgel in Schul' hineinstellen. Die Gorgel hätt' man ihm sollen abschneiden. Ae Kappore soll er noch werden auf jener Welt! Ausgelöscht soll sein Name werden!"

Er hatte so laut gesprochen, daß seine Frau trotz ihrer Schwerhörigkeit aus der Küche gerannt kam, um zu wissen, was es gebe. Glücklicherweise wurde die Kontroverse durch den Eintritt eines bäuerlichen Ehepaares unterbrochen. Bei dessen Eintritte vergaß der Alte seinen heiligen Zorn, sprang mit einer jugendlichen Elastizität von seinem Stuhle auf und ging in den Laden.

„Schön' Willkumm', Vetter Wachler, was bring's denn heut' Gutes?" rief er dem Besucher entgegen.

„A paar Stiefeln wollen wir kaufen, Vetter David," antwortete die Frau.

„Ich kann Euch Stiefeln verkaufen, so gut und so billig, wie Ihr sie nirgends anders kriegt. Setzt Euch nieder, daß Ihr sie anprobieren könnt."

Damit schob er dem Käufer einen Holzstuhl zurecht und suchte von dem Brette, auf welchem die Stiefel standen, ein Paar heraus. Inzwischen setzten Max und Marderpelz ihre Diskussion fort. Der Letztere konnte es

nicht verwinden, daß seine geistreiche Auslegung einer talmudischen Stelle in einem so ketzerischen Werke sich finden sollte. Mit dem Tone beleidigter Unschuld sagte er:

„Ich habe das Sepherl, was Sie da sagen, nie gesehen und will es nicht sehen, aber ich kann mir gar nicht vorstellen, daß der Apikoireß soll etwas gesagt haben, wo Verstand darin steckt. Er hat doch nichts gekennt, hä."

Max machte die Geschichte Spaß. Er setzte die gleichgiltigste Miene von der Welt auf und sagte so vor sich hin: „Ich will mich nicht zum Richter aufwerfen, aber sicher ist es, daß der Mann gut hebräisch geschrieben hat. Dann hatte er doch von einem Rabbiner der alten Schule Autorisation erhalten, und ferner muß ich sagen, was ich von ihm gelesen habe, zeigt Belesenheit und gesundes Urtheil."

„Zum Beispiel?" rief Marderpelz mit scharfer Betonung jeder Silbe und warf den Kopf herausfordernd nach rückwärts.

„Die Stiefel sind ein wenig zu eng an der Ferse, Vetter David," meinte der Bauer.

„Was fällt Euch ein, Vetter Wachler?" erwiderte der Alte. „Alle neue Stiefel müssen knapp sein. Die richten sich nach'n Fuß. Wenn Ihr einmal darauf geht, dann werden sie so kommod sein wie Pantoffel. Ihr wer't sie gar nicht spüren."

„Zum Beispiel sein Argument für das Abnehmen der Kopfbedeckung beim Gottesdienste ist ganz unerschütterlich," begann Max."

„Was sagst Du da?" schrie der Alte. „Vorhappedig soll man oren?" — „Geht nur einmal durch den Gewölb, Vetter Wachler," setzte er wieder im ruhigsten Tone fort, „und Ihr werdet sehen, sie sitzen Euch, wie wenn sie nach Maß gemacht wären."

„Ich will nicht sagen, daß er Recht hat, das heißt, daß man es thun soll," sagte Max im Tone erschreckter Unschuld, aus welchem ein guter Beobachter einen leisen Anflug von Ironie heraushören konnte. „Ich meine nur vom theoretischen Standpunkte, so wie der Talmud Jeruschalmi einmal sagt: Derlei Dinge sind nur für theoretische Besprechung, aber sie als Gesetz zu bahandeln, ist verboten."

Der Alte nickte zustimmend. Dann sagte er zu seinem Kunden gewendet: „Nehmt Euch die Stiefeln, Vetter Wachler, so ein Leder kriegt man nicht alle Tage, echte Juchten."

„Die sind zu schwer für'n Sommer," fiel die Bäuerin ein.

„Ihr wollt doch kein' Tanzschuh' haben, Wachlerin," fuhr der Alte eifrig fort. „Mit die Stiefel kann er ein' ganzen Tag in Wasser stehen, die sind gar nicht umzubringen." Dabei hörte er auf Max hin, der fortfuhr:

„Der Midrasch sagt: Wenn der Befehl eines Königs vorgelesen wird, muß Alles aufstehen und das Haupt entblößen. Gott aber ist nicht ein König von Fleisch und Blut. Er hat uns nicht geboten in die Berge zu gehen, um Antilopen und Hirsche zu jagen, um sie zum Opfer zu bringen, sondern hat sich mit Hausthieren begnügt. Ebensowenig verlangt er von uns, wenn das Schema, sein Befehl, verlesen wird, aufzustehen und das Haupt zu entblößen.

Daraus folgert nun Chorin, wie mir scheint mit Recht, daß das Bedeckthalten des Hauptes nur eine Sitte, aber kein Gebot sei."

„Was die Stiefel kosten, Vetter Wachler?" sagte der Alte. „Ich werd' Euch den genauesten Preis machen. Da geht kein Kreuzer ab. Sieben Gulden kosten sie, nur für Euch. Jeder Andere müßt' fünfzig Kreuzer mehr geben."

„Meyerleben, das ist ä großer To-uß," setzte er hinzu, ohne die Antwort des Kunden abzuwarten —"

„Ich weiß noch nicht, ob der Medresch wirklich vorhanden ist," fiel Marderpelz ein, wobei er wieder die Silben so betonte, als wollte er sie zählen.

„Du, red' nicht so viel!" rief der Alte ärgerlich. „Wenn man nichts weiß, schweigt man, und einem Anderen fällt man nicht in's Wort. Das thut höchstens ä Goilem, wie es im Perek geschrieben steht. Der Medresch steht und ich weiß mich noch zu erinnern, — ich war damals noch ä Jüngel — wie mein Rebbe uns von der Sache erzählt hat, und da hat er bewiesen, daß der Acher — warum? Das ist er gewesen ein Abtrünniger, und die Anfangsbuchstaben von Aron Chorin, Rabbiner, machen zusammen Acher — ein Amhorez war. Steht nicht im Medresch, Gott hat nicht verlangt von uns Wild zum Opfer zu bringen? Nun ist es aber verboten, Wild zu opfern und so ist es auch mit dem bedeckten Haupte. Gott hat nicht verlangt, daß wir unser Haupt entblößen sollen, das heißt, er hat es verboten. Nu, wer hat Recht?"

„Wenn man das so auffaßt," sagte Max vorsichtig.

„Fünf Gulden werden wir Euch geben, Vetter David," sagte die Bäuerin.

„Für fünf Gulden habe ich keine Stiefeln," sagte David Löb im Tone gekränkter Ehre, und machte eine Miene, die Waare wieder an ihren Ort zu bringen. Dann wandte er sich an seinen Neffen und sagte: Wie heißt, wenn man es so auffaßt. Wie denn kann man es auffassen? Darf man Hirschen als Opfer bringen? Mußt Du doch sagen: nein. So darf man auch nicht ohne Kopfbedeckung ein Gebet sprechen. Nu!"

„Es sind doch aber noch andere Stellen vorhanden," begann Max. So wird doch ein Segensspruch vorgeschrieben, den man sagen soll, wenn man das Haupt mit dem Turban bedeckt. Demnach müßte man doch den Segen unbedeckten Hauptes sprechen."

„Sagt Euer letztes Wort, Vetter David, ehe wir zum Fischel gehen," begann die Bäuerin. Was sollen die Stiefel kosten?"

„Ihr sollt ein andermal wiederkommen," erwiederte der Alte. „So laß' ich Euch sie, für was sie mich selber kosten. Sechs Gulden, fünfundsiebezig, aber das sage ich Euch gleich, nicht ä Kreuzer weniger, das ist mein letztes Wort."

„Meyer, Du irrst Dich," wandte er sich wieder an den Neffen. „Man hat damals auch getragen eine Nachtmütze oder ä Schlappel" — dabei rückte er an seinem Sammetkäppchen —, unter dem Hut, und da hat man so Broche gemacht."

„Wer'n mer's halbiren, Vetter David," begann der Bauer wieder. „Sechs Gulden will ich Euch geben."

David Löb nahm wieder die Stiefel mit entrüsteter Miene und wollte sie auf das Brett stellen. „Geht's in Gott's Namen, Vetter Wachler," sagte er. „Wenn ich schon nichts verdienen thu', verlieren mein Geld, das kann ich nicht. Ich kann ja nicht einbrechen gehen. Nein, da dazu bin ich schon zu alt."

Bele, die merkte, daß die Verhandlungen in ein kritisches Stadium getreten waren, mischte sich jetzt ein.

„Was will er naßne!" fragte sie ihren Gatten.

„Wow."

„Laß' er sie lekechene," erwiderte er sie.

„Wie heißt? Meschugge! oßer! sagte der Gatte. Dann wandte er sich wieder an den Neffen. „Ich werd' Dir etwas sagen. Das habe ich gehört nachsagen noch vom Haphloo, der war der Rebbe von meinem Rebbe. Man muß sich immer bemühen, einen Widerspruch auf irgend eine Art zu erklären. Man darf nicht sagen: Das geht nicht oder das ist nicht wahr. Wenn eine Sache gegen das Gesetz ist, kann es nicht richtig sein."

„Die heutige Gelehrte," mischte sich Marderpelz wieder ein, „was den Talmud lesen, lernen thut man doch nichts mehr, thun sich nicht den Kopf anstrengen, sie wollen doch nur herausbringen, daß man nichts braucht zu halten."

„Wollts die sechs Gulden nicht nehmen, Vetter David!" begann der Bauer wieder.

„Gebts mir noch fünfzig Kreuzer, ich will auf Schaden verkaufen, nur damit's wieder kummts," war die Antwort.

Der Bauer wandte sich mit stummer Frage an seine Gattin. Diese aber faßte ihn am Arme und sagte: „Gehn mer!" Dabei griff sie nach der Thürklinke. David Löb ließ sie ruhig gewähren, obwohl seine Frau schrie: „Laß' er sie lekechene. Kleiner Rewach ist als besser wie gar keiner." Die Bäuerin war schon auf der Straße und ihr Gatte machte Miene, ihr zu folgen. Als er einen Fuß vor der Thüre hatte, rief David Löb: „Macht's keine Dummheiten! Kommt's herein! Gebt's mir noch fünfundzwanzig Kreuzer und nehmt's Euch sie."

„Sechs Gulden, nicht ein' Pfennig mehr, sonst gehn wir zum Fischel," sagte die Bäuerin.

„Nu, was soll ich thun?" rief der Alte resignirt. „Ich werd' heut' auf Schaden verkaufen, weil mer Feiertäg haben und ich brauch' Geld. Aber solche Stiefel kriegt's nimmer wieder."

Die Bäuerin nahm das Geld aus dem doppelt geschlungenen Knoten ihres Taschentuches und entfernte sich mit dem Wunsche: „Vergnügte Feiertäg, Vetter David, und wenn's Eier brauchts, Basel Bele, sagt's mir's, ich bring's Euch am Sonntag."

Der Alte legte die zerknitterte Banknote in eine altersschwache Brieftasche und sagte zu seinem Schwiegersohne und seinem Neffen: „Gott, gelobt

sei er, läßt doch immer ein Bißl Man regnen. Auf den Massematten hab' ich nicht mehr gerechnet."

„Wie soll ich das verstehen!" sagte Max mit künstlich gemachtem Erstaunen. „Ich dachte, Sie hätten bei dem Geschäfte noch fünfundsiebzig Kreuzer Schaden."

„Bist Du so ein Heutiger und kommst von Amerika?" sagte der Alte erstaunt. „Kann ich auf Schaden verkaufen? Wovon soll ich denn leben? vielleicht von dem Gelde, das ich zusetze? Wie heißt?

„Nun, bei einem Anderen hätte ich mich nicht gewundert," erwiederte Max mit derselben erheuchelten Naivetät, „aber bei Ihnen, Vetter Reb David Löb, hätte ich nicht vermuthet, daß Sie auf diese Weise Ihr Geschäft betreiben."

„Es steht doch geschrieben: Man darf auch die Wahrheit ein wenig verändern um des Friedens willen," erwiederte der Alte etwas kleinlaut.

„Darauf habe ich zwei Antworten," erwiederte Max. „Erstens sagt das Sepher Chassidim, daß sich das nur auf die Vergangenheit bezieht —"

„Nun, ich hab' doch auch gesagt, daß mich die Stiefel soviel gekostet haben. Das ist doch auch Vergangenheit," unterbrach der alte Vetter.

„Ich bin ja noch nicht fertig, Vetter Reb David Löb," begann Max wieder. „Dann sagt der Chassam Sopher, er wünschte, daß dieses Wort nicht im Talmud zu finden wäre."

„So etwas kann der Chassam Sopher nicht gesagt haben," rief Marderpelz sehr emphatisch, preßte dabei seine Lippen zusammen und schüttelte energisch seinen Kopf.

„Du red'st schon wieder," grollte der Alte, „wie wenn Du die ganze Thora im kleinen Finger hättest. Wenn Meyer es sagt, hat er es gewiß gesehen. Die Thora ist nicht für Engel gegeben geworden. Das steht auch geschrieben. Wir sind eben Menschen und leben unter Menschen. Recht ist es nicht, aber was will man thun? Man muß doch leben! Und so ein Bauer hat gar kein Gefühl. Er denkt gar nicht daran, daß ich leben muß und Steuer zahlen. Er meint, was er hergiebt, ist gestohlen, und wer nicht ackert, ist ein Tagedieb. Wir leben in einer schlechten Welt."

„Und wie wäre es," bemerkte Max, „wenn jemand sagte: Wir leben in einer schlechten Welt, ich kann nicht Schabbes halten und bin gezwungen, trephe zu essen?"

„Das ist etwas ganz Anderes," begann der Vetter, jedes Wort langsam abmessend. Er wollte offenbar in einer Auseinandersetzung darthun, warum das eine Gebot eher übertreten werden dürfe als das andere, aber er konnte den logischen Grund nicht gleich finden. Zum Glücke kam Mendel ihm zu Hilfe, indem er von der Treppe herunterrief, ob es nicht Zeit sei, den Laden zu sperren.

„Lassen wir das auf später, Meyer," sagte er heiter. „Wir haben ja zwei Tage Jontew" und, zu seinem Sohne gewendet fügte er

hinzu: „Ja, Du kannst zusperren. Such' noch ein Machsor heraus für unseren Direch. Hast Du kein' Cylinderhut, Meyer? Nein? Macht auch nichts aus. Wir sind hier unter uns. Ich hab' nur gemeint, weil Du ein Row bist. Nun, wir wollen Jontew machen. In einer halben Stunde gehen wir in Schul'."

12. Kapitel.

Die Feiertage.

Die Synagoge war ein mäßig großes Gebäude. Sie lag auf einem erhöhten Platze, zu dem einige ungleich hohe Stufen führten. Beim Eintritte in die Vorhalle, wo dem Eingange in die Synagoge gegenüber ein eingemauertes steinernes Waschbecken sich befand, ging man einige Stufen hinunter. Beim Eintritte in die Synagoge ging man wieder eine Stufe hinunter und befand sich in einem rechteckigen Raume mit gewölbter Decke, dessen rückwärtiger Theil von der Frauengallerie eingenommen wurde. In der Mitte befand sich das von einem eisernen Gitter begrenzte Almemor, zu welchem vier Stufen emporführten. Um dasselbe herum waren Bänke angebracht, vor denen die massiven Betpulte standen. Aehnliche Bänke waren den Wänden entlang angebracht und sonst auch liefen die Bänke quer durch das Gebäude. An der Ostwand befand sich die Bundeslade mit zwei Säulen aus Eichenholz verziert, und von der Decke hingen massive messingene Kandelaber. Einzelne zerbrochene Ständer, hie und da eine lose Steinplatte auf dem Boden und morsche Fensterrahmen gaben dem Ganzen ein Bild der Verlassenheit und Verwahrlosung, das durch die Kerzentropfen auf den Ständern, durch plumpe Flickarbeit an dem aus kostbarem Seidenstoffe hergestellten Vorhange vor der Bundeslade und endlich durch die spärlichen Besucher, deren etwa zwanzig in dem für hundertundfünfzig Menschen bestimmten Raume vorhanden waren, noch erhöht wurde.

David Löb hatte seinen Platz der Bundeslade gegenüber mit dem Rücken zum Almemor. Sein Neffe stand neben ihm und blätterte in dem Gebetbuche in Folio, welches auf dem Ständer vor ihm lag. Marderpelz saß rechts von der Bundeslade in seinem Festtagsanzuge, mit einem fast neuen Tallith umhüllt, den am oberen Rande eine Silberborte schmückte, während in der Mitte ein blauer Seidenstreifen aufgenäht war; auf dem Kopfe trug er sein Sammtkäppchen, während sein Cylinderhut auf dem Fenstergesims hinter ihm lag. Die übrigen Besucher waren so über das Gebäude vertheilt, daß der traurige Eindruck der Leere dadurch noch erhöht wurde.

Von Zeit zu Zeit winkte der Eine oder der Andere nach dem alten David Löb herüber, um ihm anzudeuten, daß er den Gottesdienst beginnen lassen solle, aber der Alte schüttelte stumm den Kopf. Die rabbinische Lehre bestimmt, daß vom zweiten Tage des Pessachfestes bis zum Schabuothfeste sieben volle Wochen verlaufen sollen, und an diesen sieben Wochen darf keine Minute fehlen. Endlich trat ein etwas ungeduldiger Besucher auf den Alten zu und sagte: „Es ist schon Nacht. Man könnte anfangen." Der Alte aber

zog gelassen seine Uhr, that einen Blick darauf und sagte: „Noch sechs Minuten!“ Und dabei blieb es.

Endlich gab er das ersehnte Zeichen, und Marderpelz trat vor das Pult, das links von der Bundeslade am Fuße der Treppe angebracht war.

Max fühlte sich tief bewegt. Die schlichten traditionellen Weisen erfüllten ihn gleichzeitig mit Wehmuth und innerem Glücke. Man konnte durch sie das alte Judenthum mitempfinden. Was bedeutete es dem Juden des achtzehnten Jahrhunderts, beschimpft, verachtet und mißhandelt zu werden, wußte er doch, daß sein Gott ihm nahestand? Was kümmerte es ihn, wenn er daran dachte, daß sein Leben jederzeit der Willkür muthwilliger Bursche oder systematischer Quäler preisgegeben war. Sein Gott, das war über jedem Zweifel erhaben, würde ihn eines Tages für alles erlittene Ungemach entschädigen und dann könne er auf die vergangenen Leiden mit derselben Genugthuung zurückblicken, wie ein Entdecker ferner Länder oder ein triumphirender Erfinder aus dem Bewußtsein, daß er von trockenen, phantasielosen Gesellen verhöhnt wurde, eine verdoppelte Befriedigung schöpft. Sein Gott lud ihn zu Besuche, gewährte ihm die Auszeichnung privater Audienzen. „Preiset den Herrn, den Hochgepriesenen.“ Das war ein Ruf des Triumphes, der Hoffnung, der ungetrübten Zuversicht auf Erfüllung. Max verzieh dem unsympathischen Vetter seinen unerträglichen Dünkel, seinen Mangel an gesellschaftlichen Manieren, als er ihn die Gebete in dem unnachahmlichen Reize der vertrauten, Jahrhunderte alten Melodien vortragen hörte.

Es stieg herab, Jakobs Beschützer, mächtig an Thaten,
Er sprach die Verkündigung der Zehngebote zu denen, die sich versammelt hatten,
Ich bin's, verkündete er und erleuchtete sein Volk ohne Ermatten,
Der treue Freund, der scheucht den Tag und bringt des Abends Schatten.

Die Poesie ist schwach und ganz unübersetzbar, denn der Dichter hat sich darauf gesteift, jeden Vers mit dem ersten Worte eines Verses aus den biblischen Offenbarungsberichte zu beginnen und mit dem folgenden zu reimen, was trotz der Kühnheit, mit welcher er sich über rythmische Regeln hinwegsetzte, nicht ohne Zwang abging. Aber eine todte Sprache kann immerhin leichter gequält werden, ohne daß der Mißton unser Ohr verletzt. Dann hat eine achthundertjährige Tradition diesen Mißbrauch sanktionirt. Wir empfinden nicht, was der Dichter sagte, sondern was er sagen wollte. Er war ein Zeitgenosse der Kreuzzüge. Die Tausende von Schlachtopfern, welche unter den Streichen entmenschter Fanatiker gefallen waren, der Sieg des Krieges über den immerhin duldsameren Halbmond, die wachsende Macht des Papstthums, welches sich die Erniedrigung des Judenthums zur Pflicht gemacht hatte, alles das schreckte ihn nicht, denn der Gott, der gewaltig an Thaten ist, der Israel zum Vollstrecker seines Willens gemacht hat, sein König, sein Hirt, er bleibt sein Erlöser von Geschlecht zu Geschlecht.

So unbehilflich dieser Gedanke in Worten ausgedrückt war, so siegreich kam er in der Melodie zum Ausdruck, und schließlich am lebendigsten in dem

alten Onkel selbst. Seit mindestens achtundsiebzig Jahren stand er auf demselben Platze und erbaute sich an denselben Gebeten und denselben Melodien. Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone waren inzwischen erfunden; die Prairien Nordamerikas, die Wildnisse Südafrikas waren der Civilisation erschlossen, Volksvertretungen waren in autokratischen Staaten errichtet worden, die göttlichen Offenbarungen hatte man in so und so viele Tendenzschriften verschiedener, über Jahrhunderte vertheilter Autoren zerlegt, aber David Löb war derselbe geblieben, der er vor dreiviertel Jahrhunderten gewesen war. Wie sein vom Vater ererbtes Folio-Machsor hatte er seine seit Generationen vererbten Anschauungen unverändert bewahrt. Was dauert, beweist Kraft, und Kraft zwingt uns Achtung ab.

Während Max seinen Gedanken nachhing, hörte er die demüthigen und zugleich triumphirenden Melodien, die zugleich innige Bitte und selbstbewußtes Gefühl der Erhörung ausdrücken. „Wenn wir uns niederlegen und wenn wir aufstehen, wollen wir sinnen über dein Gesetz und uns freuen der Worte deiner Lehre, denn sie sind unser Leben und die Verlängerung unserer Tage, und in ihnen wollen wir forschen Tag und Nacht. Auch du entziehe uns fürder nicht deine Liebe. Gepriesen seiest du, der liebt sein Volk Israel." Und nun der mächtige Triumphschrei Israels, „Schema Jisrael," der Glaube an den einig, einzigen Gott!

Max fühlte, daß er den ihm so abstoßend erschienenen Israel Hirsch umarmen könnte, als er ihn diese Gedanken interpretiren hörte. In ihm brauste der mächtige Strom jüdischer Geschichte. Er fühlte mit den Ahnen, die den Hohn der Griechenwelt, welche von der Höhe ihrer philosophischen Anschauung auf das kleine Barbarenvolk verächtlich herabsahen, mit ihrem Glauben an die Liebe ihres Gottes widerlegten, die der brutalen Gewalt der römischen Legionen ihr Vertrauen auf den Schutz des Gottes, der sie mit ewiger Liebe geliebt, entgegensetzten. Er konnte sich in den Geist der Rabbinen versetzen, die dem Liebeswerben der hellenisch gefärbten Juden, die das Gesetz als verhüllten Platonismus auffaßten, nur die ewige Liebe ihres Gottes entgegenhielten. Kein Idealmensch, kein zu einem Christus hellenisirter Messias konnte ihr Gesetz aufheben, denn der Gott, der sie ewig liebte, hatte ihnen ein ewiges Gesetz gegeben. Max dachte an die Kreuzzüge, an die Geißlerbrüder und alle die sozialen Revolutionen des Mittelalters, die die brutalen Leidenschaften der Massen gegen die wehrlosen Juden aufstachelten; er sah vor seinem geistigen Auge die geängstigten Massen von Greisen, Weibern und Kindern, wie sie im Schlosse eines barmherzigen Edelmannes oder in der verbarrikadirten Synagoge mit pochendem Herzen den Axtschlägen und dem wilden „Kyrie eleison" lauschend, ihren letzten Augenblick erwarteten. Unter diesen Gedanken konnte er verstehen, was er jetzt von dem sonst so unsympathischen Vetter hören konnte, der mit rührender Innigkeit das alte Nachtgebet vortrug. So wie er mit dem gläubigen Vertrauen eines Kindes betete: „Halte ferne von uns Feind, Seuche, Schwert und Kummer, berge uns in dem Schatten deiner Fittige;" so hatten wohl während des zweiten Kreuzzuges die in der Wolkenburg eingeschlossenen Flüchtlinge gebetet, so hatten die von Haus und Hof verjagten Wanderer auf freiem Felde, im Walde oder in der

Scheune eines mitleidigen Bauern aus gepreßtem Herzen emporgeschrieen, so hatten sie wohl in dieser Synagoge seit Jahrhunderten gerufen, jedesmal, wenn ein neues Edikt kam, das ihre bürgerliche Existenz ruiniren oder den erregten Pöbel erinnern sollte, daß noch jemand vorhanden sei, an dem er, ohne viel zu riskieren, seine brutalen Instinkte kühlen konnte; wenn wieder einmal ein Verbot, mit Hopfen oder mit Lumpen Handel zu treiben, Branntweinschänken zu pachten, das Vieh auf die Gemeindeweide zu treiben, erneuert worden war, oder wenn ein Amtmann bemerkt hatte, daß die Juden es sich beikommen ließen, ohne gelben Fleck auszugehen oder am Charfreitag ihre Fensterläden offen zu halten. Wie mußte aus gepreßtem Herzen die Klage geklungen haben: „Spanne aus über uns das Zelt deines Friedens!" Wie heiß war der Wunsch nach diesem Gute im Herzen der seit Jahrhunderten von Ort zu Ort gehetzten Menschenkinder!

Der Gottesdienst näherte sich seinem Ende. Marderpelz nahm einen Silberbecher von alter Arbeit in die hocherhobene rechte Hand, um den Kiduschsegen zu sprechen; ein etwa achtjähriger Knabe trat heran, um aus dem Becher zu trinken, da es dem Vorbeter nicht gestattet ist, etwas zu genießen, ehe er zuhause für seine Familie den Segen gesprochen hat. Von Marderpelz durch pfiffiges Augenzwinkern aufgemuntert, that der Junge einen so kräftigen Zug, daß sich alle Anwesenden höchlichst amüsirten, während der alte David Löb einen mißbilligenden Blick auf seinen Schwiegersohn warf. Dabei fiel sein Auge auf seinen Neffen, der träumerisch in's Leere schaute und dessen Machsor noch die erste Seite des Abendgebetes zeigte. Der Alte schüttelte den Kopf: die Rabbiner, die in alten Zeiten an dieser Stelle gestanden hatten, hatten mehr Interesse an dem Offenbarungsfeste gezeigt. Max erwachte erst dann aus seinen Träumen, als Marderpelz mit einem „Gut Jontef, Schwähr!" zu dem Alten trat, um sich von ihm segnen zu lassen. Rasch sich sammelnd, sagte er ebenfalls „Gut Jontef, Vetter Reb Dowid Löb!" und war gerade dabei, dem Vorbeter sein Wohlgefallen auszudrücken, als ein älterer, schlicht gekleideter Mann auf ihn zutrat und ihm wie einem alten Bekannten die Hand reichte.

„Sie kennen mich nicht, Herr Doktor," sagte er, „aber ich kenne Sie. Seien Sie herzlich willkommen!"

„Ich muß leider gestehen, daß ich mich nicht erinnern kann," erwiederte Max.

„Es ist auch kein Wunder," bemerkte der Andere lächelnd, wobei aber doch ein melancholischer Zug um seine Mundwinkel spielte. Als wir uns zum letzten Male sahen, waren Sie etwa sechs Wochen alt, und obwohl Sie noch ein junger Mann sind, ist das doch zu lange her, als daß Sie sich daran erinnern könnten."

„Allerdings," erwiederte Max lächelnd. „Ein Zeitraum von sechsunddreißig Jahren ist eine hinreichende Entschuldigung für meine Vergeßlichkeit, und wäre es auch, wenn ich damals mehr Interesse an neuen Bekanntschaften genommen hätte. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich heiße Philipp Lipschitz," erwiederte der Gefragte, „Feiwel Lipschitz heißt man mich hier, Ihr seliger Vater war ein guter Freund von mir.

Meine selige Frau war mehrere Jahre Haushälterin bei ihm, als noch seine erste Frau lebte, und er hat uns auch getraut. Doch" — unterbrach er sich — „wir müssen gehen, sonst werden wir noch eingesperrt. Heute abends will Alles nach Hause. Es ist ohnehin spät für die Frauen, und die meisten Männer wollen noch zurückkommen, um in der Nacht hier zu lernen."

Mit diesen Worten traten sie in die Vorhalle, wo gerade Lotti ihre Kinder zum Großvater brachte, damit er sie segne. Max war von dem Schauspiele, wie der Alte seine Hände über den Köpfen der scheublickenden Kleinen hielt und dabei andächtig lispelte, tief gerührt.

„Gut Jontef, Vetter Reb Dowid Löb," sagte er, indem er an den Alten herantrat. „Ich habe mich auch in Schul wollen benschen lassen und nur gewartet, bis Mendel und Marderpelz gebenscht waren, da kam Herr Lipschitz und hat mich in ein so angenehmes Gespräch gezogen, daß ich gar nicht merkte, wie sie alle schon fortgegangen waren."

„Wie heißt, ich soll Dich benschen?" sagte der Alte schmunzelnd. „Zu meinen Zeiten, wenn ein fremder Row ist gekommen in die Kille, hat man sich von ihm benschen lassen."

„Sie stehen für mich an Vatersstelle, da ich meinen Vater nicht gekannt habe," erwiederte Max.

„Nun, wenn Du es so meinst," sagte der Alte, indem er seine Hände erhob, „soll das Verdienst Deines Vaters und aller unserer frommen Voreltern, die im Gan Eden ruhen, Dir beistehen. Möge sich an Dir erfüllen der Segen unserer Weisen: Deine Lebensaufgabe sollst du erfüllt sehen, dein Ziel sei das ewige Leben, dein Herz forsche Weisheit und dein Mund lehre Wahrheit."

„Und jetzt gehen wir heim!" setzte er nach einer Pause hinzu, da keiner der Anwesenden die feierliche Scene unterbrach. „Die Muhme Bele wird nicht wissen, was der Mähr ist."

Als sie durch die dicht neben dem Laden befindliche Sabbaththüre in den engen Hausflur eintraten, sahen sie die alte Frau in der festlich erleuchteten Stube an dem Tische sitzen und aus ihrer Techinne lesen. Auf dem mit blendenden Linnen gedeckten Tische standen neben einer Petroleumlampe zwei Messingleuchter, in denen brennende Kerzen staken. Das Steingutgeschirr, die mit Beingriffen versehenen Messer und Gabeln und die alterthümliche, gestickte Decke über den Barches sahen sehr ärmlich aus, aber Alles machte durch seine peinliche Sauberkeit einen sehr freundlichen Eindruck. Die Alte hatte die Eintretenden nicht gehört und richtete ihre Blicke erst auf, als ihr Gatte dicht neben ihr stand und ihr laut „Gut' Jontew!" zurief.

„Gut' Jahr!" gab sie überrascht zurück. „Lange hat heut' die Schul' gedauert. Jisroel Hirsch hat sich gewiß wollen weisen vor dem Oirech."

„Das weiß ich nicht, Muhme Bele!" rief Max mit aller Kraft seiner Stimme, „aber, wenn er es wollte, ist es ihm jedenfalls gelungen. Ich muß Dir sagen, Lotti," fügte er, an seine Kousine gewendet, hinzu, „Du kannst auf Deinen Mann stolz sein. Er hat mich aufrichtig erbaut. Nachdem ich ihn vorbeten gehört habe, kann ich schon begreifen, wie Du einen Mann namens Marderpelz heirathen konntest."

„Erinnere mich nur an den Namen nicht," sagte Lotti unwillig. „Ich habe ihm schon gesagt, wenn es unser halbes Vermögen kostet, muß er ihn ändern lassen, ehe die Kinder groß werden. Es ist wirklich noch ein Glück, daß unsere Kinder Mädchen sind und Aussicht haben, einmal einen anderen Namen zu erhalten."

„Nun," sagte Max, „Künstler nehmen ja oft andere Namen an. Marboni oder Pelzeschi klänge nicht so übel."

„Machen Sie sich nicht über mir lustig!" warf Marderpelz mit affektirter Bescheidenheit ein.

„Gott behüte!" sagte Max. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Ihr Vortrag des „Haschkiwenu" mich so ergriffen hat, daß ich an das Beten selbst vergessen habe."

„Ich hab' gesehen," fiel hier der Alte ein. „Du hast nicht gemischt und bist als bei Borchu stehen geblieben. Dein Vater, in Gan Eden ruht er, hätt' nie in seinem Leben auswendig gedawent."

„Nun," meinte Max, „der Vorbeter ist doch dazu da, daß er die Gemeinde im Gebete vertritt und — das muß ich wiederholen — das Gefühl, das er in die Worte: „Breite über uns den Fittig deines Friedens!" gelegt hat, hat mich zu inniger Andacht angeregt."

„Ja, oren känn er," sagte der Alte mit etwas gemachtem Brummen. „Wenn er ein Viertel so lernen könnt'" ....

Inzwischen trat die Muhme Bele mit einer großen Kaffeekanne in die Stube und sagte: Dowid Löb, mach' Kiddusch, es ist schon spät. Du hast noch nichts gegessen von heut' Mittag an."

Der Alte setzte sich auf seinen Platz, behielt den Hut auf dem Kopfe, nahm den Becher in die hocherhobene rechte Hand und kantillierte den Segen; dann erhob er sich, wusch seine Hände, setzte sich nieder auf seinen Platz, entfernte die gestickte Decke, die auf den Broden lag, hob die beiden Brode andächtig in die Höhe, sprach den Segen, schnitt das Eine an und theilte jedem der Anwesenden ein Stück aus.

„Morgen bist Du mein Gast, Max," sagte Lotti, indem sie sich erhob. „Du wirst doch nicht die Nacht durchwachen. Komme gleich zum Frühstück. Komme, wann Du aufstehst, so früh' oder so spät es Dir paßt. Wir werden auf Dich warten."

„Nun, ich werde mich der Hausordnung fügen," war die Antwort. „Wenn der Vater bei seinen hohen Jahren die Nacht in Schul' zubringt, werde ich es wohl auch ertragen können."

„Vater!" begann Lotti, „Du könntest auch bei Deinen Jahren Dir Deinen regelrechten Schlaf gönnen. Ich glaube, das ist bei Gott mehr Mizwe als die ganze Nacht zu beten."

„Ich habe Dir schon einmal heute gesagt," erwiederte der Alte gutgelaunt: „Deine Philosophie habe ich schon vor vielen Jahren vergessen. Was ich zu thun habe, das will ich mir schon allein besorgen. Wenn Meyer will, kann er schlafen, sein Bett ist bereit."

„Nun, ich weiß schon, daß ich nichts ausrichte. Also gute Nacht!" rief Lotti, indem sie sich entfernte.

„Du eßt ja gar nichts, Meyer," sagte die alte Frau. „Heute haben wir nur Milchigs. Wir haben das schon immer so gehalten. Wenn Du aber willst, werde ich Dir ein Stückchen kalte Gans hereinbringen."

„Lassen Sie nur gut sein, Muhme Bele," erwiederte der Angeredete. „Es ist Alles ganz gut, aber ich habe nachmittags so spät gegessen, daß ich jetzt noch keinen Appetit habe. Die Barches sind ausgezeichnet. Es thut mir leid, daß ich nicht besser zusprechen kann.

„Die Kugel gerath nach dem Otrech," erwiederte die Alte geschmeichelt.

„Warum ißt aber Mendel nicht?" fragte der Gast wieder.

„Ich kann so spät abends nicht essen und das frische Gebäck ist für mich nicht gut," erwiederte dieser. „Ich muß mich auch niederlegen. Wenn ich so eine ganze Nacht aufbleiben wollte, wäre ich eine Woche krank."

„Das ist heutzutage eine junge Welt!" polterte der Alte. „Wie ich ein junger Mensch war, habe ich beim Bruder Reb Secharjeh gelernt und wir sind jeden Montag und Donnerstag die ganze Nacht aufgesessen und haben gelernt. Deswegen bin ich den anderen Morgen mit meinem Back ins Dorf gegangen, und es hat mir gottlob nicht geschadet."

„In früheren Zeiten haben die Leute gesündere Naturen gehabt," erwiederte Mendel.

„Mit Dir werde ich schon nichts mehr ausrichten," sagte der Alte resignirt. „Laß uns benschen und wir werden in Schul' gehen. Du, leg' Dich in Gott's Nameu schlafen."

Ohne weitere Bemerkung begann er: „Rabboissai, wir wollen benschen," und rezitirte das lange Tischgebet. Dann sagte er: „Leg' Dich gleich nieder, Bele, und schlaf' Dich aus. Wenn ich werd' etwas haben wollen beim Nachhausekommen, werd' ich Dich schon aufwecken."

Damit entfernte er sich, von Max begleitet.

In der unheimlichen Synagege brannten nur wenige Lichter. David Löb nahm eine Kerze, die er in einen Kerzenhalter, der an seinem Ständer befestigt war, steckte, nahm aus seinem Pulte ein kleines Büchlein und sagte zu seinem Neffen: „Hinten steht ein Seforimschrank. Such' Dir heraus, was Du willst, es sind noch die Seforim von Deinem Großvater, das Andenken des Frommen sei gesegnet."

Damit begann er sofort an sein Pensum zu gehen, das darin bestand, die aus der Bibel, aus talmudischen, rabbinischen und kabbalistischen Werken mechanisch zusammengestellten Stücke herunterzulesen.

Max, der ihm eine Weile zusah, trat an den Schrank und nahm auf's Gerathewohl einen Folianten heraus. Es war der Ritualkodex Magen Abraham. Ganz oben auf dem Titelblatte waren die hebräischen Worte geschrieben: „Gekauft von meiner Hab' zu Ehren ihm, der mir das Leben gab. Der Geringe, Jekuthiel Menachem Mendel aus Bobrczyk, der trägt die Last des Heiligthums in der heiligen Gemeinde Dobichau."

Max blätterte planlos in dem Buche, als sein Auge durch eine von der Hand des Großvaters geschriebene Randnote gefesselt wurde. Es war bei dem Paragraphen, der über das Gesetz des Fastens der Erstgeborenen am

Vorabende des Pessachfestes handelte. Die Stelle lautete: „Mir wurde die Frage vorgelegt, wie es mit einem Erstgeborenen zu halten sei, der am Rüsttage des Pessachfestes geboren wurde, ob der Vater bereits an dem Tage der Geburt des Kindes zu fasten habe. Ich entschied: Die Pflicht der Erstgeborenen oder ihrer Stellvertreter an diesem Tage zu fasten, geht darauf zurück, daß Gott, gelobt sei er, die Erstgeborenen der Israeliten verschonte, als er die Egypter schlug. Dieses Ereigniß trat um Mitternacht ein. Wenn daher das Kind vor Mitternacht geboren wurde, muß der Vater schon an diesem Tage fasten, andernfalls beginnt diese Pflicht erst in dem nächsten Jahre. Als ich diese Entscheidung meinem geehrten Freunde, der Leuchte Israels, dem Rabbi Meschullam Salman aus Fürth, vorlegte, fanden meine Worte Gnade in seinem Auge. Gepriesen sei der Herr, der dem Staubgeborenen Einsicht verleiht!"

Max schloß das Buch mit einem Gefühle der Enttäuschung. Das war also die Geistesgröße, auf welche die Nachkommen mit Bewunderung hinblickten! Auf den Ruhm dieses Großvaters sollten sich nach der Ansicht des alten Vetters Mendels Ansprüche auf eine Versorgung gründen! Er brachte das Buch an seine Stelle und nahm einen Oktavband aus dem Schranke. Es war der erste Band des Zohar. Wieder öffnete er das Buch auf Gerathewohl und las auf der Seite, die sich seinem Auge zuerst darbot: „Es heißt in der Schrift: Sie nahmen Jonah und schleuderten ihn in die See, und die See hörte auf zu wüthen. Hier ist es auffällig, warum die See sich über Jonah aufregte und nicht die Erde, da er doch von der Erde geflohen war, damit der Geist Gottes sich auf ihm nicht niederlasse. Die See ist ein Bild des Himmels, und der Himmel ein Bild des göttlichen Thrones, deshalb nahm ihn die See und hielt ihn fest. „Sie nahmen Jonah und schleuderten ihn in die See." Das sagt uns: Jedesmal, wenn sie ihn nahmen und bis an die Hüften in das Meer senkten, wurde das Meer ruhig; sobald sie ihn hinaufzogen, wurde das Meer stürmisch, so daß er sagte: Nehmet mich und schleudert mich in das Meer. Sobald er in das Meer geworfen worden war, floh seine Seele und stieg auf zu dem Throne des Weltenkönigs, wurde dort gerichtet und kam wieder durch den Rachen des Fisches in seinen Leib zurück. Siehe, im Augenblicke, wo der Mensch am Abend sein Lager besteigt, verläßt ihn die Seele und wird gerichtet vor dem Throne des Weltenkönigs. Ist sie würdig, erhalten zu werden, kehrt sie auf diese Welt zurück. Das Urtheil ist auf zwei Thatsachen gegründet, denn der Mensch wird nicht bestraft wegen des Bösen, das er im Sinne hat, vielmehr wird er belohnt wegen des Guten, das er zu thun beabsichtigt, denn der Heilige, gelobt sei er, thut Gutes allen seinen Geschöpfen und alle seine Wege sind Gnade.

Das war denn doch trotz aller Phantastik viel sympathischer als das Disputiren über die kleinlichen Fragen des Gesetzes. Während er sich weiter in das Buch vertiefte, trat Marderpelz von hinten an ihn heran und sah ihm über die Schulter.

„Den Zohar lernen Sie!“ rief er mit dem Tone provozierender Verwunderung, ehe ihn Max noch bemerkt hatte. „Ich habe mich nie mit Kabbala abgegeben. Mein Rebbe hat immer nach Mitternacht ein Stück Zohar gelernt und zu uns Bocherim hat er gesagt: Ehe nicht einer ganz Schaß gründlich durchgemacht hat, soll er sich mit Kabbala nicht abgeben.“

„Das sind Ansichtssachen,“ erwiederte Max trocken. „Ich glaube, was von Menschen geschrieben ist, muß von Menschen verstanden werden können“ und damit begann er wieder zu lesen.

Sein Opponent war aber nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen.“ „Wie heißt?“ sagte er. „Kann ich mit einem Menschen anfangen, Pne Jehoschua zu lernen, wenn er in seinem Leben nicht ein Stückchen Mischna gelernt hat? Um Kabbala zu verstehen, muß man eine gründliche Vorbereitung haben, und muß einen Lehrer gehabt haben, der etwas verstanden hat.“

„Wollen wir darüber nicht streiten!“ sagte Max etwas unwillig. „Jeder mag sich seinen Weg aussuchen. Ich habe da gerade eine Abhandlung über die Frage gelesen, ob der Vater eines am Erew Pessach geborenen Erstgeborenen schon an diesem Tage fasten müsse, und wurde von dieser Kleinigkeitskrämerei so angewidert, daß ich mich lieber mit der Phantasterei des Zohar beschäftige. Da ist doch wenigstens mehr Gemüth darin, als in den rubbinischen Advokatenkniffen.“

„Aeso!“ rief Marderpelz gedehnt, indem er die Unterlippe kräuselte, die Augen weit aufriß und die Handflächen nach außen öffnete. „Aeso! das ist, was die heutigen Prediger darauf aus sind. Es ist Alles ä Schtuß! Unsere Weisen sind lauter beschränkte Köpp' gewesen und ä Gesetz kann sich ä jeder machen wie er will. Man laßt ä jeden nach seiner Fakon selig werden. Auf was brauch man, entschuldigen Sie mir schon, ä Prediger? Geht man doch gleich zu die epische Kultur. Sehen Sie,“ fügte er mit dem Tone starken Selbstbewußtseins hinzu, „wenn unsereiner ist auch nicht auf den Gumina-sum gegangen, weiß man doch, was sich in der Welt thut.“

Der alte David Löb, der die ganze Zeit hindurch emsig sein Tikun heruntergebetet hatte, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern, war durch die heftig gesprochenen Worte seines Schwiegersohnes gestört worden und warf, immer weiter murmelnd, einen unwilligen Blick auf die Beiden, indem er mit einem Finger auf die Anderen, die sich in der Synagoge langsam versammelt hatten, wies, als wollte er sagen: „Wenn ihr die dem Studium geweihte Nacht durch Konversation profanirt, was sollen dann die Durchschnittsmenschen thun?“ Für Max war das eine willkommene Gelegenheit, mit einer beschwichtigenden Handbewegung dem disputationslustigen Vetter anzudeuten, daß man um des lieben Anstandes willen das Gespräch jetzt nicht fortsetzen könne. Er nahm seine Kerze und sein Buch und zog sich damit in einen Winkel zurück. Mit Muße betrachtete er jetzt das Publikum. Es bestand aus zwölf, zumeist älteren Männern und zwei Knaben, die ein Mann in mittleren Jahren neben sich hatte, und eifrig beim Rezitiren des Tikun überwachte. Dieser Anblick fesselte eine Weile des Besuchers Aufmerksamkeit. Der Mann war nett gekleidet und machte einen viel moderneren Ein-

druck als alle Anderen. Die Knaben hatten langes, gelocktes Haar und trugen moderne Matrosenanzüge mit breiten Hemdkrägen; eine Erscheinung, die zu dem Ghetto-Milieu nicht recht passen wollte. Sein neugewonnener Freund Feiwel Lipschitz nickte über einem offenen Buche und mit Ausnahme zweier Greise, die gleich dem alten Vetter ihr Tikun abmurmelten, schienen alle Anderen recht gelangweilt.

Max selbst nickte ebenfalls bald über seinem Zohar, indem sich das Gelesene mit allerlei Träumen mischte, aus denen er mit einem jähen Schreck erwachte. Bald sah er sich seinem Großvater gegenüber, der ihm ob seiner Ketzerei eine Strafrede hielt, und schon dem Büttel winkte, der mit geschwungener Geißel beiseite stand, bald sah er Marderpelz auf dem Zeugenstand vor dem Synhedrin gegen ihn aussagen und bald tauschte der Vetter David Löb mit seinem Vater Bemerkungen über die schlechte Welt aus, die sich über Alles lustig machte. Eine kleine Weile konnte er sich wieder munter halten, als der Vetter laut die Mischna rezitirte: „Ganz Israel hat Antheil am jenseitigen Leben, denn es steht geschrieben: Dein Volk sind insgesammt Gerechte, auf ewig werden sie erben das Land, ein Reis meiner Pflanzungen, mein Händewerk zu meiner Verherrlichung." Dann stellte er sich vor den Vorbeterpult und rezitirte andächtig das Kaddisch mit dem Zusatzgebete für die Rabbinen und ihre Schüler und für Alle, die sich befassen mit der Thora in diesem und in jedem anderen Lande. „Möge ihnen zu Theil werden Friede, Gunst und Gnade, Erbarmen, langes Leben und reichlicher Erwerb und Erlösung durch ihren Vater im Himmel." Es lag eine rührende Innigkeit in dem Gebete trotz des Mechanischen der Uebung, und besonders war es ergreifend zu sehen, wie die beiden Knaben, von ihrem Vater angeleitet, mit echt kindlicher Andacht bei allen Absätzen mit Amen respondirten. Max sah dann mit Theilnahme zu, wie der Vater die Knaben auf die harte enge Bank niederlegte und jedem ein Kissen unter den Kopf schob, während er selbst gleich dem alten David Löb sich weiter in sein Tikun vertiefte. Die Natur machte ihre Rechte geltend und Max nickte immer wieder, von Zeit zu Zeit durch unangenehme Träume aufgeschreckt, ein.

Endlich fühlte er sich am Arme angestoßen. Marderpelz stand neben ihm. „Sie müssen doch schon den Zohar ausgelernt haben!" sagte er höhnisch. „Ich meine, es ist schon Tag." Max war gerade dabei, eine unwirsche Antwort zu geben, als der alte David Löb sich erhob und sagte: „Ich will einmal sehen." Darauf ging er hinaus, kehrte sofort wieder und sagte: „Geht's euch waschen. Wir werden sogleich oren," und zu dem Vater der beiden Knaben gewendet, sagte er: „Chone, weck' Salomon, laß ihn Hände und Gesicht waschen, daß er uns die Broches vorsagt." Dann ging er selbst in die Vorhalle, ließ aus dem steinernen Waschbecken mittels des primitiven Holzzapfens Wasser auf seine Hände laufen und ging auf seinen Platz zurück.

Die beiden Kleinen kamen ebenfalls zurück und der Aeltere stellte sich ganz munter auf den Almemar in der Mitte der Synagoge und begann mit klarer Stimme die Segenssprüche: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der uns das Waschen der Hände geboten hat; gepries-

sen seiest du, o Herr, der du den Menschen so wundervoll geformt hast, Preis dir, der du wunderthätig heilest alle Gebrechen. Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns geboten hast zu forschen in den Worten der Lehre." Darauf fiel die Gemeinde unisono mit den Worten des Priesterfegens und mit der Aufzählung der Kardinaltugenden nach der rabbinischen Lehre ein: „Dieses sind die Pflichten, deren Ausübung dem Menschen Glück in dieser Welt und Heil in der jenseitigen verbürgt: Ehrfurcht vor den Eltern, wohlthätige Werke und das Studium der Lehre." Dann fuhr der Kleine mit dem Morgengebete fort und es klang dem aufmerksamen Zuhörer besonders rührend, als der Kleine sagte: „Mögest du, o Gott unserer Väter, in deiner Gnade uns heimisch werden lassen in deiner Lehre, uns festhalten lassen an deinen Geboten, führe uns nicht in Sünde oder in Versuchung, bändige unseren Willen, daß er sich dir unterwerfe, laß uns Gunst und Liebe finden in deinen Augen wie in den Augen aller, die uns begegnen; Preis dir, o Herr, Wohlthäter seines Volkes Israel!"

Mit strahlendem Gesichte verließ der Kleine seinen Platz, und nach einer kurzen Pause trat der alte Vetter, ganz in den Tallis gehüllt vor den Pult und begann das Morgengebet. Seine Stimme war übernächtig und sonst ein wenig schwach, aber es lag doch eine tiefe Religiösität in der Art, wie er die Psalmen rezitirte, es klang wie der Triumphruf des Frommen, den sein Glaube über alles Ungemach der Welt hinweghebt, wenn er kantillierte: „Der Herr erlöst die Seele seiner Frommen und sie fallen nicht in Schuld, die auf ihn vertrauen."

Die Abspannung der durchwachten Nacht äußerte sich jedoch bald wieder und Max kämpfte mühsam gegen seine Schlaftrunkenheit, bis eine Pause seine Aufmerksamkeit wieder weckte. Der Vater der zwei Knaben war auf die oberste der zur Bundeslade führenden Stufen getreten, um den Priesterfegen zu sprechen. Max sah verwundert auf Marderpelz, der ihm zur Seite stand. Dieser, seine Gedanken errathend, kam seiner Frage zuvor und sagte: „Der Schwäher laßt nicht duchenen, weil die hiesigen Kohanim sich nicht jüdisch führen und man ihnen nicht trauen kann, daß sie vor dem Segen nichts genießen, nur heute und an Jom-Kippur erlaubt er es. Der Chone ist übrigens, soweit ein Amhorez kann, ein ganz ehrlicher Jüd'. Sie haben ja auch gesehen, wie schön sein Jüngel die Broches sagen kann. Ich hab' mit ihm gelernt," setzte er selbstbewußt hinzu.

„Sie können sich zu Ihren pädagogischen Erfolgen gratulieren," sagte Max, um auch wieder einmal etwas Freundliches zu sagen. Dabei fesselte es seine Aufmerksamkeit, wie der alte Vetter sein von dem Tallis verhülltes Haupt so neigte, daß es gerade unter den ausgestreckten Händen des Segnenden war. Da war denn doch gesunde Zohar-Religion, der inbrünstige Glaube an das Mysterium der den Nachkommen Arons verliehenen Macht, die von den Händen des Segnenden herabströmte. Er hatte jedoch nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Die Thoravorlesung begann und er wurde mit Ehren überhäuft. Erst mußte er die Thora herausnehmen, dann die Haphtara rezitieren, dann wieder die Thora anziehen, und das Ganze erschien ihm

wieder furchtbar mechanisch. Nur der aramäische Hymnus, der der Thoravorlesung vorangeht, vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Da war denn doch wieder gesunder Mystizismus in der Schilderung des Kampfes zwischem dem Leviathan und dem Behemoth, dem Gott ein Ende bereitet, indem er den Leviathan schlachtet, ihn den Frommen zum Mahle vorsetzt nebst dem Weine, den er seit den Schöpfungstagen aufbewahrt hat, und sie in Zelten ruhen läßt, die er aus der Haut des Leviathan bereitet hat. Das thut nach einer durchwachten Nacht wohl. Doch war er von Herzen froh, als der Gottesdienst zu Ende und er um vier Uhr morgens sich müde auf das Bett werfen konnte, wo er, ohne Schlaf zu finden, drei Stunden lang ruhte.

---

13. Kapitel.

Am guten Ort.

Max begann zu fühlen, daß er die Macht seiner romantischen Neigungen überschätzt hatte. Schon die durchwachte Nacht hatte ihn auf das Aeußerste abgespannt. Dazu kam während der beiden Tage das eintönige Leben, vertheilt in Synagogenbesuch, Essen und Schlafen. All das hatte ein so pedantisches, aufgezwungenes, durch Korporaldisziplin geregeltes Gepräge, daß er bereits bereute, sich die Festtage für den Besuch bei dem alten Onkel ausgewählt zu haben. Mit schwerem Kopfe und müden Knochen hatte er sich am ersten Morgen erhoben. Marderpelz erwartete ihn und nahm ihn nach Hause. Da hieß es wieder, den Segen sprechen und essen. Die Kousine hatte sich alle Mühe gegeben, ihren Haushalt in dem glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen. Kuchen, bei denen das Fett verschwendet war, und Chokolade, bei der wieder Rahm in reichlichem Maße zugesetzt worden war, wurden ihm aufgedrängt. Das Silberservice wurde hervorgeholt, jedes einzelne Stück wurde mit dem Namen seines Spenders und dessen Verhältniß zur Familie präsentirt, die Möbel, die Wäsche und das Porzellan gezeigt; hunderte von Fragen über die Art des Haushaltens in Amerika wurden gestellt und dazwischen immer die Aufforderung, doch mehr zu essen, und die auf Komplimente berechneten Ausrufe des Bedauerns, daß das Festessen dem Gaste nicht munden müsse.

War das endlich überstanden, hieß es wieder in die Synagoge gehen, noch einmal zur Thora gerufen werden und allerlei Ehren entgegennehmen. Marderpelz wollte sich offenbar dem Gaste in seiner ganzen Glorie zeigen nnd produzierte alle erlernten Weisen sowie eigene Kompositionen, aber er fand nicht mehr das dankbare Publikum vom letzten Abend. Sei es, daß der Reiz der Neuheit geschwunden war, sei es, daß die Affektation zu sehr hervortrat, Max fand den Vortrag geziert und über die Maßen ausgedehnt. Er war herzlich froh, als der Gottesdienst zu Ende war. Nun ging es aber wieder an das Essen, trotz des reichlichen Frühstücks und trotzdem der Magen sowie der ganze Körper im höchsten Grade der Ruhe bedürftig war. Nun kamen wieder die endlosen Nöthigungen zu jedem einzelnen Gerichte, das

Bedauern, daß in Folge der lange anhaltenden kalten Witterung die Gänse in diesem Frühjahr in ihrer Entwicklung zurückgeblieben seien; die Fragen, ob es auch in Amerika Gänse gebe, ob man sie selbst mäste oder gemästet kaufe, endlich die fortwährenden Angriffe des Gastgebers auf die modernen Rabbiner, ihre Unwissenheit und Religiosität. Max war herzlich froh, daß ihm die durchwachte Nacht den Vorwand gab, mit Rücksicht auf sein Ruhebedürfniß sich sofort nach dem schwarzen Kaffee entfernen zu dürfen. Nach einem dumpfen Schlafe, immer noch mit schwerem Kopfe erwacht, erhielt er die Einladung des alten Onkels, ihn zum Minchagottesdienst zu begleiten. Zurückgekehrt, fand er die alte Muhme Bele beschäftigt, einen Vesperkaffee vorzubereiten und es bedurfte des ganzen Aufgebots seiner Lungen- und Willenskraft sowie des Sukkurses von Seiten des alten Vetters, um dieses Verhängniß abzulenken. Hätte ihn die Rücksicht auf den alten Onkel nicht zurückgehalten, er wäre sofort abgereist. So mußte das Martyrium bis znm Abend des folgenden Tages ertragen werden.

Am zweiten Tage nach Tische hielt es ihn nicht länger. Die Länge des vormittägigen Gottesdienstes, die wiederholte Festmahlzeit, die Eintönigkeit der Gespräche, die sich fast ausschließlich um die armseligen Ereignisse des Gottesdienstes und die Qualität der gebratenen Gänse drehten, hatten ihn in einen Zustand dumpfer Verzweiflung versetzt. Unter dem Vorwande, sich ein wenig im Städtchen umsehen zu wollen, entfernte er sich nach Tisch, froh, wieder mit sich allein sein zu können. In der Stille des Frühsommertages fühlte er sich neubelebt.

Die Natur hatte ihr Festkleid an. Linden und Akazien standen in voller Blüthe und strömten ihre berauschenden Wohlgerüche aus. Die grünen Saatfelder prangten in reicher Fülle und blaue Kornblumen lachten ihn fröhlich an. Neugierig von den Blicken vereinzelter Bauern verfolgt, die in Kartoffeläckern emsig arbeiteten und denen ein fremdes Gesicht eine ungewöhnliche Erscheinung war, bog er von der Straße in einen vernachlässigten, von Unkraut überwucherten Fahrweg ein und befand sich bald einer morschen Thüre gegenüber, die lose in verrosteten Angeln hing. Ein mäßiger Ruck öffnete sie und Max befand sich auf dem alten Gottesacker. Es war ein viereckiger Platz ohne Wege und ohne sichtbaren Plan. Ueberall ganz oder theilweise eingesunkene Grabsteine, von hochaufgeschossenem Grase bedeckt oder hinter wildem Buschwerk verborgen. An einer Ecke war eine eingemauerte Steinplatte sichtbar, die die Inschrift trug: „Platz der Frommen.“ Hier zog ein Grabstein seine Aufmerksamkeit auf sich, der etwas größer und massiver als die übrigen, aber sonst an Gestalt und Material von den anderen nicht verschieden war. „Geschwunden ist die Herrlichkeit und geblieben ist der Jammer,“ las er auf dem Kopfe des Steines. „Hier liegt verborgen das sterbliche Theil des Gesetzeskenners, des scharfsinnigen, belesenen Mannes, der heimisch war in allen Gemächern der Thora, der von den Geboten Gottes auch das Kleinste nicht unbeachtet ließ, der die Nächte zum Tage machte, um in der Lehre zu forschen; er ist der Lehrer aller Kinder des Exils, Rabbi Jekuthiel Menachem Mendel aus Bobrczyk. Das Andenken des Gerechten und Heiligen sei gesegnet auf ewige Zeiten.“

Max schüttelte unwillig den Kopf. Vor Allem verdroß ihm die Geschmacklosigkeit, einen Kalauer auf einem Leichensteine anzubringen, denn die einleitenden Worte, einer talmudischen Bestimmung aus den Speisegesetzen entnommen, bedeuteten eigentlich: „Die Leber fehlt und die Galle ist zurückgeblieben.“ Dann verdrossen ihn die furchtbaren Uebertreibungen. Es liegt doch etwas Orientalisches in uns Juden, dachte er bei sich, das sich in maßlosen Hyperbeln ausdrücken muß, oder es ist die Enge des Ghettolebens, das die alltäglichsten Ereignisse als welterschütternde Katastrophen ansehen lernt. Mit aufrichtiger Rührung hingegen betrachtete er die kleinen Steine, welche auf dem Rande des Grabsteins lagen und die wohl der alte Onkel bei seinen alljährlichen Besuchen am Jahrzeitstage dort niederlegte. Wer konnte es wissen, welchem Aberglauben oder uralt heidnischem Kult dieser Gebrauch entstammte? Vielleicht war er ein rudimentäres Ueberbleibsel aus der Zeit, als man den Geistern der Abgeschiedenen Altäre errichtete. Wenn auch! Dem alten David Löb war es ein Ausdruck der Pietät, der schönsten Tugend des Ghettos, welche uns die Dankbarkeit gegen diejenigen lehrt, die unsere Individualität und unsere Kultur aufgebaut haben, und so uns vor der gefährlichsten Krankheit des modernen Lebens, vor Selbstüberschätzung und Gemüthsverrohung schützen. So hatte er es über ein halbes Jahrhundert geübt. Wie lange noch — und auch David Löb schlummert unter dem Rasen. Sein Sohn wird ihn nicht so lange überleben, als er seinen Vater überlebt hat, und sein wie seines Vaters Grabstein werden in den Boden versinken so wie die hunderte Anderer, nach denen niemand fragt, deren Inschrift verwittert ist, und die, wenn sie leserlich wäre, bei Niemandem mehr ein Gefühl wecken würde.

Max las zerstreut die Inschriften auf den Steinen in der Nähe des Grabes seines Großvaters, ohne an dem Gelesenen ein tieferes Interesse zu nehmen.

Indem er sich zum Verlassen des Platzes anschickte, fiel sein Blick auf einen Mann, der gebeugt an einem Grabe in einem entgegengesetzten Winkel des Friedhofes stand. Der Grabhügel war sorgfältig gewölbt, der Grabstein, eine einfache Platte, durch eine leichte Untermauerung in aufrechter Stellung erhalten. Blumenschmuck fehlte vollständig. Max betrachtete den Mann aufmerksam. Es war Feiwel Lipschitz, der sich ihm am ersten Festabende in der Synagoge vorgestellt hatte. Max konnte den Begräbnißplatz nicht verlassen, ohne von dem einsamen Besucher bemerkt zu werden, der ihn wohl auch bei seinem Eintritt gesehen hatte. So entschloß er sich denn, obwohl zur Anknüpfung eines Gespräches nicht gestimmt, an ihn heranzutreten.

„Gut Jontew, Herr Lipschitz!“ begann er, indem er dem alten Manne die Hand reichte. „Das ist wohl ein ungeeigneter Tag zu einem Besuche an diesem Orte, und mein Vetter David Löb würde uns Beiden wohl eine gründliche Lektion geben, wenn er erfahren würde, wie wir den Festtag durch den Besuch dieses traurigen Ortes entweihen.“

Lipschitz schüttelte still den Kopf. „Von mir weiß er es längst, daß ich jeden Jontew hier bin und hat es aufgegeben, mir darüber Vorwürfe zu machen.“

Max las die Inschrift auf dem Grabstein, die ihm berichtete, daß in diesem Grabe die vor etwa fünfunddreißig Jahren verstorbene Gattin des vor ihm stehenden Mannes ruhe.

„Das ist also das Grab Ihrer Frau," sagte er theilnahmsvoll.

Der Angeredete nickte stumm.

„Und Sie haben nie wieder geheirathet?" fragte Max.

„Nein!" war die Antwort. Vielleicht wäre es richtiger gewesen. Vielleicht nicht. Wenigstens hat sich bei mir die Ueberzeugung gebildet, wenn mir einmal der Gedanke kam, ich könne nie wieder ein glückliches Eheleben führen. Nun bin ich lange über die Jahre hinaus und habe auf nichts mehr zu hoffen, als daß ich mit meiner Zipora wieder vereinigt werde. Wenigstens müssen wir es glauben, und es schadet nichts, so lange es uns tröstet. Wenn man uns damit getäuscht hat," fügte er bitter lächelnd hinzu, „schadet es auch nicht. Wir werden es ja nicht gewahr werden."

„Haben Sie keine Kinder?" fragte Max etwas beklommen.

„Ich hatte einen Knaben," war die Antwort. „Er wäre etwas älter als Sie, wenn er am Leben geblieben wäre. Sein Tod war die Quelle meines Unglücks. Nun, es ist schon lange her, und so lange als es gedauert hat, wird es nicht dauern," setzte er wieder mit seinem bittern Lächeln hinzu. Dann rupfte er eine handvoll Gras von dem Boden und streute es über den Grabhügel.

„Nehmen Sie mir das nicht übel," sagte er, zu Max gewendet. „Ich glaube zwar nicht, daß Sie es mit diesen Dingen so genau nehmen wie Ihr gottseliger Vater oder Reb David Löb. Sonst wären Sie wohl heute am Schabbes und Jontew nicht auf dem Gut' Ort'. Die heutige Welt ist anders und soll anders sein. Ich habe das schon dem Marderpelz gesagt, der mir immerfort Moral predigen will. Wenn ein junger Mensch mir solche Frömmigkeit vormacht, ist er ein Narr oder ein Heuchler. Er hat mir einmal zugesehen, als ich dasselbe that, was Sie mich heute thun sehen, denn er liebt es, den Leuten nachzuschleichen und zu spionieren — es sollte mich wahrlich wundern, wenn er Ihnen nicht nachgeschlichen ist —. Ich habe ihm auf seine lange Predigt ruhig gesagt: „Wenn Gott mich bestraft, weil ich mich am Schabbes an mein armes Weib erinnere oder, weil ich ein paar Grashalme ausraufe, so würde ich nicht mehr von ihm denken, wie ich von dem Gensdarmen denke, der den armen Kiwe arretirte und in Strafe brachte, weil er in seinem Waarenbündel fertige Hemden hatte, für die er keine Lizenz besaß. Sie beleidigen sich doch nicht darüber!"

„Nicht im Mindesten!" erwiederte Max. „Mir ist der Herr auch nicht sehr sympathisch, obwohl er der Gatte meiner Kousine ist."

„Habe ich's errathen?" begann Lipschitz wieder, indem er mit dem Finger über die Friedhofsmauer wies. „Dort haben Sie ihn, den Zadik! Sobald ich den Blick dahin gewendet habe, hat er sich umgekehrt. Der ist Ihnen nachgeschlichen, und jetzt wird er Reb David Löb den Kopf warm machen und sich mit seinem Urtheil rühmen, weil er immer die heutigen Rabbiner als gottlos erkannt hat. Der Alte kann ihn auch

nicht leiden, aber, wie schon derartige Menschen sind, bedankt er sich bei Gott, daß er einen Schwiegersohn hat, der den Sabbath nicht verletzt und sich nicht mit dem Messer rasiert."

Damit wandte er sich dem Ausgange zu und lud Max ein, ihn zu begleiten. „Ich will Sie auf einen schönen Weg durch die Weingärten führen. Es ist wohl ein kleiner Umweg, aber er ist viel angenehmer als die staubige Landstraße."

„Ich will es recht gerne annehmen," erwiederte Max, „wenn Sie sich dabei kein Opfer auferlegen. Mir schien es, als suchten Sie die Einsamkeit, da Sie doch sonst wohl kaum sich heute an diesen Ort verirrt hätten."

Der Angeredete schüttelte traurig den Kopf.

„Im Gegentheil!" sagte er. „Ich hätte Sie gerne besucht, denn ich habe mehr Interesse an Ihnen, als Sie wissen können, aber in Gegenwart von Reb David Löb könnte man doch nichts sprechen, besonders, wenn der Marderpelz dabei ist, und so ließ ich es lieber sein. Man wird Ihnen vielleicht gesagt haben, daß ich ein Menschenfeind bin —"

„Gott bewahre!" betheuerte Max, „Ich weiß überhaupt nicht, ob wir von irgend etwas Anderem gesprochen haben, als vom Beten und von den jungen Gänsen."

„Ich sagte es nicht, um mich zu beklagen," begann Lipschitz wieder. „Sie denken so von mir und ich verarge es ihnen nicht. Es sind hier so wenige Leute, und jedermann ist nicht gerade so, daß ich mit ihm gerne umgehe. Der einzige, der zu mir kommt, ist Mendel, der eben nichts Anderes zu thun hat, und er ist auch nicht mein Geschmack. Nehmen Sie mir es nicht übel, er ist Ihr Kousin, aber er ist ein beschränkter Mensch und, was mir noch viel unausstehlicher ist, er ist ein Egoist. Er denkt weder an Vater noch an Mutter, noch an irgend jemanden oder an irgend etwas als an sich. Ich bin ein alleinstehender Mensch, aber, was mich betrübt, ist, daß ich niemanden habe, an dem ich Antheil nehmen kann. Darum allein bedauere ich es manchesmal, daß ich nicht wieder geheirathet habe."

„Sie machen mich auf Ihre Geschichte gespannt, Herr Lipschitz," sagte Max, „und wenn es nicht unbescheiden wäre, würde ich Sie bitten, mir etwas darüber mitzutheilen."

„In unserem engen Zirkel giebt es kein Geheimniß. Jedes Kind würde Ihnen meine Geschichte erzählen, wenn Sie danach fragten," erwiderte Lipschitz, „und mir ist es ein Bedürfniß, sie Ihnen gerade mitzutheilen."

„Meine selige Frau war bei Ihrem Vater im Hause, wie ich Ihnen schon gesagt habe," begann Lipschitz nach einer Pause. „Sie war eine entfernte Verwandte von Ihres Vaters erster Frau und jung verwaist. Die Rebbezin war sehr leidend, und wie Ihre Stiefschwester Cheile geheirathet hat, nahm sie die Rebbezin ins Haus."

„Haben Sie schon Cheile besucht?" unterbrach er sich.

„Nein!" war die entschieden abgegebene Antwort. „Wir stehen nicht so miteinander, daß ich ihr einen Besuch schuldig wäre."

Lipschitz schien unangenehm überrascht. „Nun, in Familienangelegenheiten kann sich ein Fremder nicht mischen," sagte er. „Ich dachte nur gerade, weil es ihr schlecht geht, wird sie darauf rechnen, daß der Bruder aus Amerika.... nun, ich meine.... sie besuchen wird. Ihr Mann ist beinahe ganz gelähmt und stocktaub; die Söhne sind in der Welt, keiner taugt etwas, und die Tochter, die zu Hause ist, ist halbblöde; kurz, sie ist ein großer Rachmones."

„Das thut mir leid!" erwiederte Max. „Viel zu leisten, bin ich leider nicht im Stande, und das Wenige, was ich ihr geben kann, will ich ihr schicken. Sie persönlich aufzusuchen, fühle ich mich nicht gestimmt. Es ist ihre Schuld, wenn ich, wie meine Freunde sagen, eine Verbitterung ins Leben mitgenommen habe, die mich das Gute nicht recht genießen und das Böse doppelt hart empfinden läßt. Sie wissen wohl, daß ich nach dem Tode meiner Mutter zu ihr in Pflege gegeben wurde. Ich kann heute noch nicht ohne Erbitterung daran denken, wie sie mir alle Tage vorrechnete, daß sie bei dem allerdings geringen Kostgelde, das die Gemeinde für mich bezahlte, an mir Schaden habe. Das kann Einem niemand nachfühlen, was es bedeutet, wenn man als achtjähriges Kind bei jedem Bissen Brod hören muß: „Du frißt mich arm!" Oft genug habe ich meinen Hunger unterdrückt, weil ich mich vor den bösen Reden gefürchtet habe, die ich immer erhielt, wenn ich, von der Schule kommend, um einen Apfel oder um ein paar Nüsse bat. Als ich einmal mit knapper Noth dem Tode durch Ueberfahrenwerden entgangen war und blutend nach Hause gebracht wurde, hatte sie an nichts Anderes als an meine zerrissenen Kleider zu denken, und daran, daß sie in dem ersten Schrecken vergessen hatte, das Fleisch vor dem Salzen in's Wasser zu legen. Dafür that sie denn reichlich Buße durch Fasten und durch Beten an den Gräbern, aber die Mißhandlungen, die ich von ihr zu erdulden hatte, und die Beschimpfungen meiner armen Mutter, die ich alle Tage zu hören bekam, verursachten ihr nicht die geringsten Gewissensbisse. Glücklicherweise war der Unfall, der mich beinahe das Leben gekostet hätte, der Anlaß zu einer Wendung in meinem Geschicke. Der Lehrer Vogel, der immer ein großes Interesse an mir genommen hatte, kam gerade ins Haus, als Cheile über meine zerrissenen Kleider und über ihre Sünde beim Fleischsalzen jammerte und meine Mutter verwünschte. Das verletzte ihn so sehr, daß er mich in sein Haus nahm. Es ist eine meiner schmerzlichsten Enttäuschungen, daß ich ihn nicht mehr unter den Lebenden finde."

Max hielt inne, und seine thränenfeuchten Augen bewiesen seine innere Erregung. Es dauerte eine Weile, bis er seiner Erregung so weit Herr wurde, um weiter zu sprechen.

„Wie geht es seiner Tochter? Wissen Sie es vielleicht? fragte er.

„Ich komme wenig unter Leute und kümmere mich nicht um das, was in der Gesellschaft vorgeht," war die Antwort. „Doch weiß ich zufällig, daß sie verheirathet ist und ein Mädchen hat. Ihr Mann ist aus einer Bernstädter Familie und, wie man sagt, sehr vermögend. Er hat eine Fabrik von Baum-

wollstoffen in Wannburg, lebt aber in der Hauptstadt. Sie hat sich nicht leicht entschlossen, ihn zu heirathen, denn er ist ein Krüppel, hat ein Bein so kurz, daß er immer auf Krücken gehen muß; aber als er sich um sie bewarb, war ihr Vater schon ein sehr kranker Mann, er litt an einem Kehlkopfkrebs und wußte, daß seine Tage gezählt seien. Da war es begreiflicherweise sein heißester Wunsch, sein einziges Kind versorgt zu sehen, und sie fügte sich. Wie ich höre, sollen sie übrigens ganz glücklich mit einander leben."

„Wenn er gelebt hätte," sagte Max nach einer Pause, „hätte ich sicherlich die Reise nach Bernstadt gemacht, aber, wie jetzt die Dinge liegen, habe ich kein Interesse mehr an dem Orte, der nur trübe Erinnerungen in mir erwecken würde."

„Werden Sie nicht einmal das Grab des gottseligen Vaters besuchen?" fragte Lipschitz im Tone sichtlichen Befremdens.

Max schüttelte stumm den Kopf. „Ich bin," sagte er nach einer Weile, „hieher gekommen, um den alten Vetter Dowid Löb zu besuchen; ich würde tagelang zu Fuß wandern, um meinen Vater kennen zu lernen, aber an seinem Grabe fühle ich mich ihm nicht näher, als in meiner Studierstube in New York. Stünde ich heute dort, müßte ich unwillkürlich an Cheile denken, wie sie damals, als ich den Unfall erlitt, an denselben Platz eilte, um des Vaters Fürbitte zu erlangen, damit ihr die Sünde des Fleischsalzens ohne vorheriges Wässern verziehen werde. Dabei müßte ich mir dann wieder denken, daß mein Vater ihr durch die Erziehung, die er ihr gab, eine solche Lebensauffassung beibrachte, daß sie eine unwissentliche Uebertretung der Speisegesetze für ein Unglück ansah und in einem Athem ein Waisenkind, ihres eigenen Vaters Kind, mißhandelte und ihres Vaters verstorbene Gattin verwünschte. Dieser Gedanke würde mir die pietätvolle Gesinnung zerstören, die ich gegen meinen Vater hege."

„Sie thun Unrecht!" sagte Feiwel Lipschitz mit feierlichem Ernste. „Ihr gottseliger Vater ist ein edler Mensch gewesen, einer von denen, wie man sie heute nicht mehr unter den Rabbinern findet. Geld war bei ihm gar nichts. Was ihm die Rebbezin gelassen hat oder, was er bekommen hat, ohne daß sie es wußte, hat er an arme Leute vertheilt; heute ist das anders."

„Kennen Sie meinen Freund Steinbach?" unterbrach in Max.

„O ja, sehr gut," war die Antwort. „Der ist allerdings eine Ausnahme. Davon habe ich selber eine Probe erlebt. Ich war bei einer Hochzeit, bei der er die Trauung vollzogen hat, und wollte ihm, wie es üblich ist, ein Geldstück geben, er wies es aber auf das Entschiedenste zurück und, als ich mich entschuldigte und sagte, ich wollte ihm nur meine Verehrung beweisen, sagte er: „Wenn Sie Ihr Geld durchaus los sein wollen, geben Sie mir es für einen armen Studenten." Ich wollte es ihm übergeben, er nahm es aber nicht an; ich mußte es durch die Post an den jungen Mann schicken."

„Nun sehen Sie," fiel Max lächelnd ein, „die Welt ist doch nicht so vollständig degenerirt."

„Das ist doch ein großer Unterschied!" sagte Lipschitz kopfschüttelnd. „Herr Doktor Steinbach ist ein vermögender, kinderloser Mann. Seinen

Gehalt schickt man ihm alle Monate auf die anständigste Weise in's Haus und sonst führt er ein ruhiges, bequemes Leben, aber Ihr Vater hat seine vier Gulden die Woche gehabt und war auf die paar Groschen angewiesen, die ihm die Leute zu den Festtagen gegeben haben. Schließlich, welches Leben haben diese Leute geführt! Um vier Uhr morgens aufgestanden; zwei Mal die Woche gefastet; einen Spaziergang hat man sich gar nicht gegönnt. Dabei hat er an sich und an seine Kinder vergessen, wenn er gesehen hat, daß einer seiner Bocherim Noth leidet. Ihm ist Cheile nicht ähnlich, die ist nach ihrer Mutter gerathen, der Rebbezin Kröndel, den Rebbens Kren, wie Schemarje Chasen sie zu nennen pflegte."

„Wir gerathen auf etwas Anderes," unterbrach Max, „und Sie versprachen mir doch, die Geschichte Ihrer Frau zu erzählen."

„Ja wohl," sagte Lipschitz. „Es war eben durch die Erwähnung von Cheile, daß ich den Faden verloren habe. Die Rebbezin Kröndel war eben eine Verwandte meiner Frau. Was für eine Art Verwandtschaft das war, weiß ich selbst nicht; es würde Sie auch nicht interessiren. Als Cheile heirathete, kam meine Frau, die noch ein ganz junges Mädchen war, in's Haus, um der Rebbezin, die sehr kränklich war, in der Wirthschaft zu helfen. Sie hat viel leiden müssen, und der Rebbe hat immer gesagt: „Gott wird Dir es einmal noch vergelten, was du thust." Ich war damals bei einem Pferdehändler in Bernstadt in Dienst und pflegte oft in's Haus zu kommen, um Aufträge zu bestellen, die mir Leute auf den Märkten für den Rabbi gegeben haben. Meistens waren es Bitten, daß der Rebbe für Kranke beten soll, und wie es schon geht, denn er war in der ganzen Gegend wie ein Heiliger verehrt. So bin ich mit meiner Seligen bekannt geworden. Gehabt haben wir Beide nichts, aber wir waren jung und genügsam, und ich habe gar keinen Kummer gehabt, wie ich mich ernähren würde. Meine Frau wollte aber nicht heirathen, weil die Rebbezin damals schon ganz hilflos war. Der rechte Arm war ganz gelähmt und auch die Zunge war theilweise gelähmt, so daß man sie nur schwer verstehen konnte. Schließlich war sie sechs Monate ganz bettlägerig, und der gottselige Vater sowie mein armes Weib haben furchtbar leiden müssen. Ich habe wiederholt gesagt, es sei übertrieben, so ihr junges Leben zu opfern, aber sie wollte nichts hören. Kurz, sie hat ausgehalten, bis die Rebbezin gestorben war und der Rebbe Ihre gottselige Mutter geheirathet hatte. Der Rebbe hat uns getraut und meine Frau noch besonders gebenscht, — ich erinnere mich dessen, als wenn es gestern gewesen wäre — indem er sagte: „Dir wird Gott nicht vergessen, was du an mir gethan hast, und die Rebbezin Kröndel wird alle Tage für dich beten, daß dir Gott, gelobt sei er, Gutes thun soll für das, was sie dir Leides gethan hat."

Lipschitz hielt bewegt inne und hatte offenbar Mühe, seine innere Erregung niederzukämpfen. Es dauerte eine Weile, bis er wieder beginnen konnte.

„Es ging mir damals sehr gut," fuhr er fort. „Die Eisenbahn wurde gebaut und man brauchte viel Pferde, Last- und Kutschenpferde. Man war in jener Zeit nicht so genau wie heute, den Beamten sah man nicht so scharf auf die Finger. Ich konnte meine Preise machen und, da ich den Ingenieu-

ren, die alle sehr flott lebten, immer Geld vorstreckte, waren sie alle meine Freunde. Schließlich habe ich nichts Unrechtes gethan. Ich habe nie eine falsche Angabe gemacht und nie einen Fehler bei einem Pferde verschwiegen, jedoch habe ich guten Profit genommen. Kurz, als ich zwei Jahre verheirathet war, hatte ich mein Haus gekauft und besaß noch ein kleines Vermögen. Noch im ersten Jahre unserer Ehe wurde uns ein Knabe geboren. Es war ein schönes, kräftiges Kind. Alle Eltern denken natürlich, ihre Kinder seien die schönsten und klügsten, und es kommt ja darauf gar nicht an, ob es so ist; die Hauptsache bleibt, daß man daran glaubt. Mein Jakob war auch wirklich ein bezauberndes Kind, und oft sprachen wir davon, meine Frau und ich, daß der Segen des Rebben sich an uns sichtbar erfüllt habe."

„Man soll sich aber über nichts zu sehr freuen. Eines Morgens wollte ich zeitig fort. Ich hatte eine große Lieferung für die Bahn und wollte nach Burghofen auf den Markt. Meine Frau wollte nun durchaus nicht zugeben, daß ich ohne Frühstück abreise; ich aber war sehr ungeduldig, lief in der Stube auf und ab und mag wohl ein bischen über die Weiber und ihre übertriebene Zärtlichkeit geschimpft haben. Meine arme Frau, die ein Engel an Geduld war, wurde ganz fassungslos, wenn sie etwas in der Eile thun sollte. Man soll aber nicht darüber grübeln; es war ein Verhängniß. Ja," fügte er mit feierlichem Tone hinzu, „wenn ich an gar nichts glauben sollte; eines lasse ich mir nicht ausreden: es giebt eine Bestimmung. Ich war ungeduldig und gerade fing das Kind an, unruhig zu werden und sie nahm es auf den Arm. Meine arme Frau wurde nun ganz verwirrt, lief bald von der Küche in die Stube, bald wieder von der Stube in die Küche, und da sie Alles recht schnell thun wollte, vergaß sie erst recht das Nöthigste. Da gewahrte sie, daß die Milch auf dem Heerde überlaufen wollte und lief rasch herzu, aber zu spät. Wie sie den Topf erhob, lief die siedende Milch über und verbrühte das Kind am Körper und die Mutter am Arme. Das arme Kind that nur einen Aufschrei und ich, in dem ersten Schrecken verlor ganz meine Fassung und schrie: „Du hast das Kind umgebracht, du Mörderin!" Da habe ich gesehen, was eine Mutter kann. Trotzdem sie fürchterlich verbrüht war, dachte sie keinen Augenblick an sich. Mit einem Male hatte sie ihre ganze Fassung gewonnen. Sie trug das wimmernde Kind nach seinem Bette, hatte in der kürzesten Zeit Baumwolle und Oel zur Hand und versuchte, ihm die Kleider auszuziehen. Da ich inzwischen doch ein klein wenig meine Fassung gewonnen hatte, wollte ich ihr helfen, ihren eigenen Arm zu verbinden. Sie wehrte mich aber sanft ab und sagte: „Ich habe mir gar nichts gethan, Feiwelleben, geh' nur zum Doktor, daß er um Goteeswillen gleich zu dem Kinde kommt." Ich versuchte, sie zu trösten, obwohl ich selbst das Kind verloren gab. Mein Wagen stand vor der Thüre; in einer Minute war ich beim Doktor, der noch nicht aufgestanden war, und in fünf Minuten war ich zurück. Wenn ich die ärgsten Sünden begangen hätte, ich hätte sie abgebüßt, als ich das arme Kind sah, wie mit den Kleidern ihm die Haut abgezogen wurde, und wie es unfähig, sich zu bewegen und zu sprechen, nur wimmerte. Wir wickelten es in ölgetränkte Baumwolle ein. Ich schickte sofort den Knecht nach der Stadt um einen anderen Arzt. Beide schüttelten den Kopf,

es gab keine Hilfe, sie versuchten meiner Frau zuzureden, ihren verbrühten Arm in die Schlinge zu legen, indem sie ihr die Gefahr eines Brandes vorstellten, aber keine menschliche Gewalt hätte sie von dem Bette weggebracht oder sie dazu bewogen, jemanden Anderen zur Pflege des Kindes zuzulassen. Zwei Tage hat das arme Kind gelitten, bis der Tod es endlich erlöste."

Lipschitz seufzte tief auf. „Was folgte," begann er wieder, „war noch schrecklicher. Ich war mir bewußt, dem armen Weibe ein schweres Unrecht zugefügt zu haben und versuchte, sie, so gut ich konnte, zu trösten. Es war aber Alles vergeblich. Ganze Nächte seufzte sie, ging unruhig in der Stube umher, saß stundenlang am Fenster und, wenn sie schon schlief, erwachte sie mit einem Aufschrei; sie hatte geträumt, sie werde als Mörderin verhaftet und zum Galgen geführt; und wenn ich dann sagte: „Laß' doch die Einbildungen sein; wenn das Unglück nicht bestimmt gewesen wäre, wäre es nicht geschehen. Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Gott wird uns ein anderes Kind geben und wir werden uns damit trösten;" schüttelte sie nur traurig den Kopf und murmelte: „Ich bin eine Mörderin, du hast es selbst gesagt, ich bin eine Mörderin." Ich durfte sie auch nicht berühren, ohne daß sie aufschrie: „Laß' mich, ich bin eine Mörderin!"

„Endlich wurde die Sache schlimmer. Sie fing an, bei Tage zu phantasieren. Sie schrie auf: „Siehst du, wie das Fleisch da herunterfällt! Oder: Man kommt sie holen! An den Galgen! Recht geschieht es ihr! Eine Mutter soll ihr eigenes Kind zu Tode martern! Der Galgen ist gar nichts! Sieden soll man sie, langsam in Oel sieden." Ich zog den Arzt zu Rathe. Er schüttelte den Kopf. Sie müssen sehen, sie auf andere Gedanken zu bringen. Wenn sie ein anderes Kind haben könnte, so wäre sie vielleicht heilbar. Ich erwiderte ihm, wie ihr Verhältniß zu mir sei, er rieth mir, es mit geistlichem Zuspruch zu versuchen.

„So ging ich denn zu Ihrem gottseligen Vater. Er war leidend und saß im Lehnstuhl. Ein ehrwürdiger Mann, etwa zweiundsechzig Jahre alt, obwohl er viel älter aussah. Seine Erscheinung hatte jedenfalls eine besänftigende Wirkung auf meine Frau geübt. Sie sprach ruhiger und zusammenhängender als sie seit dem Unglückstage gesprochen hatte. Der Rebbe redete ihr in seiner gütigen, stillen Weise zu. Er ist wirklich ein Heiliger gewesen. Er hat keinen Unterschied gekannt zwischen Arm und Reich; jedes Wort, das er gesprochen hat, ist ihm von Herzen gekommen. Was er gesagt hat, kann ich nicht wiedererzählen. Ich bin ein Amhorez und bin schon als Kind lieber auf dem Pferde gewesen wie auf der Schulbank. Ich weiß nur, er hat ihr gesagt, wie in der Gemoro von einem frommen Mann vorkommt, der zehn Söhne verloren hat und hat immer die Leute getröstet, die ein Kind verloren haben, und hat ihr gesagt, das Kind ist gut aufgehoben bei Gott, und Dowid Hamelech hat auch gesagt, wie ihm sein erstes Kind gestorben ist: „Was soll ich weinen? Ich werde einmal zu ihm kommen, aber er kommt nie wieder zu mir." Dann redete er ihr auch zu, daß sie ihr Verhältniß zu mir ändern müsse. Man darf einander nichts nachtragen, sagte er. Der Frieden zwischen Mann und Weib ist bei Gott theuerer wie die größte Mizwe. Du weißt selber, Zippora, fuhr er fort, ich habe müssen von der Rebbezin Kröndel

manches harte Wort hören. Sie ist nebbich krank gewesen; da kann man einem Menschen nicht jedes Wort nachzählen. Ich bete sie heute immer Mechile, wenn ich für sie ein Perek Mischnajos lerne, weil ich gewiß manchesmal ungeduldig geworden bin. So darfst du Feiwel auch nicht nachtragen, wenn er schon in der Aufregung ein Wort gesagt hat, was sich nicht gebührt."

„Mein armes Weib war ganz überwältigt, sie warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Nein, Rebbeleben, Feiwel hat mir gar nichts gethan, er ist der beste Mensch, den es giebt, ich verdien' ihn gar nicht. Der Rebbe ist ein Malech und will mich nur trösten." Dabei bedeckte sie, trotzdem er sich ihrer erwehren wollte, seine Hände mit Küssen. Ich hatte sie nie so gesehen und faßte große Hoffnungen auf ihre Genesung."

„Der Rebbe richtete sie auf und sagte: „Geh' ruhig heim, mein Kind, und leb' mit deinem Mann wie ein jüdisches Weib soll, und gieb extra Zedoko jeden Monat."

„Rebbeleben," schluchzte meine Frau wieder: „Ich habe schon gethan, was ich konnte. Ich habe jeden Faden von meinem guten Kind weggeschenkt und habe jeden Freitag auf sein Grab geschickt. Wenn nur Gott, gelobt sei er, mir verzeihen wird."

„Der Rebbe winkte begütigend ab. „Man darf nichts übertreiben," sagte er. „Spare dir etwas ab an deinem Essen und an deinen Kleidern, was du sonst gerne gehabt hast, und ich werde es nach Erez Israel schicken an Reb Nissen, der wird für dich beim Beß Hamikdesch und an Rochels Kewer beten, und Gott, gelobt sei er, wird dich stärken und trösten und dir andere Kinder geben."

„Meine Frau schien vollständig aufgerichtet. Sie trocknete ihre Thränen und sprach wieder mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Rebbe! Wenn ich nur wüßte, wie ich mir das bei Gott verdient habe!"

„Der Rebbe erwiederte ruhig: „Wir sind alle sündige Menschen und wissen nicht, wo und wie wir eine Sünde begehen, aber Gott sieht Alles und weiß am besten, was wir verdienen." Dann begann er sie anszufragen nach Verschiedenem, wie schon die alten Rabbonim waren, und es stellte sich heraus, daß sie gerade damals, als das Unglück geschehen war, in einem Zustande war, wo sich die Frau von dem Manne fernhalten soll, und sie hatte nicht nur in meiner Gegenwart das Essen für mich zubereitet, was nicht sein soll, sie hatte sogar mir die Kleider abgebürstet, was, wie der Rebbe sagte, eine ganz besonders schwere Sünde sei. „Siehst du," sagte er dann ganz ernst, „Gott weiß, was er thut!"

Lipschitz hielt eine Weile inne. „Diese Worte, die gewiß ganz gut gemeint waren," fuhr er fort, „wurden das Verhängniß. Die arme Frau schrack auf, wie wenn ihr jemand plötzlich einen Peitschenhieb versetzt hätte."

„Was!" schrie sie, „weil ich meinen Mann, der sich schwer plagt, um mich zu ernähren, der mich als ein armes Dienstmädchen geheirathet hat, einen kleinen Dienst erweise, soll mich Gott so hart strafen, wie man nicht eine Mörderin straft! Und wenn ich schon das verdient hätte, wie kommt das arme Kind dazu?" Sie fing wieder an laut zu schluchzen. „So ein süßes

Kind! Ob es mir nur einmal eine böse Stunde gemacht hätte. Und so einen Tod zu erleiden! Wenn jemand zehn Menschen umgebracht hat, hängt man ihn auf und vorbei ist es. So ein unschuldiges Wesen zwei Tage zu martern, so leiden zu lassen, wie das arme Kind gelitten hat, weil ich meinem Mann den Rock abgebürstet habe, nein, Rebbe, das kann Gott nicht thun, wenn er gerecht ist. Ich will dem Rabben sagen, wer das gethan hat, das hat der Satan gethan, und Gott kann das nicht verhindern, oder es giebt gar keinen Gott, sonst thät' er das nicht zulassen. Nein, der Rebbe ist ein Narr und wir sind alle Narren, wenn wir uns das einreden lassen."

„So hatte ich meine Frau nie gesehen, sie war immer schüchtern von Natur gewesen und besonders vor dem Rebben habe sie sich nie getraut, ein lautes Wort zu reden. Ich versuchte, ihr den Mund zuzuhalten und sie bei den Armen zu fassen, um sie auf den Stuhl niederzudrücken, aber sie hatte Riesenkräfte. Auf ihr Geschrei kam die Rebbezin herbeigelaufen und hatte Sie auf dem Arm. Sie waren damals, wie ich Ihnen schon gesagt habe, etwa sechs Wochen alt. Meine arme Frau sprang auf die Rebbezin mit einem Satze zu, daß ich sicher glaube, es wäre ein Unglück geschehen, wenn es mir nicht gelungen wäre mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte, sie so lange zu halten, bis die Rebbezin Zeit hatte, sich zu flüchten."

„Der Rebbe wird schon sehen," schrie die Arme in hellem Wahnsinn, „was es hilft, immer zu lernen und zu fasten. Ich bin jetzt vom Satan bestellt und es giebt kein' Gott und der Rebbe wird schon sehen, wer mehr weiß. Nicht der Rebbe und nicht die Rebbezin wird das Kind aufwachsen sehen. Herumstoßen wird man ihn in der Welt. So einen Sechus wird er genießen von seines Vaters Frömmigkeit."

Lipschitz unterbrach sich plötzlich und sah seinen Begleiter betroffen an, als fürchtete er, ihn durch diese Erzählung verletzt zu haben.

„Fahren Sie nur fort!" sagte Max.

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen," begann Lipschitz wieder. „Die Rebbezin hatte in ihrer Angst um Hilfe gerufen. Sie wollten meine Frau an den Händen fesseln, aber sie war wieder stille geworden und flüsterte nur: „Laßt mich, ich werde niemanden etwas thun." So brachte ich sie nach Hause, und sie war wirklich ganz still, aber sie sprach zu niemandem ein Wort und antwortete auf keine Frage, nur manchesmal murmelte sie ein paar unverständliche Worte, aber sobald sie merkte, daß man sie belausche, wurde sie wieder still. Beim Eisenbahnbau war ein sehr tüchtiger Arzt der sehr große Stücke auf mich hielt. Ich zog ihn zu Rathe, und er schüttelte bedenklich den Kopf. Es ist ein schwerer Fall von Melancholie, sagte er; besonders ist die Gefahr eines Selbstmordes im höchsten Grade vorhanden; sie muß unbedingt in eine Anstalt. Ich sträubte mich entschieden, meine Frau in ein Irrenhaus zu geben. Der Doktor zuckte die Achseln. Ich könnte sie zu einem Spezialisten schicken, aber ihre Frau ist nicht transportfähig, sagte er. Die Aufregungen der Reise würden gewiß schädlich auf ihren Zustand wirken. Ich bat ihn, den Professor kommen zu lassen. Der Doktor sah mich groß an. Ich sagte: Haben Sie keinen Kummer. Was er verlangt, werde ich bezahzahlen. Der Professor kam und sagte dasselbe, was der Eisenbahnarzt ge-

sagt hatte. Wenn eine Rettung möglich sein soll, muß die Frau in eine Anstalt. Ich sträubte mich wieder, und der Professor sagte: Wissen Sie was, wenn Sie es leisten können, geben Sie sie in eine Privatanstalt. Ich erklärte mich bereit. Er bemerkte kopfschüttelnd: Wissen Sie, daß das etwa zwanzig Gulden die Woche kostet? Herr Professor, was es kosten wird, sagte ich, werde ich bezahlen, so lange ich etwas habe und so lange Leute, die wissen, wer ich bin, mir leihen wollen. Ich ließ einen Wärter mit einem Krankenwagen kommen. Was soll ich Sie mit den Einzelheiten aufhalten? Eine Woche war es besser, dann wieder schlimmer, dann hieß es wieder, man kann nichts sagen, und so ging es ein ganzes Jahr fort. Gekostet hat es viel Geld, aber es war in meinem Geschäft wie ein Gottessegen. Was ich unternommen habe, ist geglückt. Endlich, es war Purim, bin ich wie gewöhnlich zu Ihrem gottseligen Vater gegangen und habe ihm Geld hingetragen mit der Bitte, er soll es an arme Leute vertheilen. Er hat mich gesucht zu trösten und hat mir versprochen, er wird für Zipora beten und wird in Erez Jisroel auch für sie beten lassen, wenn er das Purim-Geld für sie hinschickt. Er war damals schon sehr schwach, er hat an Asthma gelitten und seine Füße waren geschwollen. Ich habe gesehen, er hat nicht mehr viel Zeit. Genau acht Tage später ist er gestorben. Von seiner Beerdigung bin ich in die Anstalt gefahren, mein Weib zu besuchen. Ich habe sie sehr schwach gefunden. Sie hat fast den ganzen Tag im Bett gelegen und hat nur mit sich gesprochen. Ich habe versucht, ihr mitzutheilen, daß der Rebbe gestorben ist, obwohl ich einen Wuthanfall gefürchtet habe, nur weil ich wissen wollte, ob sie noch für etwas Theilnahme hat, aber sie hat mich nicht verstanden, ich glaube sogar, sie hat mich nicht erkannt. Der Doktor der Anstalt sagte selbst zu mir, ich sollte sie herausnehmen, sie sei zu schwach und zu apathisch, um sich oder jemand Anderem Schaden zuzufügen und so habe ich das gethan. Drei Monate darauf ist sie gestorben. Heute ist es fünfunddreißig Jahre, daß man sie begraben hat."

„Ich habe Sie sehr lange mit dieser Geschichte aufgehalten, Herr Doktor," begann Lipschitz nach einer kleinen Pause, „aber Sie werden ja auch wissen, warum. Das letzte Wort, das mein armes Weib mit Verstand geredet hat, war eine Beleidigung gegen Ihren seligen Vater. Wenn ich etwas für Sie thun könnte, lassen Sie mich es wissen, jetzt oder später, es wäre mir eine Beruhigung."

„Jetzt ist es wohl zu früh oder zu spät," erwiderte Max trübe lächelnd. „Nach dem Tode meiner Mutter —"

„Ich habe von den Verhältnissen keine Ahnung gehabt," fiel ihm Lipschitz in's Wort. „Ich war mit der Welt zerfallen und außerdem sehr beschäftigt. Ich wurde nämlich selbst Unternehmer bei der Eisenbahn, so daß ich an nichts Anderes dachte."

„Ich wollte Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen," erwiderte Max begütigend. „Ich kann Ihre Geschichte nur zu sehr mitfühlen, denn ich habe ein gleiches Schicksal erlebt. Mein ältestes Kind, ein Knabe von zwei Jahren, ist in ähnlicher Weise um's Leben gekommen. Er hat eine Flasche Ammonia geleert, die meine Frau unachtsamer Weise beim Reinigen der Betten auf dem Boden stehen ließ, und war in wenigen Stunden eine Leiche.

14. Kapitel.

Vor dem Kurhause.

Die heiße Sonne eines Julitages brannte auf die Köpfe der zahlreichen Spaziergänger, welche auf den Promenadenwegen des so plötzlich zu ungeahnter Popularität gelangten Heinrichsbades sich bewegten. Wo noch vor wenigen Jahren enge Fußwege, nur von Beeren- und Pilzsuchern betreten, durch das Waldesdickicht führten, waren breite, aus gelbem Kies hergerichtete Spazierwege durch den gelichteten Föhrenwald hergestellt worden. Wo sonst die Waldeseinsamkeit auf Meilen nur durch ein Försterhaus, durch eine Holzhauer-, Pechsieder- oder Kohlenbrennerhütte unterbrochen war, sah man jetzt stattliche Logierhäuser, Hotels, Kolonnaden, Verkaufshütten und künstlerisch gefaßte Brunnen. Auf einem Vorsprung des bewaldeten Gebirgszuges, welcher eine herrliche Aussicht in das schmale, von einem munteren Flüßchen durchrauschte Thal eröffnete, war der Kursaal erbaut, im Stile einer griechischen Säulenhalle, mit einer breiten Veranda nach der dem Thale zugekehrten Seite, während auf zwei anderen Seiten der nur wenig gelichtete Föhrenwald die alte ländliche Abgeschiedenheit dem Orte erhalten hatte. Hier unter den hochragenden alten Stämmen standen Tische verschiedener Größe, an denen Männer und Frauen in Festtagskleidern plaudernd saßen oder in kleineren Gruppen sich am Schach oder Kartenspiel ergötzten, während zahlreiche Kinder im Walde ihre Kurzweil trieben, indem sie entweder in den Nadeln, welche fußtief den Boden bedeckten, sich eingruben oder Fangspiele arrangirten oder nach Schmetterlingen haschten.

An einem der längeren Tische saßen Doktor Steinbach und Frau inmitten einer größeren Gesellschaft, unter welcher ein älterer Herr durch die Lebhaftigkeit seiner Sprache und seiner Geberden besonders auffiel. Er war ein sehr beleibter Mann mit fast ganz kahlem Kopfe, dessen auffallend flacher glänzender Schädel das helle Sonnenlicht in komischer Weise reflektirte. Das Gesicht, bis auf ein dichtes Büschel Haare am Kinn ganz bartlos, zeigte den zufriedenen Ausdruck eines Mannes, der sich des Beifalles der ganzen Welt vollkommen bewußt ist. An seiner sehr eleganten Toilette war eine Verschwendung von Juwelen besonders auffällig. Eine mächtige goldene Doppelkette glitzerte stolz über der tadellosen weißen Weste; eine Diamantnadel von ganz ungeheuerlichem Umfange zierte seine Brust und andere Brillanten vom reinsten Wasser glänzten an beiden Händen. Ihm zunächst saß ein Mann von etwa vierzig Jahren, an dessen anderer Seite sich Frau Hirschmann befand; es war ihr Gatte. Neben ihnen hatten Rabbiner Steinbach und Frau Platz genommen; der Finanzrath und seine Frau vervollständigten die Gruppe.

„Haben Sie schon im Kursaal die Beschreibung unseres Platzes in „Hendersons Monthly" gesehen?" fragte der Rabbiner den dicken alten Herrn.

„No!" war die Antwort. „Ich gieb nichts drum, hier Tschornäls zu lesen. Daheim haben die Weibsleut' auf alle die Papiere subskreibt. Ich guck als 'mol erein, wenn ich nichts zu thun hab'."

„Sie sollten es doch einmal ansehen, Onkel Greentwig," sagte Frau Hirschmann. „Es ist sehr schade, daß Sie damals nicht hier waren, als die Bilder aufgenommen wurden, Sie hätten mit Ihrem recht amerikanischen Aussehen ganz besonders gut zu den Bildern gepaßt."

„Thu' mich nicht flättere, Frieda!" erwiderte der Angeredete, „oder ich muß meine, Du willst wieder etwas kollekte für Deine Saßeietie wie letztes Jahr."

„Wenn Sie lieber etwas Unangenehmes hören, Onkel," war die Antwort, „will ich Ihnen sagen, daß mir dieser amerikanische Ziegenbart gar nicht an Ihnen gefällt. Früher, als Sie die Kotelettes trugen, da sahen Sie doch aus wie ein englischer Lord. Nun, geben Sie mir auch etwas für unseren Frauenverein!"

„Nein, ich geb' immer dem Dakter," sagte Greentwig. „Hier, Dakter," sprach er zu Steinbach gewendet, indem er eine Brieftasche öffnete, der er eine Zehn Dollars-Note entnahm, „hier sind zehn Dollars, lassen Sie es tschänge und vertheilen Sie es unter die Arme."

„Da ist noch viel darin," rief Frieda, ehe der Angeredete Zeit hatte, sich zu bedanken. „Geben Sie mir auch etwas! Unser Frauenverein braucht sehr viel. Wir müssen die arme Frau Kiefer in's Bad schicken und der Wittwe Blumenfeld einen Beitrag zur Ausstattung ihrer Tochter geben. Je mehr sie geben, desto besser!"

„Die versteht's, Onkel," sagte ihr Gatte schmunzelnd. „Es ist wahrlich mein Glück, daß ich so viel verreist bin, sonst würde ich nicht einmal auf eine Zigarre übrig behalten."

„Ja, das können sie alle, die Weibsfolks," brummte Mister Greentwig. „Wo man hingeht, heißt's das Pocketbuch aufmachen. Na, weil Du es bist." Damit nahm er einen Fünfdollarsschein aus der Brieftasche.

„Das war für unsere allgemeinen Bedürfnisse, Onkel," begann Frieda wieder. „Jetzt noch etwas für die arme Frau! Recht viel, bitte! Wir brauchen dreihundert Mark."

„Das is old faschioned Nansenz," erwiderte Greentwig. „Das habt Ihr nur in Juropp. In Amerika müssen die Mädcher schaffen, wenn sie ihr Leben machen wollen."

„Wir sind doch aber nicht in Amerika," erwiderte Frieda. „Hierzulande müssen die Mädchen heirathen, wenn sie versorgt sein wollen."

„Lassen Sie erst Mister Greentwig hier wieder heimisch werden," sagte der Rabbiner begütigend. „Die Amerikaner sind nobel, sie thun viel lieber Alles freiwillig als gebeten und genöthigt. Wenn dieser Brunnen in Amerika wäre, hätten wir gewiß schon einen reizenden Tempel, meinen Sie nicht, Mister Greentwig?"

„Ich sollt' schmeile," rief der Angeredete begeistert aus. „So ä Mann wie Sie, Dakter, sollt' nach Amerika gehen, das wär' der Platz für Ihne, wo man Ihne apprischiäte thät."

„Ich habe auch schon daran gedacht," erwiderte Steinbach lächelnd, „aber mein Freund Pulsnitz, derselbe, der den schönen Aufsatz über unseren Bade-

ort geschrieben hat, redete es mir aus. Er meinte wieder, drüben werde der Rabbiner nicht geehrt. Wie er mir sagt, will er den rabbinischen Beruf aufgeben und sich ganz der Literatur widmen. Er hat hier freie Verpflegung für die ganze Dauer der Saison, und heute ist er in Springhübl, wo ebenfalls seit zwei Jahren sich ein aufblühender Kurort befindet, und ich erwarte ihn mit dem nächsten Zuge hier."

„O, das ist unser früherer Dakter von der Hamiltonschul'," fiel Greentwig lebhaft ein. „Der ist jetzt hier? Mein Brodder-inlaw Pessach hat mir schon erzählt, wie er ihn gefuhlt hat mit einer Geschichte von Indjäns, wo er eine Kongregäschen bei sie hat und geht mit sie Boffelos honten."

„Können Sie dann gar nicht mehr deutsch sprechen?" fiel ihm der Finanzrath ins Wort. „Ich muß wahrlich mehr errathen, was Sie sprechen, als ich Sie verstehen kann."

„Das kommt, wenn man so das ganze Jahr unter Amerikäns lebt," entschuldigte sich Greentwig mit erkünstelter Verlegenheit, „da verlernt man das Deutsche. In Bisneß talkt man Ingliſch und die Kinder wollen kein Deutsch mehr rede heutiges Tags."

„Sprechen Sie denn mit Ihrer Frau Gemahlin auch immer englisch?" fragte der Finanzrath wieder.

„Die Misses Greentwig, die talkt kein Ingliſch nicht," antwortete der Gefragte mit dem Tone der Ueberlegenheit. „Wisse Sie, die Lädies schticke immer zusammen, die habe ihr Ladsches und Sasseieties, wo sie ihre Kaffeklatsch mache, und so talke sie immer deutsch mitsamme."

„Es scheint aber doch," bemerkte der Finanzrath sarkastisch, „daß alle Amerikaner es lieben, in Europa Jagdgeschichten à la Münchhausen zu erzählen."

„Von mir hören Sie so was nicht," betheuerte Greentwig emphatisch. „Das thun nur so Grünhorns wie der Dakter."

„Der ist doch nicht so grün," meinte Frau Doktor Steinbach, „wie Sie das nennen, nachdem er schon zehn Jahre im Lande ist."

„No, der wird sich nicht amerikyneise," gab Greentwig verächtlich zurück, wenn er fünfzig Jahr in der Kontrie ist. Er meint, drübe ist so wie hier, wenn einer von eim Rabbei der Sohn ist, muß jedereiner ihm respekte. Er hat immer wolle die Kongregäschen bosse und das geht in Amerika nicht, da muß man mit die Leute paleit sein, wenn man gute Freunde haben will. Ich belong zu die Kongregäschen, seit sie geschartet worden ist, ich bin einer von die Charter Members, wie wir desmol noch ä Hall gerented habe in Forsyth Street. Seit was jetzt mein' Minnie geheirathet ist, und ihr Mann, der Mister Shane, belongt zu die Emanuel Congregäschen, wo die größte Congregäschen in der Stadt ist, wollen die andere Mädcher, die Sädie und die Kärrie auch hingehen, habe ich müssen dort Member werden. Ich gehe aber mit der Misses Greentwig in die Hamiltonschul."

„Ist Herr Doktor Pulsnitz in derselben Gemeinde Rabbiner, der Sie angehören?" fragte die Finanzräthin.

„No!" war die Antwort. „Er hat reseigned diesen Frühjahr, weil er gewußt hat, er thut kein Schow schtände bei die nächste Elektschen. Mir hät-

ten ihm noch einmal ein Jahr Zeit gegeben, weil er so Misfortschen gehabt hat mit seinem Baby."

„Was war das?" fiel Frau Doktor Steinbach ein. „Er erwähnte dessen so gelegentlich, schien aber so niedergedrückt dabei, daß ich ihn nicht weiter fragen mochte."

„Er hat einen kleinen Jungen gehabt von so zwei Jahren, und da hat die Mutter ein Battel mit Ammonia auf dem Boden stehen lassen bei wie sie Haus geklient haben, und das Baby hat die Battel ausgetrunken und war in ä Stund oder so todt."

„Entsetzlich!" riefen die Frauen. „Die arme Mutter!"

„Die Kongregäschen hat sich sehr tscheneres gezeigt," fuhr Greentwig fort. „Wir haben das Fjunerel bezahlt, haben zwanzig Kärretsches geheiert und haben ihm ä Lot auf unserm Semeterie gegeben. Die Kongregäschen hat in allem das rechte Ding bei ihm gethan. Wir hätten ihm auch, wie ich gesagt hab', wieder gelekted für ein Jahr, aber er hat reseigned; er schreibt jetzt für Papiere, höre ich, aber er wird nicht so gut ab sein, wie er als ä Räbbei gewesen ist. Die Frau ist zu ihre Eltern gegangen zu leben mit dem Kind, wo sie noch hat; man sagt, sie macht sich ein Store auf als ä Modiste. Ich kann nicht mehr sagen; ich kenn' die Leute nicht viel. Der Vater halt ein Sigarr-Store; er ist ein ganz kleiner Mann." Dabei zeigte Greentwig, indem er die flache Hand etwa in der Höhe des Tisches ein wenig auf und nieder bewegte, wie klein der Mann sei, und wie unmöglich es für einen so großen Mann, wie Mister Greentwig sei, so kleine Leute genau zu kennen.

„Das ist aber doch sehr traurig für einen Beamten," meinte der Finanzrath, „wenn ihm jederzeit ohne weitere Umstände der Stuhl vor die Thüre gesetzt werden kann."

„In Amerika ist das einmal so," erwiderte Greentwig stolz. „Der Presidents von die Juneited Stähts wird auch nur auf vier Jahre gelekted und alle Offissers werden nur für ein Term gelekted. Dafür haben sie auch bessere Säläries. Wir haben unserem Räbbei dreitausend Dollars ein Jahr gezahlt und er hat noch schöne Extras gehabt. Wie er meine Minnie geheirathet hat —"

„Was sagen Sie, Onkel?" fiel Frau Hirschmann ihm ins Wort. „Doktor Pulsnitz hat Ihre Minnie geheirathet!"

„Gewiß! Ich mein' nicht, daß er ihr Mann ist, er hat sie nur geheirathet als ä Räbbei."

„Das verstehe ich erst recht nicht," begann Frau Hirschmann wieder. „Er hat sie nicht geheirathet als ein Mann, sondern als ä Räbbei."

„Nun weißt Du, ich mein', er hat sie kopeliert," war die Antwort. „Ich wollte nur sagen: ich habe ihm ein Check für fünfzig Dollars gegeben."

Das Gespräch wurde in diesem Augenblicke durch die Ankunft Dr. Großers unterbrochen, der von seiner Frau und einem stattlichen jungen Manne begleitet wurde. Lebhaft begrüßt, nahmen sie an dem Tische Platz, nachdem der Doktor den jungen Mann als seinen Schwager Dr. Alfred Sender vorgestellt hatte.

„Mein Schwager," sagte er, „wird mich während meines Urlaubs vertreten. Ich fühle das Bedürfniß, einmal ordentlich auszuspannen und kann es nun mit voller Ruhe thun, da mein Schwager jetzt nach vollendeter Hospitalpraxis sich nach einem Orte zur definitiven Niederlassung umsieht und es ihm auf einige Wochen nicht ankommt."

„Daran haben Sie sehr weise gehandelt," fiel der Rabbiner lächelnd ein. „Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen sichern Sie vor Indiskretionen, wenn Ihr Substitut findet, wie Sie Ihre Opfer in die Erde hineinkurieren."

„Die Theologie hat es allerdings besser als die Medizin," gab der Angeredete zurück. „Ihre Patienten erfahren immer zu spät, wie falsch sie behandelt wurden. Von den Thoren des Paradieses kann eben Niemand mit einer nicht honorirten Eintrittskarte zurückkommen. Anderseits wird es sich bei einem, der dem Gehinnom verfallen ist, schwer feststellen lassen, daß er dem ewigen Feuer überantwortet wurde, weil er Fleischbrühe aus einer sonst für Milchkaffee verwendeten Tasse getrunken hat."

„Das haben Sie allerdings nicht zu befürchten, mein lieber Herr Doktor," erwiderte der Rabbiner lächelnd. „Im Talmud heißt es, der beste unter den Aerzten gehört in das Gehinnom. Der beste sind Sie jedenfalls nicht."

Alle Anwesenden lachten, auf's Höchste amüsiert, und die Finanzräthin rief: „Mit dem Talmud kommen Sie doch nicht auf, Herr Doktor!"

„Unterschätzen Sie den Gegner nicht," erwiderte der Angeredete mit komischem Ernste. „Das ist die denkbar schlechteste Strategik, und ich will es Ihnen beweisen. Nach meiner Erklärung der von dem Herrn Rabbiner angeführten Stelle" — der Doktor ließ, während er diese Worte sprach, sein Schnurrbärtchen triumphirend dnrch die Finger gleiten — „heißt es daselbst: „Der Bessere von den Aerzten geht zur Hölle." Nun giebt es aber zweierlei Aerzte, die Aerzte des Leibes, das sind wir, und die Aerzte der Seele, das sind die Geistlichen. Da die Seele höher steht als der Leib, so sind die Herren Rabbiner, Pfarrer, Muftis u. s. w. die Besseren unter den Aerzten. Wo sie hingehören, steht im Talmud zu lesen."

„Vortrefflich!" rief die Finanzräthin. „Wo haben Sie nur diese talmudischen Kenntnisse hergenommen?"

„Mündliche Ueberlieferung!" erwiederte der Doktor mit komischem Selbstbewußtsein. „Der ganze Talmud ist mündliche Ueberlieferung und meine Erklärung geht wahrscheinlich bis auf Moses zurück, wie man uns das von dem Verbote, Fleisch auf Butter zu backen, vorerzählt hat. — Wo ist denn unser Herr Doktor Pulsnitz?" — unterbrach sich der Redner — „den kann ich auf die Dauer bei einem theologischen Turnier nicht entbehren."

„Wir erwarten ihn jeden Augenblick," erwiederte Steinbach. „Er ist in Springhübl und soll mit dem Nachmittagszuge eintreffen. Ich denke, der Zug muß schon eingetroffen sein," fügte er hinzu, indem er einen Blick auf seine Taschenuhr warf.

„Dann kommt er mit meinem Bruder, dem Oberbaurath, mit dem ich mir hier Rendevous gegeben habe," sagte der Finanzrath.

„Das wird ja eine vortreffliche Musterkarte," rief der Doktor, indem er in die Hände klatschte. „Da sind wir zwei heidnische Juden, der Finanzrath

und ich; der christliche Jude, der Herr Oberbaurath; der orthodoxe Jude, Herr Doktor Stenbach; der liberale Jude, Herr Dr. Pulsnitz, und mein Schwager, der ein glühender Nationaljude ist, sagen wir ein jüdischer Jude. Ist's so recht, Alfred?"

Ehe noch der Angeredete Zeit hatte, zu antworten, fiel Mister Greentwig ein, dem das lange Schweigen unbequem war. „Nationaljuden!" rief er. „Das ist so Nansenz, wo sie in Jurop haben. Wir sind amerikän Zitisens mit tschuisch Relitschen. Das ist, was wir sind!" schloß er emphatisch, indem er seine Uekette in der rechten Hand wog, als sollte deren Gewicht seine Behauptung bestätigen.

„Merkwürdig!" erwiderte Doktor Sender, indem er aus seiner Brusttasche ein Zeitungsblatt hervorzog. „Da lese ich gerade in unserem Parteiorgan, daß ein Sommerhotel an der Küste von Massachusetts in den New Yorker Zeitungen ankündigt, Juden, Schwindsüchtige und Farbige werden nicht aufgenommen. Von einer Ausschließung von Katholiken oder Mennoniten oder einer anderen der hunderte von christlichen Sekten habe ich nie etwas gelesen."

„Well," sagte Greentwig etwas verlegen, „da sind wohl so kommene Leute dort gewesen, die sich nicht behävt haben als Lädies und Tschentelmen, und da ist dann kein Wunder, wenn das Risches machen thut."

„Wenn sie aber nur amerikanische Staatsbürger jüdischen Glaubens sind, so sollte das keinen Unterschied machen," warf Doktor Sender ein. „Es wird doch auch hie und da unter Katholiken, unter deutschen oder Italienern Leute geben, die sich unangenehm machen, doch hört man nicht, daß sie als Klasse ausgeschlossen werden."

„Das kann man einem nicht explänen, wenn einer nicht in der Kontrie selber gewesen ist," erwiderte Greentwig ablehnend

„So sprechen Sie immer, Onkel, wenn Sie in die Enge getrieben werden," fiel Frau Hirschmann ein. „Ich habe Sie erst neulich gefragt, wie es denn kommt, daß der Nathan vom Onkel Pessach an uns geschrieben hat, wir sollten ihn unterstützen, wenn es drüben jedem so gut geht, und Sie haben mir ebenso geantwortet, wie Sie jetzt dem Herrn Doktor Sender geantwortet haben."

Zum Glücke für den in die Enge getriebenen Lobredner der Neuen Welt unterbrach die Ankunft der lange erwarteten Gäste das Gespräch.

„Die haben sich ja ganz von selbst gefunden," rief der Finanzrath, indem er seinen Bruder begrüßte.

„Ein Wunder war das gerade nicht," erwiederte der so Angeredete, „denn außer zwei Weibern, die mit ihren drüben gesammelten Heidelbeeren hierherkamen, waren wir die einzigen Passagiere im Zuge."

Der Oberbaurath war eine distinguirte Erscheinung, etwas unter Mittelgröße, zart gebaut, elegant aber einfach gekleidet und selbstbewußt im Auftreten, ohne dabei verletzend zu sein.

„Warum hast Du denn Deine Frau nicht mitgebracht?" begann der Finanzrath wieder.

„Du weißt ja, wie sie auf Etiquette hält," war die etwas verlegen gegebene Antwort. „Die Mädchen haben Gesellschaft, bekannte Offiziere, die aus Warnstadt auf den Sonntag herübergekommen sind, und da darf man sie nicht allein lassen."

„Ich will nur in unserem Interesse hoffen, Julius," bemerkte die Finanzräthin etwas spitz, „daß Du nicht den Sternenorden mit dem Geheimrathstitel erhältst, sonst verlieren wir Dich auch noch ganz und gar. Die Frau Oberbaurath werde ich wohl kaum wieder erkennen, und ich fürchte, es wird ihr mit mir nicht besser ergehen."

Die sichtliche Verlegenheit des Angeredeten konnte sich der Aufmerksamkeit der Anwesenheit durch die laute Herzlichkeit Herrn Greentwig's entziehen, der mit jugendlicher Elastizität auf Pulsnitz zusprang und rief: Hallo, Doctor, how do you do? Nu, hier müssen mer Deitsch talke. Wie geht es Sie?"

„Danke, Mister Greentwig," war die kühle Antwort, „ich kann nicht klagen."

„Say, Dakter," begann Greentwig wieder. „Ich hab' gerade einen gebraucht, der mich supporte thut in meinen Stätment, daß die Juneited Stäts einige Kontrie auf dem ganzen Globe bieten kann, in was anbetrefft Freiheit, und besonders für dem Jehude ist keine bessere Kontrie vorhanden." Der Oberbaurath schaute sich bei diesen laut gesprochenen Worten vorsichtig um, während Greentwig unbeirrt fortfuhr. „Da ist der junge Dakter, Dakter of Mediffen, mein' ich — Sie müssen mir entschuldigen, ich hab' den werthen Namen nicht recht gekätscht," fuhr er zu Doktor Sender gewendet fort.

„Doktor Sender!" fiel der Angeredete ein.

„Na, ich werd' mer's merken," fuhr Greentwig fort. „Der Doktor Sender ist, wie ich verstehe, einer von die, was man kallt Seioniſts. Ich sag', Amerika ist ä gut genug Kontrie for mir. Von meintswegen kann mir einer ein Haus mit einem Lot schenken in Tscheruſſalem, ich geh' net hin und zahl' lieber Rent in New York. Ich weiß von keim Risches nichts in Amerika. Das is Alles Talk von die Ruhspäpers."

„Ich habe aber wiederholt gelesen," rief Doktor Sender emphatisch, „daß Juden auch in Amerika von vornehmen Klubs und Sommerfrischen ausgeschlossen werden, und gesellschaftlich noch isolierter sind drüben als hier."

„Es ist doch merkwürdig," bemerkte der Oberbaurath, „daß in allen Zeiten und Ländern der Jude ein Gegenstand des Hasses oder zum mindesten der Abneigung ist. Das kann doch kaum ohne Grund seinerseits erklärt werden. Amerika mit seinen hunderten von religiösen Sekten und seiner aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Bevölkerung sollte doch Raum für die Juden haben. Wenn sie daher auch dort nicht gelitten sind, muß doch ein tieferer Grund als religiöses und nationales Vorurtheil dafür vorhanden sein."

„Dieser Grund ist bald gefunden," erwiederte Pulsnitz mit scharfer Betonung. „Der Jude ist schwach und die Menschheit ist brutal. Wer sich nicht selbst beschützen kann, ist verloren, denn um an die Generosität seiner Mitmenschen appelieren zu können, dazu muß man ein Objekt des Mitleids sein.

Das ist nun der Jude auch nicht. Wer weder gefürchtet noch bemitleidet wird, ist gehaßt."

„Bravo!" rief Doktor Sender, indem er Pulsnitz über den Tisch hinüber enthusiastisch die Hand drückte. „Das ist mir aus der Seele gesprochen. Ich freue mich, in Ihnen einen amerikanischen Gesinnungsgenossen begrüßen zu können."

„Da thun Sie mir doch zu viel Ehre an," bemerkte Pulsnitz lächelnd.

„So ist's recht, Dakter!" rief Greentwig laut aus. „Ein amerikan Zitisen kann kein Seionist sein."

„Es giebt aber deren doch viele," fiel Doktor Sender ein. Wir haben eine große Anzahl von Vereinen mit vielen Mitgliedern in den Vereinigten Staaten."

„Das sind Pollacken!" warf Greentwig verächtlich ein.

„Jedenfalls nicht durchgehends!" protestierte Sender.

„Ich glaube nicht, daß das einen wesentlichen Unterschied machen würde," bemerkte Pulsnitz mit einem unverkennbaren Anflug von Ironie. „Der durchschnittliche polnische Jude weiß sehr wohl, was die amerikanische Verfassung bedeutet, und seine talmudische Bildung befähigt ihn, die politischen Fragen, die ihn betreffen, schärfer aufzufassen als das beim deutschen Juden durchschnittlich der Fall ist. Der Druck, unter welchem er früher gelebt hat, bringt es mit sich, daß er einsieht, seine jetzige Lage sei, wenn auch eine Verbesserung, doch noch lange nicht das Ideal. Dazu kommt, daß seine Armuth ihn zwingt, in der Nachbarschaft der rohesten Bevölkerungsklassen zu leben, und er in Folge dessen Pöbelangriffen mehr ausgesetzt ist, als der wohlhabendere deutsche Jude. All das wirkt dahin, daß er zu dem Schlusse kommt, eine wirkliche Besserung seiner Lage sei nur möglich, wenn er irgendwo sein würde, wo er niemandem im Wege ist."

„Und können Sie dieses Argument widerlegen, Herr Doktor?" fiel hier Dr. Sender ein.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," war die Antwort. „So richtig die Ausführung theoretisch sein mag, praktisch ist sie nicht durchführbar. Theoretisch mag die Ausrottung mancher epidemischer Krankheiten, wie etwa des Typhus, durch gründliche Zerstörung der Krankheitskeime sehr wohl möglich sein, praktisch ist sie nicht denkbar, weil sie eine Steuerlast verlangen würde, welche die Bevölkerung zu tragen außer Stande ist. Dazu kommt als wichtiges Moment, daß die geschichtliche Entwicklung des jüdisches Volkes zur Auflösung in der Gesammtmenschheit führt, und gegen den Genius der Geschichte läßt sich nicht ankämpfen."

„Was Ihr den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist," warf Steinbach dazwischen. „Der Umstand, daß sich geschichtliche Verhältnisse seit einer gewissen Zeit in einer bestimmten Richtung entwickeln, giebt uns noch lange kein Recht, anzunehmen, daß diese Entwicklung sich in derselben Richtung fortbewegen werde. Als die Sarazenen im neunten Jahrhundert Rom eingenommen hatten, war, wie wir in dem sogenannten Midrasch des Rabbi Eliezer lesen, ein italienischer Jude überzeugt, daß nun der Islam über das Christenthum siegen und damit das messianische Reich anbrechen

werde, und diese Ueberzeugung theilten gewiß viele seiner Zeitgenossen, aber die Entwicklung hat sich von diesem Höhepunkte rückwärts gewendet. Das Judenthum befand sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in einer geistigen Isolierung, die es in Gefahr brachte, ganz in Barbarei zu verfallen. So war denn eine Annäherung an die Welt ein nothwendiger Theil der Mission Israels. Nun dieser Zweck erfüllt ist, muß sich Israel auf sich selbst besinnen, und das ist trotz seiner vielen Irrthümer, die Mission des Zionismus."

„Erlauben Sie mir, Herr Doktor, die Frage," fiel Sender mit schlecht unterdrückter Heftigkeit ein, „wie ein orthodoxer Jude, wenn er kein Heuchler ist, in dem Zionismus Irrthum sehen kann, während er täglich um die Zurückführung in das Land seiner Väter betet?"

„Sehr einfach," war die Antwort. „Ebenso wie man zu Gott um materielle Wohlfahrt beten kann, ohne sie durch Diebstahl oder durch andere unlautere Mittel erlangen zu wollen. So wie ich aus voller Ueberzeugung sagen kann, ich wolle lieber in Armuth sterben, als Reichthümer am Spieltisch erwerben, so will ich das Judenthum lieber in ewiger Knechtschaft als religionslos sehen."

„Es ist doch eigenthümlich," bemerkte der Finanzrath, „daß die konservative wie die liberale Richtung zu dem gleichen Resultate kommen. Die eine will von dem Zionismus nichts wissen, weil er das Judenthum zerstöre, und die andere wirft ihm vor, daß er es erhalte. Da man heutzutage nicht gut vom Manna leben kann, weiß ich nicht, wie ein Staat ohne Steuern existiren kann, und da wieder zum Zwecke der Steuererhebung eine Industrie nothwendig ist, kann ich nicht einsehen, wie eine Zuckerfabrik vom Sonnenuntergang am Freitag bis zum Sonnenuntergang am Samstag den Betrieb einstellen könnte. Ist nun der Staat mit dieser Religion nicht möglich, und ohne diese Religion nicht wünschenswerth, dann sagt der Liberale wie der Orthodoxe: Gebt euere Individualität auf!"

„Karl, Karl!" rief der Oberbaurath lachend: „Wo Alles liebt, kannst Du am Ende auch nicht ewig hassen. Ein Bischen Religion der Liebe, die einen im Grunde wenig geniert und nicht einmal an einem gesunden Hasse gegen seine Feinde hindert, und Du bist Regierungsrath! Mir hat der Oberpräsident, der nicht weiß, daß wir Brüder sind, erst neulich gesagt, daß er eine bewährte Kraft wie Dich gerne in die Provinzialregierung berufen würde und aufrichtig bedauere, daß er bei der jetzigen Stimmung es nicht thun könne."

„Zu spät, lieber Julius!" antwortete der Angeredete. „Als ich gerade zum Assessor ernannt wurde, kam ein Schadchen zu mir, den ich mit den Worten abwies: „Kommen Sie einmal in zehn Jahren wieder!" Der Mann war nicht aus der Fassung zu bringen. „Hören Sie, Herr Assessor," sagte er, „Chassene haben is ä Narrischkeit. Wenn Sie es thun jungerheit, haben Sie noch eine Entschuldigung, Sie haben es nicht besser verstanden." So geht es mit anderen Dingen auch. Erstens ist da jemand" — er wies bei diesen Worten auf seine Frau — „der ein absolutes Veto einlegt, und zweitens will

es nicht bei mir aus einem Grunde, den ich selbst nicht angeben kann, denn an Jona's Walfisch glaube ich ebensowenig wie Du an Jesu Himmelfahrt."

„Mir ist auch schon, als ich Gymnasiast war, die Himmelfahrt des Propheten Elias als eine sehr kühne Entdeckungsreise erschienen," bemerkte Sender, „und als Mediziner halte ich die Reise auf einem feurigen Wagen, es wäre denn, daß einer Asbestbeinkleider anhätte, für ein sehr gesundheitsschädliches Unternehmen. Was meinst Du, Emil?" wandte er sich an seinen Schwager, während die Anderen herzlich lachten.

„Ich meine," erwiderte der Angeredete, „daß Du nicht vergessen solltest, in welcher Gesellschaft Du Dich befindest."

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte Sender zu Steinbach gewendet. „Ich vergaß daran wirklich im Augenblicke. Mein Judenthum, wollte ich sagen, ist jüdisches Volksthum."

„Und für mich," erwiderte dieser, „ist jüdisches Volksthum identisch mit jüdischer Religion."

„Und Sie, Herr Dr. Pulsnitz?" fragte Großer.

„Mein Judenthum," erwiderte dieser feierlich, „ist jüdisches Selbstbewußtsein. So lange es irgendwo einen Menschen giebt, der verfolgt und bedrückt wird, weil er an die Himmelfahrt des Propheten Elias glaubt, oder weil seine Vorfahren daran geglaubt haben, so lange halte ich es für ehrlos, mir einen Jahresgehalt, eine soziale Stellung oder irgend eine Vergünstigung durch Vorgeben des Glaubens an Jesu Himmelfahrt zu erkaufen. So lange es einen armen Menschen giebt, der sich an mich wenden muß, weil ihm die Bekenner der sogenannten Religion der Liebe im buchstäblichen Sinne Steine statt des Brodes geben, das heißt ihm Steine nachwerfen, wenn er seinem kümmerlichen Erwerbe als Hausierer nachgeht, halte ich es für meine Menschenpflicht, seine Hand zu ergreifen und ihm zuzurufen: Du leidest unschuldig, aber du leidest für das Heil der Welt, wie der Prophet Jesaias schon gesagt hat. Ich will, ich muß mit dir leiden und darf mich nicht feige ans Ufer retten, während du mit den Wellen ringst."

„Da haben Sie Recht, Dakter!" rief Greentwig, indem er dem Sprecher herablassend auf die Schulter klopfte. „Das sag' ich immer. Tscharity, das is, was Tschutaism is."

Der Oberbaurath hatte sich verfärbt und kämpfte offenbar mit einem Entschlusse, der ihm schwer wurde. Die Anwesenden, die dem Redner aufmerksam gefolgt waren, schwiegen verlegen; da trat ein Mann in schlichter Kleidung mit hochgeknöpftem Rock an den Tisch heran, und höflich seinen Hut lüftend, sagte er: „Die Herrschaften entschuldigen!" und indem er sich an Steinbach wandte, flüsterte er ihm einige Worte in's Ort. Dieser erhob sich und folgte dem Fremden, mit dem er einige Schritte in den Wald ging. Nach wenigen Minuten kehrte er zu der Gesellschaft zurück und sagte mit offenbar erzwungener Ruhe und gewaltsam niedergekämpfter Aufregung: „So leid es mir thut, die Gesellschaft stören zu müssen; ich muß sofort nach Hause."

„Um Gotteswillen, David, was ist vorgefallen?" rief seine Frau erschrocken.

„Nichts, was Dich jetzt beunruhigen müßte," erwiderte der Gatte.

„Etwas bei uns, Herr Doktor?" rief Frau Hirschmann. „Sagen Sie mir die Wahrheit!"

„Nicht das Mindeste. Ich kann Sie dessen versichern," war die Antwort. Bleiben Sie ruhig da und unterhalten Sie sich weiter. Sie werden bald genug Alles erfahren. Max!" — wandte er sich an Pulsnitz — begleite mich eine kurze Strecke. Du wirst dann die nöthigen Aufklärungen geben können."

15. Kapitel.

Die Anklage.

Auf ein barsches „Herein" öffnete sich die Thüre eines Büreaus im Gerichtsgebäude. Der Oberlandesgerichtsrath saß an einem großen, mit Akten beladenen Schreibtische, ein Schriftstück in der Hand, während er mit einer halben Wendung seines Kopfes nach der Thüre sah, die sich eben öffnete. Als er unter den drei eintretenden Männern seinen Bruder erblickte, sprang er rasch auf und ging ihm entgegen.

„Guten Morgen, Julius!" rief er überrascht aus. „Was führt Dich hieher?"

„Eine amtliche Angelegenheit," war die Antwort. Gestatte jedoch, daß ich Dir zuerst diese Herren vorstelle. Herr Simon Hirschmann aus Wettau, Herr Josef Vogue aus New York."

„Sehr erfreut!" rief der Oberlandesgerichtsrath, indem er auf ein Sofa und auf mehrere Stühle wies, die um einen Tisch am Fenster standen. „Wollen die Herren Platz nehmen!" Er selbst schob seinen Armstuhl vom Schreibtische ein wenig näher an die Gruppe und ließ sich nachlässig in denselben fallen.

„Darf ich nun wissen, was die Herren zu mir führt?" begann er wieder in trocken geschäftsmäßigem Tone.

„Die Angelegenheit des Rabbiners Steinbach," erwiderte der Oberbaurath. Ein Freund dieses Herrn, ein ehemaliger Rabbiner aus New-York, den ich in Heinrichsbad kennen lernte, hat beide Herren zu mir geführt und mich ersucht, sie Dir vorzustellen. Allerdings kannte ich Herrn Hirschmann schon von einer früheren flüchtigen Begegnung, Herr Vogue hingegen war mir ganz fremd. Es wird Dich vielleicht interessiren zu erfahren, daß Herr Vogue der Chef eines bedeutenden New-Yorker Bankhauses ist, welches unsere elektrische Bahn finanziert hat und auch an dem Heinrichsbade betheiligt ist."

Der Oberlandesgerichtsrath nickte verbindlich, während er seine Lorgnette mit der rechten Hand nachlässig auf und ab bewegte. „Die Herren müssen sich vor Allem bewußt bleiben," sagte er sehr gemessen, „daß sie, wenn auch durch meinen Bruder bei mir eingeführt, für mich doch nur Parteien sind, die in einer amtlichen Angelegenheit mit mir verkehren. Haben Sie mir Aufschlüsse zu geben oder Beweise anzubieten, ist es meine Pflicht, sie zu vernehmen. Wenn Sie aber persönlich mich zu beeinflussen gedenken, müßte ich das Gesprächsthema sofort abbrechen."

„Meine Beziehungen zu der Angelegenheit," begann Vogue, „sind rein sachlicher Natur. Den Angeklagten kenne ich persönlich überhaupt nicht und bis vor einigen Tagen war er mir sogar dem Namen nach fremd. Vor drei Tagen besuchte mich ein Herr Doktor Pulsnitz in Heinrichsbad, wo ich geschäftliche Interessen habe, wie Sie eben hörten, und bat mich, in der Sache zu intervenieren. Ich kenne auch Herrn Doktor Pulsnitz sehr oberflächlich. Er war in New-York Rabbiner und als solcher Seelsorger in einem Siechenhause, an dessen Verwaltung und Gründung ich von jeher großen Antheil genommen habe, doch waren unsere Beziehnngen sehr oberflächlicher Natur. Die Sache selbst interessirt mich als Juden und als Amerikaner. In beiden Eigenschaften," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „betrachte ich es als meine heilige Pflicht, mein Möglichstes zu thun, um eine schmähliche Anklage, die sich gegen meine ganze Religionsgenossenschaft richtet, als das, was sie ist, als eine niederträchtige Verleumdung zu entlarven. Als Amerikaner halte ich es für meine Pflicht, dem Prinzipe der religiösen Freiheit zum Siege zu verhelfen."

„Die religiöse Freiheit steht hier nicht in Frage," fiel der Oberlandesgerichtsrath ein. „Wir kennen vor Gericht nur einen Angeklagten."

„Doch wohl, wenn Sie mir gestatten," erwiderte der Bankier. „Indem der Eindruck verbreitet wird, daß eine Religion Scheußlichkeiten, wie Morde, nicht nur gestattet, sondern sogar ihren Bekennern zur Pflicht macht, ist es ein Gebot der Selbsterhaltung und der Selbstachtung für alle Bekenner dieser Religion, in jedem einzelnen Falle die verleumderische Absicht nachzuweisen. Ein gerichtliches Urtheil, auf Grund wissentlich falscher oder auf Autosuggestion beruhender Zeugenaussagen oder auf unsichere Indizienbeweise hin abgegeben, — und Sie werden mir zugeben, Herr Oberlandesgerichtsrath, daß solche Urtheile erflossen sind — würde dieser niederträchtigen Verleumdung neue Nahrung geben, und das muß um jeden Preis verhindert werden."

„Wenn Sie mir gestatten, Herr Oberlandesgerichtsrath," begann jetzt Hirschmann, der in sichtlicher Verlegenheit, den Hut zwischen den Fingern drehend, fast auf der Kante des ihm angewiesenen Stuhles gesessen hatte, „will ich auch meine Gründe auseinandersetzen. Der Herr Doktor Steinbach ist seit vierzehn Jahren bei uns Rabbiner und jedermann, Jude oder Christ, hat ihn geachtet und geschätzt; er hat sich nie das Geringste zu Schulden kommen lassen. Ihr Herr Bruder, der Finanzrath, wird Zeugniß ablegen, daß der Herr Rabbiner für eine Kiste Zigarren, die ein Freund ihm aus dem Auslande mitgebracht hat, ohne sie zu verzollen, freiwillig Zoll erlegt hat, weil er es für eine Sünde hielt, das Aerar zu hintergehen. Das ist aktenmäßig nachzuweisen und geschah vor sechs Jahren, also zu einer Zeit, wo er nicht den Wunsch haben konnte, sich für eine spätere Gelegenheit ein günstiges Leumudszeugniß zu verschaffen. Soll ein solcher Mann ein Mädchen, das seit vier Jahren bei ihm im Hause war und stets gut behandelt wurde, ermordet haben? Das ist doch einfach lächerlich. Und doch leiden wir jetzt von dieser Geschichte, so daß man nicht über die Straße gehen kann, ohne Rufe, wie „Mörder!" zu hören. Das ist empörend!"

„Damit hat das Gericht nichts zu thun, mein Herr!" fiel der Oberlandesgerichtsrath ein. „Wenn Sie oder jemand Anderer belästigt werden, ist die Polizei oder Gemeindeverwaltung angewiesen, Remedur zu schaffen oder Schutzvorkehrungen zu treffen. Wenn Sie persönlich beleidigt werden, ist das Amtsgericht verpflichtet, Ihre Klage entgegenzunehmen, aber der gegenwärtige Fall wird dadurch nicht tangirt."

„Herr Hirschmann meint offenbar," bemerkte Vogue wieder, daß er sowie die ganze Gemeinde durch diesen Fall in Mitleidenschaft gezogen sind, und daß ihm dieser Umstand ein Recht giebt, zugunsten eines, wie wir Alle fest überzeugt sind, unschuldig Angeklagten einzutreten."

„Daran habe ich nichts auszusetzen!" bemerkte der Rath. „Wozu aber wünschen Sie meine Mitwirkung?"

„Ich will gerichtlich die Summe von Tausend Dollars deponieren," erwiderte Vogue, „welche nach Gutdünken des Gerichts demjenigen auszuzahlen sind, der die Spur des Mörders auffindet oder diesbezügliche Angaben macht. Ich will ferner eine beliebige Summe als Sicherheit für die Freilassung des Rabbiners Steinbach während der Dauer der Verhandlung anbieten. Unsere hiesige Korrespondentin, die deutsche Hypotheken- und Maklerbank, wird diese Bürgschaft sofort in jeder verlangten Form stellen."

„Das muß man gestehen," rief der Oberbaurath in sarkastischem Tone, aus dem man doch die Bewunderung heraushören konnte, „Sie lassen sich Ihren amerikanischen Freiheitsenthusiasmus ein schweres Stück Geld kosten."

„So schlimm ist das nicht," erwiderte Vogue. „Die tausend Dollars opfere ich mit Freuden, wenn ich dadurch der heuchlerischen Verleumdung die Maske vom Gesicht reißen kann. Die Bürgschaftssumme ist absolut sicher, denn Herr Doktor Steinbach denkt nicht im Entferntesten an eine Flucht. Es liegt in seinem Interesse, sich von dem furchtbaren Verdachte, der auf ihm lastet, zu reinigen, denn er ist unschuldig, so unschuldig wie ich, der ich an dem Tage des Mordes mich noch auf der See befand. Mein amerikanischer Enthusiasmus, auf den Sie so humoristisch anspielen, ist für mich ein Impuls. Das wissen Sie am besten, weil sich Herr Doktor Pulsnitz an mich gewandt hat, um Ihnen zu beweisen, daß nicht alle Amerikaner ungebildete Geldprotzen sind . . . ."

„Wie dieser unausstehliche Greentwig," fiel ihm der Baurath in's Wort.

„Es kommt auf den Namen und auf die einzelne Persönlichkeit nicht an," erwiderte Vogue ausweichend. „Allerdings hat Herr Greentwig immer durch auffälliges Benehmen bei Geldausgaben, durch unnöthige Zurschaustellung von Juwelen und dergleichen Aufsehen zu erregen gesucht, und sobald es darauf ankam, für einen idealen Zweck, wie in diesem Opfer zu bringen, sich auf sein Amerikanerthum zurückgezogen, das ihm nicht gestatte, sich an europäischen Angelegenheiten zu betheiligen. Hingegen waren Sie, Herr Oberbaurath, sofort geneigt, den Fall des Herrn Greentwig zu generalisiren, indem Sie in jedem Amerikaner einen Parvenü sehen wollten, der

durch Mangel an gesellschaftlichem Takt, durch Unbildung und durch aufdringliches Prunken mit seinem Reichthum sich überall unausstehlich macht. Ich gestehe, daß dieses Urtheil, welches mir Herr Doktor Pulsnitz hinterbrachte, genügt hätte, mich für den Fall zu interessiren, wenn nicht schon mein menschliches und mein jüdisches Interesse hingereicht hätten, mir jede in meinen Kräften stehende Intervention zur Pflicht zu machen."

„Sie müssen sich darüber nicht aufregen," fiel der Oberbaurath beschwichtigend ein. „Wenn ich wirklich gegen die Amerikaner ungerecht gewesen sein sollte, so fehlt es auch auf Ihrer Seite nicht an Vorurtheilen gegen uns, ich meine gegen uns Beamte, die Ihnen als Lackeien gelten und gegen uns — nun, wie soll ich denn sagen? — hm! Auswanderer aus dem Drucke einer unseligen Geburtsmisere, die wir durch die Wahl eines neuen Souverains zu verbessern gesucht haben. Nun, Albert," sagte er lachend zu seinem Bruder, der unruhig, mit gerunzelter Stirne sich auf seinem Polsterstuhle herumschob, „Du mußt nicht böse werden. Du bist ein glaubenstreuer Katholik und jedermann weiß, daß Du jeden Sonntag die heilige Messe besuchst, und wir wollen das heikle Thema lieber unberührt lassen. Aber Sie, Herr Vogue, sind ja wohl kein geborener Amerikaner, wenigstens scheint es so, wenn man nach dem jämmerlichen Kauderwelsch dieses Greentwig das Deutsch der Amerikaner beurtheilen sollte."

„Meine Nationalität ist schwer zu definiren, wenn man das Judenthum nicht als Nationalität gelten lassen will," erwiderte der Angeredete. „Ich bin ein gebürtiger Lothringer, also ein Deutscher nach der Nationalität meiner Umgebung, und ein Franzose nach meiner ursprünglichen Staatsangehörigkeit; mein Vater war es ebenfalls, er war in der Armee des Prinzen von Joinville bei der Eroberung von Algier; mein Großvater war ein geborener Frankfurter und hat ursprünglich Woog geheißen, was, wie ich mir sagen ließ, von dem Hause zur Waage in der Judengasse herkommt, welches von den Juden zur Woog genannt wurde. Später kam er als Vorbeter nach Lothringen, und als im Jahre 1808 Napoleon das Gesetz erließ, welches alle Juden zwang, sich feste Familiennamen beizulegen, änderte er die Orthographie seines Namens zu Vogue um. Das ist alles, was ich über den Ursprung meiner Familie weiß. Ich selbst kam als zwölfjähriger Knabe mit meinen Eltern nach Amerika und wurde nach dem dortigen Gesetze, ohne eine Naturalisation nachsuchen zu müssen, mit meiner erreichten Volljährigkeit amerikanischer Bürger."

„Die Frankfurter Juden scheinen geborene Finanziers zu sein, wie man von den Rothschilds und anderen Größen der Börsenwelt schließen sollte," warf der Oberbaurath ein.

„Ich zweifle," erwiderte Vogur lächelnd. „Wenigstens war es mein Vater nicht. Nachdem er vergeblich sich durch seine ererbte Kunst als Vorbeter zu ernähren versucht hatte, indem er sein kärgliches Einkommen durch Unterricht im Geigenspiel und durch Hausieren zu erhöhen sich bemühte, blieb er ein armer Mann, bis ich alt genug war, um ihm zur Seite zu stehen. Wir hatten damals einen kleinen Laden in dem deut-

schen Distrikt von Pennsylvanien und ich betheiligte mich mit Glück an der Eröffnung einer neuen Petroleumgrube und an dem Bau von Lokalbahnen. Dadurch trat ich dann in das Bankogeschäft, dem ich jetzt angehöre. Doch zweifle ich, ob das die Herren interessirt."

„Im Gegentheile, es interessirt mich sehr zu erfahren, wie sich die menschlichen Anlagen unter den eigenartigen Verhältnissen des amerikanischen Staatslebens entwickeln," fiel der Obetlandesgerichtsrath lebhaft ein. „Hier in den durch Uebervölkerung geschaffenen engeren Verhältnissen muß die Regierung durch Verwaltungskunst nachhelfen, während bei Ihnen die unerschlossenen Reichthümer des Landes den Unternehmungsgeist von selbst stimulieren."

Vogue lächelte, während Hirschmann schüchtern die Bemerkung machte: „Wie mir der Onkel Greentwig sagte, zahlt man drüben so gut wie keine Steuern."

„Ich möchte doch gerne wissen," rief der Oberbaurath, indem er seine flache Hand auf seine Kniee fallen ließ, wie ein Mensch mit so geringer Bildung und so niedrigen Manieren, der mit leeren Händen anfing, es zu einem solchen enormen Vermögen bringen konnte."

„Herr Greentwig ist nach amerikanischen Begriffen durchaus kein reicher Mann," erwiderte Vogue mit einem Anfluge von Ironie, „und sein Vermögen ist nicht dnrch große finanzielle oder industrielle Initiative entstanden. Er hat sich vom Hausierer zum Pfandverleiher aufgeschwungen und ist dabei stehen geblieben. Sie sollten ihn daher, meine Herren, wenn Sie ihn durchaus schon als einen amerikanischen Typus auffassen wollen, als den Typus des amerikanischen Pfandverleihers betrachten. Uebrigens wollte ich durchaus nicht behaupten, daß alle amerikanischen Verhältnisse ideale seien, sondern bin im Gegentheil bereit zuzugestehen, daß jedes Land seine Vorzüge hat, und ganz besonders bin ich — ohne glatte Schmeicheleien vorbringen zu wollen — bereit zuzugeben, daß der in seiner Stellung geschützte, auf seinen Beruf vorbereitete Beamtenstand monarchischer Staaten seine Vorzüge hat. Darum bin ich zu Ihnen gekommen und habe mich der liebenswürdigen Offerte des Herrn Oberbaurathes, mich bei Ihnen einzuführen, bedient. Ich komme zu Ihnen, weil ich Sie als Richter in einem strenge geregelten monarchischen Staatswesen von jeder Rücksicht auf Volksleidenschaften frei weiß. Ich komme zu Ihnen mit der ehrenhaften Offerte, einem Angeklagten, der gar nicht schuldig sein kann, das unveräußerliche Recht zuzugestehen, als unschuldig zu gelten, bis er durch Richterspruch seiner Schuld überführt ist. Ich komme zu Ihnen als Amerikaner, der bei aller Liebe zu seinem Adoptiv-Vaterlande bedauert, daß dessen freie Institutionen durch Lynchjustiz geschändet werden. Ich komme als Jude zu Ihnen, dem geborenen Juden, weil ich voraussetze, daß, wie sich auch Ihre religiösen Ueberzeugungen geändert haben mögen, Sie doch eine Beleidigung Ihrer Vergangenheit, Ihrer im Judenthum verbliebenen Angehörigen, Ihrer im Grabe ruhenden Eltern als einen persönlichen Schimpf empfinden müssen."

Vogue war während seiner Rede aufgestanden und hatte mit sichtbarer innerer Erregung gesprochen, während Hirschmann mit unverholener Bewunderung und die beiden Brüder mit offenbarem Interesse ihm lauschten; nur als er das ehemalige Judenthum des Richters berührte, zog eine Bläße des Unwillens über des Letzteren Gesicht. Er schien eine Erregung niederzukämpfen, denn es dauerte eine kleine Weile, die unter den obwaltenden Umständen einen peinlichen Eindruck hervorrief, bis er das Wort nahm.

„Ich erlaubte mir gleich im Beginne unserer Unterredung Ihnen zu bemerken," sagte er langsam und feierlich, „daß ich nur als Richter zu der Sache Stellung nehmen kann. Für den Richter existieren in erster Linie nur Thatbeweise; Motive kommen nur insofern in Betracht, als sie die Wahrscheinlichkeit eines nicht ganz einwandfreien Beweises erhöhen oder bei der Urteilsfällung, sei es als erschwerende, sei es als mildernde Umstände in Erwägung gezogen werden. Gestatten Sie mir daher, Ihnen den Sachverhalt darzulegen, wie er sich aus den Akten ergiebt. Am Montag den 24. Juni abends ist der Rabbiner David Steinbach aus Heinrichsbad, wo er mit seiner Gattin seit dem ersten dieses Monats weilte, nach Hause zurückgekehrt; er befand sich in Begleitung eines unbekannten, bisher noch nicht eruirten Mannes, der ihn nach seiner Wohnung begleitete. Dort traf bald darauf der Schächter und Gemeindediener Habakuk Stampfer ein, der einen verhüllten Gegenstand in einem Sacke oder einem Tuche trug — die Zeugenaussagen differieren über diesen Punkt. Allgemein zugegeben wird hingegen, daß bald nach dem Erscheinen des Stampfer die Rollvorhänge an der Wohnung des Rabbiners heruntergezogen wurden, was vielen Leuten auffiel. Bald darauf entfernte sich Stampfer wieder mit einem verhüllten, offenbar blutigen Gegenstande, den er, wie einige Zeugen sagen, nach der Synagoge getragen haben soll, deren Thüre er sorgfältig hinter sich schloß, nachdem er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah, als wollte er sich vergewissern, daß er nicht beobachtet werde. Der Rabbiner trat nach einer geraumen Weile mit dem anderen Mann aus dem Hause. Auch sie sollen sich scheu umgesehen und hebräisch mit einander gesprochen haben. Der Fremde, der als ein alter Jude mit einem langen Bart, geringelten Seitenlocken, einem langen Kaftan und rollenden unheimlich großen Augen geschildert wird, verschwand plötzlich, doch wollten ihn zwei Zeugen, die Näherin Susanna Reiter und der in ihrer Gesellschaft befindliche Fleischergeselle Friedrich Wolz am späten Abend aus dem der Rabbinerwohnung gegenüberliegenden Gäßchen herauskommen gesehen haben. Wolz behauptet, der Fremde habe ihn in gebrochenem Deutsch nach der Straße gefragt, welche nach Krakau führe. Susanna Reiter weiß sich daran nicht zu erinnern, denn sie wurde von der plötzlich aufgetretenen Erscheinung so erschreckt, daß sie nichts als die unheimlichen Augen sah. Der Angeklagte und Stampfer wollen von einem solchen Fremden nichts wissen. Ueber das Folgende differieren die Aussagen. Der Arbeitsgeber des Wolz behauptet mit aller Entschiedenheit, daß Rosa Herblich, Dienstmädchen im Hause des Rabbiners Steinbach, noch spät abends nach seinem Laden gekommen sei, um von einem frisch geschlachteten Rinde die Zunge zu holen, die

erst gegeben werden darf, nachdem Stampfer als Schächter das Thier als genießbar erklärt. Gerade bei dem Untersuchen des auf dem Boden liegenden, geschlachteten Thieres ist Stampfer in dem Blute ausgeglitten und hat sich eine so schwere Verletzung an der Kniescheibe zugezogen, daß er seither bettlägerig ist. Diese Aussage wird nicht nur von allen Hausgenossen des Fleischers mit Ausnahme des genannten Gesellen, sondern auch von dem Krämer Anton Waller bestätigt, der sich mit Bestimmtheit daran erinnern will, daß Rosa Herblich noch spät abends am Montag zu ihm gekommen sei und beim Einkaufe verschiedener Artikel, die sie im Auftrage ihrer Dienstgeberin besorgte, sich beklagte, daß sie deren wichtigsten Auftrag, ihr eine Ochsenzunge zu schicken, nicht ausführen konnte. Ein Irrthum erscheint ausgeschlossen, da Waller und sein im Laden anwesender Lehrbursche sich mit aller Bestimmtheit erinnern, daß der dem Stampfer zugestoßene Unfall den Gesprächsstoff gebildet habe, weil eben dieser Unfall den Stampfer verhinderte, die rituell gebotene Untersuchung des geschlachteten Rindes durchzuführen, weshalb das Fleisch nach dem Gesetz nicht genießbar war. Da die Anklage gegen Stampfer einzig und allein auf der Aussage des Wolz beruht, der von allen anderen Zeugen widersprochen wird, und da bei seinem physischen Zustand ein Fluchtversuch ausgeschlossen ist, hat die Staatsanwaltschaft von seiner Verhaftung sowie auch von der Anklageerhebung gegen ihn abzusehen geglaubt, indem es sich bei seiner Vernehmung als Zeuge sofort herausstellen wird, ob er an der Ermordung der Rosa Herblich beteiligt war. Nun kommen wir zu dem wichtigsten Momente. Der Rabbiner Steinbach besuchte am Morgen die Synagoge, wo nach der Aussage mehrerer Zeugen eine ungewöhnlich große Zahl von Besuchern, unter denen auch mehrere fremdartig gekleidete langbärtige Männer auffielen, sich versammelten. Dieselben Zeugen wollen auch bemerkt haben, daß der Rabbiner Steinbach beim Verlassen der Synagoge sich von den Fremden mit geheimnißvollen Zeichen verabschiedete, indem er die Augen weit öffnete und dann den Zeigefinger auf die festgeschlossenen Lippen legte, als wollte er ihnen Stillschweigen über alles Gesehene strenge einschärfen. Von der Synagoge ging er heim. Vor der Thüre traf er den Bäckerjungen, dem er das regelmäßig jeden Morgen abgelieferte Gebäck abnahm; ein Vorgang, der nach der Aussage des Jungen ganz ungewöhnlich war, aber ihm doch nicht auffiel, weil er annahm, der Rabbiner sei zufällig gerade in diesem Augenblicke aus der Synagoge nach Hause gekommen, indessen sei es auch möglich, daß der Rabbiner an der Thüre auf ihn gewartet habe. Die in dem Meierhofe Rollstein bedienstete Magd Theresia Franz behauptet, sie hätte am frühen Morgen des 25. Juni, wie gewöhnlich, eine Flasche Milch an dem Küchenfenster der Rabbinerwohnung niedergestellt, und sie will bemerkt haben, daß der Rabbiner sie von dem Fenster des ersten Stockwerkes aufmerksam beobachtete, auch soll es ihr aufgefallen sein, daß die Fenster der Küche geschlossen waren, und daß sie das Dienstmädchen nicht gesehen habe. Befragt, ob sie sonst die Milch dem Dienstmädchen persönlich übergeben habe, räumte sie ein, daß das nur ausnahmsweise der Fall gewesen sei. Auf alle Fälle ist sie jedoch nicht in der Lage anzugeben, ob Rosa Herblich im Hause

war und noch weniger, ob das Verbrechen schon damals begangen worden sei. Am späten Abend, den 25. Juni, kam Friedrich Wolz zu dem Hause des Rabbiners, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, klopfte wiederholt an der Vorderthüre sowie an dem rückwärts zur Küche führenden Eingang, so heftig, daß die Nachbarn darauf aufmerksam wurden. Nach längeren Versuchen, die Thüre oder die Fenster zu öffnen, gaben die Nachbarn ihren Besorgnissen Ausdruck, weil sie tagsüber die Rosa Herblich nicht gesehen hatten. Man verständigte den Gemeinde-Polizisten, ein Schlosser wurde geholt und die Thüre wurde geöffnet. In der Küche lag Rosa Herblich mit durchschnittenem Halse. Der am nächsten Morgen aufgenommene Thatbestand ergab, daß in dem Hause alles in Ordnung war und nur die Küche die Spuren eines zwischen dem Opfer und seinem Mörder stattgefundenen Kampfes zeigte. Eine klaffende Kopfwunde am Schädel der Ermordeten bewies, daß sie entweder mit einem scharfen Instrument angegriffen wurde, oder daß sie in dem Kampfe mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand, etwa gegen die Kante eines Ofens oder eines Schrankes, geschleudert worden war und daß hierauf, als sie noch lebte, ihr Hals mit einem scharfen Messer durchschnitten wurde. Am Nachmittage desselben Tages wurde der Rabbiner Steinbach in Heinrichsbad verhaftet, und obwohl er jede Kenntnis dieser Thatsache in Abrede stellte, dem Untersuchungsgerichte eingeliefert."

Der Landesgerichtsrath legte die Akten beiseite und wandte sich wieder seinen Besuchern zu. „Sie sehen, meine Herren, daß die Verdachtsgründe ziemlich dringende waren. Der Rabbiner Steinbach hat seinen Aufenthalt auf dem Kurplatz in auffälliger Weise unterbrochen, ist nach seiner Wohnung zurückgekehrt, war über Nacht in derselben und am nächsten Abend wurde das Dienstmädchen ermordet aufgefunden, ohne daß man sie an jenem Tage lebend gesehen hatte. Allerdings gibt er an, er sei wegen eines besonderen Gottesdienstes, der an diesem Tage, als einem jüdischen Fasttage, stattfand, zurückgekehrt, um den Gottesdienst am Abend des 24. und am Morgen des 25. Juni zu besuchen. Diese Behauptung ist durch die Vorlage eines jüdischen Kalenders erhärtert worden. Es ist ferner durch die Vernehmung verschiedener Zeugen festgestellt, daß Rosa Herblich, die seit vier Jahren in dem Hause des Rabbiners bedienstet war, gut behandelt wurde, sowie daß Herr Steinbach während seiner vierzehnjährigen Amtstätigkeit in demselben Orte sich eines vortrefflichen Leumunds erfreut. Die Motive zu einer solchen That wären daher kaum in einer leidenschaftlichen Aufwallung des Angeklagten, noch in dem Versuche eines unsittlichen Aktes, dem das Opfer sich widersetzt hätte, zu suchen. Das einzige Motiv, welches vorläufig in Frage kam, ist das eines religiösen Fanatismus."

„Entschuldigen Sie, Herr Landesgerichtsrath," fiel ihm Hirschmann ins Wort, „das ist doch eine beleidigende Zumuthung gegenüber unserer ganzen Gemeinde und gegenüber unserer ganzen Religion. Wir haben unsere Verfassung, die uns allen freie Religionsübung zusichert, was doch nicht der Fall sein könnte, wenn zur Erfüllung unserer religiösen Vorschriften ein Verbrechen möglich wäre. Es wäre die Pflicht des Staates, uns gegen eine solche Verleumdung zu schützen, und die Behörden sollten eine solche Anklage überhaupt

nicht annehmen." Der Landesgerichtsrath sah über den Sprecher hinweg, als ob er Luft wäre, und indem er seine Lippen kräuselte und seine Augen zur Hälfte schloß, sagte er in denselben Ton, in dem er zuvor gesprochen hatte, als wäre die Unterbrechung nur eine Pause gewesen, die durch keine Zwischenbemerkung ausgefüllt war: „Motive sind, wie ich den Herren bereits bemerkt habe, für die gerichtliche Untersuchung nur in geringem Maße von Belang. Zuerst gilt uns die Thatsache, daß ein Verbrechen vorliegt, dann suchen wir nach dem Thäter, der, sei es durch Zeugenbeweise oder durch Indizien allgemeiner Natur, das Verbrechen begangen haben konnte; erst in so fern, als Zweifel an dem Thäter auftauchen, tritt als ein aufklärendes Moment die Suche nach Motiven hinzu. Die Thatsache steht einmal fest, daß das Verbrechen in dem Hause des Rabbiners begangen wurde, ferner daß er der Letzte war, der in diesem Hause vor der That gesehen wurde. Der Verdacht ruht naturgemäß auf ihm umsomehr, als seine Anwesenheit an dem Thatorte zu dieser Zeit eine ganz auffällige war." „Gestatten Sie mir, Herr Oberlandesgerichtsrath," fiel Herr Vogue ein, „daß ich Sie unterbreche. Selbst als Laie in juristischen Dingen glaube ich die Bemerkung nicht unterdrücken zu können, daß es die größte Thorheit seitens Herrn Doktor Steinbachs sein müßte, sich, wenn er ein solches Verbrechen plante, in auffälliger Weise an dem Thatorte zu zeigen; anderseits will es mir in der That scheinen, daß Herr Hirschmann insofern Recht hatte, als man viele der widersprechenden Zeugenaussagen nur aus dem Prinzip erklären kann, daß die schändliche Verleumdung in den Köpfen schwach veranlagter Personen eine solche unheilvolle Verwirrung angerichtet hatte, daß sie Dinge zu sehen und zu hören geglaubt haben, die thatsächlich nur ihrer Fantasie und dem Eindrucke fantastischer Geschichten entsprang, und daß ferner unglücklicher Weise die Hetze der letzten Jahre das moralische Bewußtsein vieler Volkskreise so vergiftete, daß sie genau, wie es im Mittelalter der Fall gewesen war, ohne die leisesten Gewissensbisse die verlogensten Geschichten zum besten geben, wenn einzelne Juden oder das Judentum als Körperschaft die Opfer einer solchen Verleumdung sind."

„Ueber Politik und Religionsfragen geziemt es mir nicht, ein Urteil abzugeben," erwiderte der Landesgerichtsrath, „besonders Fragen theologischer Natur, zumal sie das Judenthum betreffen, liegen mir fern. Ich weiß, daß dieser Behauptung in diesem Falle von anderen widersprochen wurde und muß daher von meinem Standpunkte als Richter die Frage als eine offene behandeln."

„So ganz zinperlich mußt Du gar nicht thun," fiel ihm der Baurath ins Wort. „Soviel haben wir doch schließlich von unserer allerdings nicht sehr tief gehenden Jugenderziehung übrig behalten, um zu wissen, daß die sogenannte Blutbeschuldigung gerade so wie die Durchstechung von Hostien und die Brunnenvergiftung mittelalterliche Märchen sind, theils aus dem Uebelwollen der Bevölkerung und theils aus Aberglauben entstanden. Seit der Protestantismus den Glauben an die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi aufgegeben und bekämpft hatte, haben die blutenden Hostien ihre Erscheinung eingestellt, und seit die Wissenschaft die Bazillen epidemischer

Krankheiten entdeckt hat, ist es unmöglich geworden, an die Vergiftung der Brunnen als Ursache der Pest zu glauben. Es blieb also für den Verfolgungswahn als einziges Mittel der sogenannte Ritualmord. Wir wissen doch schließlich, daß man in unserer Jugend keine Absicht hatte, uns eine religiöse Gewohnheit des jüdischen Lebens zu verheimlichen. Am allerwenigsten hätte das unser Großvater gethan, der mit seiner peinlichen und quälerischen Frömmigkeit, die in mir, ich kann es heute gestehen, ordentlichen Ueberdruß erzeugte, uns zu allen rituellen Uebungen anhielt. Die wir den unnötigen Ballast von uns geworfen haben, sollten doch wieder soviel Gerechtigkeitsgefühl besitzen, der Wahrheit die Ehre zu geben."

Der Landesgerichtsrath schien von diesen Reminiszenzen an seine Kindheit jedenfalls nicht angenehm berührt. Er kräuselte während der Rede seines Bruders unwillig die Stirn und machte sich mit den Akten auf seinem Schreibtische zu schaffen, wobei er that, als hörte er diese Bemerkung nicht, wenigstens vermied er es, darauf zu erwidern und ließ eine Pause im Gespräch eintreten. Erst nach einer kleinen Weile nahm Herr Vogue das Wort: „Es liegt mir sehr fern, Herr Oberlandesgerichtsrath," begann er, „auch nur den leisesten Versuch zu machen, auf den Gang der gerichtlichen Untersuchung einzuwirken. Ich persönlich bin von der Haltlosigkeit eines religiösen Motives für den Mord und auch von der vollständigen Unschuld des Herrn Dr. Steinbach überzeugt; meine Bitte geht nur dahin, die Untersuchung gegen das unglückliche Opfer einer Verleumdung auf freiem Fuße zu führen; dagegen kann doch wol kein Anstand obwalten, nachdem auf alle Fälle die Anklage nicht erwiesen und der Angeklagte ein durchaus unbescholtener Mann ist, und nachdem ich ferner mich erboten habe, jede verlangte Bürgschaft zu leisten. Ich kenne die gesetzlichen Verhältnisse hier zu Lande so genau nicht, weiß aber, daß in meiner Heimat in einem solchen Falle auch nicht das leiseste Bedenken obwalten würde."

Der Oberlandesgerichtsrath fuhr mit der linken Hand über seine Stirn und über sein kahles Haupt mehrere male nachdenklich hin und her und ließ die Spitzen seines Schnurrbartes durch seine Finger gleiten, ohne etwas zu erwidern. Während dieser Pause klopfte es und ein Amtsdiener brachte ein umfangreiches versiegeltes Schreiben, indem er mit unterwürfiger Höflichkeit sagte: „Entschuldigen Herr Oberlandesgerichtsrath, dieser Brief ist eben durch einen Eilboten überbracht worden, und da er die Bezeichnung „höchst dringend" trägt, habe ich mir erlaubt zu stören."

„Es ist gut," sagte der Angeredete, „bleiben Sie bei der Hand, falls ich Sie brauchen sollte." „Soll ich hier bleiben, Herr Oberlandesgerichtsrath?" fragte der Diener. „Nein, Paul, bleiben Sie nur im Vorzimmer; ich werde klingeln, wenn ich Sie brauchen sollte," und zu den Anwesenden gewendet, sagte er: „Die Herren entschuldigen, wenn ich mich meinen Amtspflichten widmen muß." Dann öffnete er nachlässig den Brief und nahm die darin liegenden Akten heraus. Die Anwesenden, welche die höflichen Worte mit leisem Kopfnicken beantwortet hatten, bemerkten, wie der Landesgerichtsrath bei dem Lesen der Akten den Ausdruck des Erstaunens zeigte, wie er sich immer mehr mit großem Interesse in diese

Lektüre vertiefte. Er las offenbar in flüchtiger Hast, indem er rasch die Blätter wendete, und als er zu Ende gekommen war, begann er wieder von neuem, las jeden Satz und jedes Wort prüfend noch einmal. Als er endlich die Lektüre beendigt hatte, erhob er sich und sagte: „Meine Herren, die Angelegenheit geht den Gegenstand unseres Gespräches näher an, als wir alle hätten vermuten können. Mir wird soeben aus der Hauptstadt von der dortigen Staatsanwaltschaft ein Akt zugestellt, wonach Friedrich Wolz, Hauptbelastungszeuge gegen den angeklagten Rabbiner Steinbach, verhaftet wurde. Er hatte sich durch auffälliges Geldausgeben bemerkbar gemacht, und ein Geheimpolizist, der offenbar von privater Seite mit seiner Ueberwachung betraut worden war, hatte herausgebracht, daß er Tags zuvor ein Werthpapier, und zwar einen Pfandbrief der Landeshypothekenbank, veräußert hatte. Durch eifriges Suchen gelang es dem Detektive festzustellen, daß dieser Pfandbrief vor etwa einem Jahre von einem Dienstmädchen auf dem Lande gekauft worden war. Auf diese Anzeige hin wurde Wolz verhaftet und in seinem Besitze fanden sich ein Ring und eine Brosche, über die der Besitzer widersprechende unglaubliche Angaben machte. Wolz ist demnach auf Antrag der Staatsanwaltschaft unter dem Verdachte des Mordes an Rosa Herblich gefänglich eingezogen worden. Unsere Sache tritt daher in ein neues Stadium. Meine richterliche Erfahrung," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, indem er die Unterlippe zwischen den Zähnen einkniff und die Stirn in Falten legte, „lehrt mich sensationellen Enthüllungen gegenüber Besonnenheit, zumal wenn sie von Seiten gedungener Privatdetektive kommen; aber es ist immerhin höchst befremdlich, wenn ein Belastungszeuge selbst verdächtig wird. Die Sache selbst wird Sie ja wohl vom allgemeinen Standpunkt nicht interessiren, das heißt, insofern als Ihr Freund nicht dabei in Betracht kommt. Ueberdies verpflichtet mich meine richterliche Stellung zur Vorsicht in Aeußerungen, welche einen schwebenden Fall betreffen, anderseits bin ich gerne bereit, dem Antrag auf Stellung des Doctor Steinbach auf freien Fuß mein Interesse zuzuwenden. Wollen Sie, Herr Vogue, Ihren Advokaten dahin instruiren, mir morgen Ihr Gesuch vorzulegen. Ich werde es mit thunlichster Beschleunigung behandeln. Das ist Alles, was ich für den Augenblick sagen kann, aber die Herren werden einsehen," fügte er hinzu indem er sich erhob und sich leicht verbeugte, „daß ich gegenwärtig von dringenden Geschäften in Anspruch genommen bin und werden entschuldigen."

„Bitte, Herr Oberlandesgerichtsrath!" sagte Herr Vogue, inden er sich erhob, „es liegt mir fern, Ihre Zeit mehr als dringend nöthig in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als ich aus dieser geradezu providentiellen Unterbrechung frischen Mut schöpfe, ja die Ueberzeugung gewinne, daß dem Rechte zum Siege verholfen werden wird." „Es ist mir ein ganz besonderes Vergnügen gewesen," erwiderte der Oberlandesgerichtsrath, indem er sich verbeugte. „Auf Wiedersehen, Albert," setzte

er hinzu, indem er seinem Bruder die Hand schüttelte. „Heute nach Schluß der Büreaustunden im Volksgarten! —.

16. Kapitel.

Die Generalbeichte.

Der Spätsommer hatte sich in Heinrichsbad mit kühlem regnerischem Wetter eingestellt. Die Waldwege waren feucht und theilweise ungangbar; der Aufenthalt im Freien am Abende sehr unangenehm oder ganz unmöglich; viele der Sommerfrischler waren ungeduldig vor der Zeit in ihre Stadtwohnung zurückgekehrt; die wenigen Zuzügler bestanden aus den sparsamen Leuten, welche absichtlich am Schlusse der Saison kommen, um die billigere Zeit abzuwarten; die Kellner, deren Trinkgelder auf diese Weise verkürzt wurden, hatten ihre Dienstbeflissenheit ermäßigt, und über dem Kurhause lag die Atmosphäre einer verlassenen Burg, die Atmosphäre der Langeweile und des Verfalles.

In dem fast menschenleeren Saale saß Dr. Pulsnitz, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Er schrieb an seinen Freund Steinbach, der soeben aus mehr als zweimonatlicher Untersuchungshaft entlassen, in der Hauptstadt sich niedergelassen hatte, theils weil ihm der Ort seiner amtlichen Wirksamkeit verleidet worden war, theils weil die Gemeinde selbst noch immer die im Orte herrschende Aufregung fürchtete, welche durch klerikale und antisemitische Agitation monatelang angefacht, sich auch nach Verkündigung des freisprechenden Urtheiles nicht beruhigen wollte.

„Mein lieber Freund!" schrieb er. „Mit aufrichtiger Bewunderung, ja, ich muß es gestehen, mit stillem Neide blicke ich zu Dir auf. Es schwebt mir so dunkel eine Erinnerung aus dem Talmud vor, — Du wirst es besser wissen — wo erzählt wird, daß zwei Rabbinen gleichzeitig zum Richtplatze geführt wurden, der eine wegen politischer Umtriebe, der andere, weil er trotz des bestehenden Verbotes seine Vorträge aus der Gotteslehre fortgesetzt hatte. Da ruft der Erstere: 'Wehe mir, daß ich gerichtet werde wegen eitler Dinge; Heil dir, der du gerichtet wirst wegen Deiner Hingabe an das ewige Leben!' Ja, lieber wackerer Freund, Heil Dir, der Du den Vorzug genossest, die Märtyrerkrone unseres Volkes auf dem Haupte zu tragen! Rabbi Akiba, dem man mit glühenden Zangen das Fleisch vom Leibe zwickte, Priscus, den ein wüthender Pöbel in Stücke riß, weil er die Argumente des heiligen Gregor von Tours für die Geburt des Gottessohnes von einer Jungfrau nicht überzeugend fand; die Tausende und Abertausende, welche die Kreuzfahrer, die Geißlerbrüder, die kanonisierten Kannibalen wie Peter von Arbues, die entmenschten Kosakenhorden unter Chmelnicki hinrichteten, die unzähligen Opfer der jesuitischen Gegenreformation, die hingeschlachtet wurden, um durch Befriedigung des Blutdurstes, der dem Pöbel innewohnt, die Massen dem kirchlichen Joche zu unterwerfen, die beiden am Neujahrsfeste hingerichteten Märtyrer von Rushony, der arme Levi Kurzhandl in Prag, der, nachdem alle Knochen in seinem Leibe vom Rade des

Henkers gebrochen waren, noch schnell durch ein paar Wassertropfen von dem Pater der Gesellschaft Jesu in das Himmelreich befördert wird; die beiden Brüder Reizes in Lemberg, die mit teuflischer Bosheit am Schabuothfeste unter Qualen hingerichtet wurden, die einen Indianer schaudern machen müßten; sie haben wieder einen Nachfolger erhalten. Mit vollem Rechte darfst Du, wenn auch Dein Leib nicht den Henkersknechten in der Folterkammer überantwortet wurde, das alte Märtyrergebet in der täglichen Andacht sprechen: 'Heil uns, wie selig ist unser Theil, wie lieblich unser Los, wie herrlich unser Erbe, denn uns ist es gestattet, den Namen Gottes zu heiligen vor einer ganzen Welt.'

„Gegen meinen Willen werde ich sentimental, denn ich habe es sonst immer als die vornehmste Aufgabe des Lebens betrachtet, alle Sentimentalität als unwahr zu bekämpfen, aber Dein mannhaftes Auftreten, Deine unerschrockene Wahrheitsliebe und Deine Logik in der Vertheidigung haben mich begeistert. Du hattest unbedingt Recht. Man sage den Leuten: Die Rinderpest kommt davon, daß das Vieh behext wird, und sie haben den ganzen Vorgang des Behexens mit allen Einzelheiten gesehen. Warum werden wir gehaßt? Weil wir zu schwach sind, um uns zu vertheidigen, und zu stark, um bemitleidet zu werden. Der Mensch ist brutal. Die Zivilisation muß seine Brutalität bekämpfen, gerade so wie der Büffel durch die Zivilisation zum Hausthiere, und der Holzapfel durch die Pflege des Gärtners zum Tafelobst erzogen werden müssen. Die englische Sprache ist durch ihrem Mischlingscharakter zu einer unvergleichlichen Elastizität entwickelt worden. Für snobbery giebt es keinen adäquaten deutschen Ausdruck. Protz und Protzenthum sind lange nicht so bezeichnend. Der Mensch ist ein snob. Homo snob naturalis Pulsnitzi. Nichts befriedigt ihn mehr als das Recht, sei es das subjektiv eingebildete oder das objektiv gesetzlich fixierte, auf Andere herabsehen zu dürfen. Das ist das ganze Geheimnis des Judenhasses, ob er jetzt religiöser, nationaler oder ökonomischer Phrasen sich bedient, um sich vor dem Forum des glücklicherweise nicht ganz zu ertödtenden moralischen Bewußtseins zu rechtfertigen. Rechnet man dazu, daß Kirchenglaube in jeder Form — entschuldige meine Offenheit! — dazu dient, eine jeder Kritik unzugängliche Selbstgewißheit zu erziehen und so zur fanatischen Bigotterie wird, sowie daß die großen Massen denkfaul sind und es immer gewesen sind, so ist das Geheimnis unserer jahrtausende alten Verfolgungsgeschichte gelöst. Wir selbst sind nun zum Leiden verurtheilt oder privilegiert, je nachdem man es nimmt, und wir können daran ebensowenig etwas ändern, als wir die periodisch wiederkehrenden Erdbeben, Hagelschläge oder Ueberschwemmungen verhindern können. Der Einzelne mag sich aus dem Elende durch List retten, wie ein einzelner Gefangener sich durch Bestechung die Freiheit erkaufen kann; die große Masse ist mit unlösbaren Fesseln an die Galeere geschmiedet."

„Diese Wahrheit ist mir erst durch Deinen Fall lebendig in das Bewußtsein getreten. Ich hatte anders gedacht. Warum soll ich es leugnen? Ich fühlte, daß wir eine Fessel schleppen, aber mir schien es, als wäre es unsere eigene Schuld; ich glaubte, daß es uns erginge, wie es einem Galeerensträfling nach jahrelanger Strafknechtschaft ergehen mag, daß wir meinen,

daß uns das Gewicht und das Geraſſel der Ketten zu unſerem Behagen nöthig ſei. Ich glaubte, daß wir das wirkliche Menſchenideal, irdiſches Wohlergehen, geiſtige Freiheit, ſittliches Handeln und die Freude an dem Schönen, ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Beziehungen verwirklichen oder zum Mindeſten anſtreben könnten. Es ſchien mir, daß, während wir am Neujahrsfeſte routinemäßig beten, daß alle Völker einen einzigen Bund bilden ſollen, wir das Gegentheil anſtreben. Jetzt will ich es in die Welt hinausrufen: Israel iſt wie der kranke Rabbi Jochanan im Talmud, der, an ſein Siechbett gefeſſelt, von dem falſchen Freunde die human klingende Phraſe hören muß: 'Richte dich auf!' 'Leicht geſagt!' ſeufzt der durch Leiden geſtählte Philoſoph. 'Kein Gefeſſelter kann ſich ſelber aus dem Kerker befreien.' Wir haben weder die phyſiſche Kraft noch die moraliſche Pflicht, um uns zu befreien. Unſer Kerkermeiſter muß die Thüren unſerer Zelle öffnen, unſere Feſſeln löſen und uns mit demüthiger Abbitte für das uns zugefügte Unrecht entlaſſen. Dazu fehlt aber leider noch viel, und deſſen bin ich erſt wieder durch Deine Geſchichte bewußt geworden."

„Diesmal war das Recht vom Glücke begünſtigt," wie ich ſchon in meinem geſtern an Dich abgeſandten Telegramm geſagt habe. Das erſte Glück war, daß ich den wackeren Miſter Vogue für Deinen Fall intereſſiren konnte. Ich that es nicht nur aus freundſchaftlichem Pflichtgefühl gegenüber Dir, weil ich es auch in jedem anderen Falle als meine Schuldigkeit gegenüber jedem Juden betrachtet hätte, ſondern auch als Amerikaner. Ihr Europäer ſehet ein Mal und das andere Mal einen Amerikaner, der vor Jahren als Lumpenſammler auswanderte und Lumpenſammler geblieben iſt in ſeinem geſellſchaftlichen Auftreten und in ſeinem geiſtigen Niveau, wenn er es auch inzwiſchen zum Fabrikanten oder zum Bankier gebracht hat. Ein ſolcher erſcheint euch als der Typus des Amerikanerthums. Ein Amerikaner, der in Bahnpapieren ſpekuliert und dabei Idealiſt ſein kann, der generös iſt, ohne protzig zu ſein, der ſelbſtbewußt iſt, ohne jedermann zu provozieren, iſt euch unfaßbar. Dein Freund Hirſchmann hat ſofort ſein Herz in die Hoſen fallen laſſen, als ich ihm vorſtellte, er ſolle ſich namens der Gemeinde in einem Zirkulare an alle anderen Gemeinden ſowie an die reichen Glaubensgenoſſen wenden, um die zu Deiner Vertheidigung nöthigen Mittel aufzutreiben. Er fürchtete, die Herren Büreaukraten könnten das übelnehmen, denn ſo etwas wäre eine Ueberſchreitung des geſetzlichen Wirkungskreiſes der Gemeinde; man ſollte lieber ein unabhängiges Komite bilden. Ich ging alſo zu dem Geheimen Kommerzienrath Herrn von Liebenberg, der noch immer als generöſer Wohlthäter in den Liſten euerer Vereine figuriert, während ſein Sohn, um Gardeoffizier zu werden, und ſeine Tochter aus Liebe zu einem unſchuldig verſchuldeten Rittergutsbeſitzer das heilige Sakrament der Taufe genommen haben. Seine Antwort war höfliches Bedauern. Wenn ein Subſkriptionsbogen ihm vorgelegt werden würde, wolle er ja ſeinen Theil beitragen, aber an die Spitze eines ſolchen Unternehmens könne er ſich nicht ſtellen, denn man ſpreche ohnehin immer von jüdiſcher Solidarität, und es ſei nicht gerathen, dieſem Gerede neue Nahrung zu geben; zudem könne man auf unſeren Richterſtand vertrauen. Ich dachte mir innerlich die bekannte Antwort Götzens von

Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann und zwar ohne Gedankenstrich, und empfahl mich. Da fiel mir Herr Vogue ein, der im Interesse seines Bahnprojektes in der Gegend weilte. Ich hatte ihn einmal kennen gelernt, als ich bei Eröffnung einer Wohlthätigkeitsanstalt, deren Präsident er war, ein Gebet sprach, wie das drüben üblich ist. Unsere Bekanntschaft war eine sehr flüchtige, und ich zweifle, ob es mehr als eine Höflichkeitsphrase war, wenn er sagte, daß er sich meiner ganz wohl erinnere. Es war am Montag nach Deiner Verhaftung und ich zeigte ihm den Antonius-Boten, in welchem Dein „Herr Kollege," der uns damals in der Burgruine so liebenswürdig grüßte, die Geschichte von dem um seines Glaubens willen ermordeten „heiligen" Simon von Trient als besonders zeitgemäß mit allerlei Anspielungen auf die Wichtigkeit solcher unwiderleglicher geschichtlicher Zeugnisse auseinandersetzte. Fortsetzungen solcher Märtyrologien wurden versprochen. Ich stellte Herrn Vogue vor, daß wir in größter Gefahr seien, ein neues sogenanntes Geschichtszeugnis in die literarische Werkstätte des Jesuitismus zu liefern, und bat ihn, zur Bildung eines Hilfskomites die Initiative zu ergreifen. Er war sofort Feuer und Flamme und fragte mich, ob ich wohl die Summe von zehntausend Dollars für ausreichend halte. Ich mußte erwidern, daß ich darüber nicht informirt sei, aber daß diese Summe für hierländische Begriffe jedenfalls sehr bedeutend sei. „Gut," meinte Herr Vogue, „rechnen wir auf zwanzigtausend, und das Komite ist gebildet. Wer nachkommen will, ist willkommen."

„Das war nun Dein erstes Glück. Während die Gerichtsbehörden unter dem Drucke der klerikalen Agitation den offenbarsten Erdichtungen Gewicht beimaßen und nach dem geheimnisvollen Juden mit dem langen Bart, der jedermann auf Hebräisch nach dem kürzesten Wege nach Krakau gefragt haben sollte, Umschau hielten, übergab Vogue den Fall der europäischen Filiale eines amerikanischen Detektivbüreaus. Meine eigene Aussage, daß nur ich der Jude mit dem langen Bart gewesen sein könne, daß ich bei heruntergelassenen Vorhängen eine photographische Aufnahme jener grotesken Szene gemacht hatte, die mir von meinem ersten Besuche bei Dir in Erinnerung blieb, wie Stampfer in die Rinderlunge hineinbläst und Du nachdenklich daneben stehst, fand keinen Glauben. Wohl hatte ich aus New-York die dorthin abgesandte Photographie kommen lassen, hatte nachgewiesen, daß sie meinem Kodak entstamme; wohl lag auch der bei Henderson erschienene Essay „ein innerer Riß" vor, wohl hatte ich auch durch den merkwürdigen Zufall von der Welt das Billet aufbewahrt, welches ich für die Fahrt nach Heinrichsbad an diesem Tage gelöst hatte; das Alles sollte nichts helfen. Der Postillon konnte sich durchaus nicht erinnern, daß ich an diesem Tage nach Heinrichsbad gefahren sei, und die anderen Zeugen blieben bei dem Hebräisch sprechenden Juden mit Kaftan und Ringellocken, der durchaus nach Krakau wollte."

„Deine Sache hätte schlecht gestanden, wenn das Detektiv-Büreau nicht die wichtige Entdeckung gemacht hätte, daß der Hauptbelastungszeuge Wolz einen Pfandbrief der Hypothekenbank verkauft habe, und, was am verdächtigsten war, daß er es unter falschem Namen gethan hatte. Dem Hypothekenpfandbrief wurde nachgeforscht, und es stellte sich heraus, daß er seinerzeit

in dem Bankhause Benedikt und Söhne von der Ermordeten selbst gekauft worden war. Man beobachtete weiter und bemerkte, daß Wolz nicht arbeitete und verschwenderisch lebte, und die Geheimpolizisten, die ihn im Gasthause beobachteten, hörten, daß die Näherin Susanne Reiter, mit der er im gemeinsamen Haushalte lebte, ihm, als er sie mißhandelte, drohte, sie werde Alles sagen. Daraufhin wurde dem Gerichte die Anzeige gemacht und Beide wurden verhaftet."

„Die Hetzer thaten ihr Aeußerstes, um die Behörden von der richtigen Spur abzubringen. Das Zeugnis der Firma Benedikt wurde verdächtigt, weil sie Juden und überdies mit Dir in geschäftlicher Verbindung seien. Wolz, der bei seiner ersten Vernehmung das Werthpapier gefunden haben wollte, besann sich offenbar auf den Rath des Advokaten, der ihm von der Clique beigegeben worden war, eines Besseren. Er hatte seine Ersparnisse von der Militärzeit, als er in der Verpflegungsabtheilung beschäftigt war, in dieser Weise angelegt, und da er jetzt durch die Schuld der Juden, die bei seinem früheren Arbeitsgeber seine Entlassung erzwungen hätten, brotlos geworden sei, mußte er den Pfandbrief veräußern und aus Scham über seine Nothlage habe er bei dem Verkaufe seinen Namen verschwiegen. Befragt, wieso er in den Besitz der der Ermordeten gehörigen Schmucksachen gelangt sei, erwiderte er, die Rosa habe sie ihm zur Aufbewahrung übergeben, weil sie immer fürchtete, es werde ihr im Hause des Rabbiners „etwas zustoßen," und sie hätte ihm für diesen Fall diese Gegenstände vermacht; darum habe er sich nicht für verpflichtet gehalten, diesen Umstand zu erzählen. Glücklicherweise konnte man doch den Büchern eines so geachteten Bankhauses wie Benedikt und Söhne den Glauben nicht versagen, obwohl die antisemitische Presse den Verdacht aussprach, die Bücher seien zu diesem Zwecke angelegt worden. Zu noch größerem Glücke für Dich stellte es sich heraus, daß das Bankhaus die Pfandbriefe gleich bei ihrer Emission von der Landeshypothekenbank übernommen hatte und daß diese Emission ein Jahr nach der Zeit erfolgt war, als Wolz aus dem Militärdienst entlassen wurde. Schließlich war es noch ein Glück, daß der Krämer Wallern und der Dienstgeber des Wolz trotz aller Einschüchterungsversuche bei ihrer ursprünglichen Aussage blieben, wonach die Ermordete noch am Leben war, nachdem Stampfer den Unfall erlitten hatte. Da die Konkubine des Wolz bezeugte, ihr Geliebter habe sie zu der Aussage von dem langbärtigen Juden veranlaßt, weil ihm sonst ein Unglück zustoßen könnte und die Juden es doch gethan hätten, blieb dem Wolz schließlich nichts übrig als einzugestehen. Auch das ist schließlich ein Glück, denn er hätte trotz aller Widersprüche bei seiner ursprünglichen Aussage bleiben können, und der Antoniusbote hätte ihn als Märtyrer gefeiert."

„Gott sei Dank, Deine Prüfungszeit ist beendet, und die Welt, die Dich so lange schnöde im Winkel sitzen ließ und die Dich vielleicht für den Rest Deiner Tage dort hätte sitzen lassen, mußte von Dir Notiz nehmen. Freilich tritt jetzt erst recht die Frage nach der Zukunft an Dich heran. Die Gemeinde hat durch diesen Zwischenfall gelitten. Hirschmann sagte mir, daß er sofort das Städtchen verlassen hätte, wenn er nicht seiner alten Mutter zuliebe bleiben müßte, die sich von der Heimat nicht trennen kann. Mit Stampfer geht es auch zu Ende, wie ich höre. Die Verletzung, die er sich zugezogen hat, und

die Aufregung, welche die wiederholten Verhöre ihm brachten, haben ihn so heruntergebracht, daß er sich bei seinem hohen Alter kaum noch erholen wird. Was willst Du ohne Stampfer anfangen? Wo wird denn in der immer schlechter werdenden Welt sich noch ein Zweiter finden, der so gewissenhaft Deinen Rath bei allen angewachsenen Lungenflügeln einholen wird? Nun, ich habe an Dich gedacht. Herr Vogue, dem ich, als Deine Freisprechung so ziemlich feststand, gelegentlich sagte, daß es für Dich so gut wie unmöglich sein würde, in Deinen früheren Wirkungskreis zurückzukehren und daß es ebensowenig wahrscheinlich wäre, daß eine Gemeinde in einer kleinen Stadt den Muth haben würde, einen Mann, der das Opfer einer klerikalen Intrigue war, zum Rabbiner zu wählen, hat Pläne mit Dir. Ich habe Deine Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der orientalischen Philologie gerühmt, was ich ja leicht konnte, da ich wenig davon verstehe, und Herr Vogue will Dich an die Steuben-University empfehlen, ein aufstrebendes junges Institut, das in der Nähe der Bergwerke gelegen ist, an denen er hervorragend betheiligt ist. Diese Universität ist nach dem General Steuben genannt und eine Gründung von Deutschen. Da wir Juden, wo man auf unsere materielle Unterstützung rechnet, als Deutsche gelten, so hat Herr Vogue dort einen gewissen Einfluß. Orientalische Philologie ist dort noch unbesetzt, und er kann einen Lehrstuhl dotieren, der vielleicht bei den noch etwas rudimentären Verhältnissen der jungen Universität mit einer anderen Lehrverpflichtung kombinirt werden wird. Kommt es erst soweit, sage: ja. Besser ist es jedenfalls, als um Rabbinerstellen Sturm zu laufen oder in einer Großstadt eine Pfründe als Jugendprediger, Friedhofsgeistlicher oder dergleichen anzunehmen, was man Dir vielleicht aus besonderen Rücksichten verschaffen würde."

„Hoffentlich hat der Talmud Recht, wenn er sagt, daß, wer in Noth ist und für einen Anderen betet, zuerst Erhörung findet. Ganz nebenbei gesagt, finde ich darin eine furchtbar eudämonistische Ethik oder noch besser gesagt den Egoismus des Trinkgeldergebens, der generös erscheinen will, während er nur seinen materiellen Vortheil im Auge hat. Doch ich werde wieder polemisch und ich wollte es gar nicht sein, denn ich brauche Dich, aber der blasse Neid auf Deine in sich ausgeglichene imponierende Natur reizt mich dazu. Ich brauche Dich, ja ich brauche Deinen Rath, Deine Hilfe, ich brauche jemanden, der mich pölzt; denn wenn nicht bald die Stützbalken angebracht werden, geht mein ganzes Ich in die Brüche."

„Du hast ohne Zweifel von Mister Greentwig erfahren, wie es mit meiner Stellung steht, denn er hat Dir ja bereits im vorigen Jahre mitgetheilt, daß ich die Wohlthaten, die er und seinesgleichen mir erwiesen, oder, richtiger gesagt, an mir verübt haben, nicht zu würdigen verstand. Ich hätte ein volles Recht zu sagen, daß ich eine Wiederwahl ablehnte, aber ich begebe mich dieses Rechtes und gestehe, daß meine Stellung auf die Dauer doch nicht haltbar gewesen wäre. Ich wollte hinaus, hinaus nicht nur aus dieser Stellung, nicht nur aus dem rabbinischen Amte, sondern ganz und gar aus dem Judenthum. Verstehe mich recht! Auf der betretenen Straße, die aus der Synagoge in die Kirche führt, wäre ich nicht zu finden gewesen; ich wollte an der Verwirklichung des prophetischen Ideals arbeiten, welches alle Völker

einlädt, sich mit dem Volke des Gottes Abrahams zu vereinigen. Der Zufall wollte, daß mich ein bekannter Zeitungsredakteur aufforderte, über die Ausgrabungen in Mesopotamien einen Artikel zu schreiben. Ich that es zu seiner Zufriedenheit und so kam ich in die Journalistik. Mit einem Freibillet nach Europa und einer Einladung, im Buon Retiro in Heinrichsbad mich, so lange es mir gefalle, aufzuhalten, bin ich hiehergekommen. Es gefällt mir schon lange nicht mehr, aber ich halte mich noch auf, weil ich nichts Anderes anzufangen weiß. Mein literarischer Eifer ist erlahmt; ich habe mich schneller ausgeschrieben, als ich voraussetzen konnte. Meine Aversion gegen die Theologie ist schwächer geworden. Daran ist Dein Schicksal schuld. Ich fühle, wie ich Dir sagte, daß wir gefesselt sind. Der Kapitän, das hat schon Heine sehr richtig auf unser Verhältnis angewendet, muß als Letzter das Schiff verlassen. Ich möchte zurück, aber es geht nicht, denn ich bin — das will ich Dir, dem Freunde, beichten — aus meinem Haushalte geflohen. Ich wollte in die Welt, denn ich konnte es zuhause nicht mehr ertragen."

Pulsnitz hielt inne, legte die Feder beiseite und schaute träumerisch in den leeren Saal. Er nahm dann eine vor ihm liegende Zeitung in die Hand, blätterte zerstreut darin, legte sie wieder nieder und schritt, einzelne Worte vor sich hin murmelnd, mit großen Schritten den Saal auf und ab. Dann ließ er sich wieder in den Stuhl fallen und überflog hastig die beschriebenen Briefbogen. „Es geht nicht weiter," flüsterte er vor sich hin. Dann warf er rasch noch einige Zeilen auf's Papier, faltete es zusammen und legte es in ein Kouvert, das er hastig verschloß. Nachdem er es adressiert hatte, klingelte er dem Kellner, dem er den Brief zur Bestellung übergab. Hieranf blickte er wieder wie unschlüssig in das Weite. Achtlos sah er die vereinzelten Spaziergänger an dem Fenster vorüberziehen und mechanisch erwiderte er den Gruß, den der Eine oder Andere ihm zuwinkte. Plötzlich fielen seine Blicke auf eine junge Frau, die ein dreijähriges Mädchen an der Hand führte. Sie mußte ein Neu-Ankömmling sein, denn er war sicher, sie noch nicht im Bade gesehen zu haben, obwohl ihre Gestalt ihm doch wieder sehr bekannt vorkam. Da richtete sie ihr Gesicht zu ihm empor und fuhr plötzlich wie erschreckt zusammen. Offenbar, um ihre Verlegenheit zu verbergen, machte sie sich an dem Hütchen der Kleinen zu schaffen, rückte es ihr ins Gesicht und band die Bänder fester. Einen Augenblick blieb Pulsnitz unschlüssig sitzen, dann sprang er auf, setzte seinen Hut auf den Kopf und eilte hinaus.

„Mirjam!" rief er athemlos, als er sie erreicht hatte, „welche Ueberraschung, Sie hier zu sehen! Ich danke meinem Schicksale, daß ich länger, als ich es gewollt hätte, hier geblieben bin. Hätte ich meinem Ueberdrusse an dieser sogenannten Waldeseinsamkeit nachgegeben, so wäre ich am Ende über den Ozean zurückgegangen, ohne das Schönste, was Europa birgt, ich meine natürlich Ihr Töchterchen, gesehen zu haben."

Dabei faßte er die Kleine am Kinn, die sich scheu an ihre Mutter schmiegte und ihr Gesichtchen in deren Rockfalten verbarg. Einem anderen Versuche, ihr Händchen zu erfassen, wich sie aus, indem sie mit beiden Händen die Hand der Mutter ergriff.

„Fast sieht es aus, als ob ich Mutter und Tochter gleich unwillkommen

wäre," fuhr Pulsnitz fort, ehe noch die Angeredete Zeit hatte, seine Begrüßung zu erwidern.

„Im Gegentheile, Herr Doktor," begann nun die junge Frau, „ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Allerdings, wenn es Ihnen gar so sehr darum zu thun gewesen wäre, meine Tochter kennen zu lernen," fügte sie lächelnd hinzu, „hätten Sie wohl unsere Adresse in Bernstadt erfahren können."

„In Bernstadt war ich nicht," erwiderte Pulsnitz ernst, „und wenn ich Ihnen den Grund dafür angeben soll, so war es, weil ich Ihren Vater, den treuesten Freund, den ich je besaß, den wackersten, selbstlosesten Menschen, den ich je kennen gelernt hatte, nicht mehr unter den Lebenden getroffen hätte."

„Ich wußte nicht, daß Ihnen sein Tod so nahe ging, Herr Doktor," sagte die junge Frau, während ihre Angen feucht wurden. „Um es Ihnen zu gestehen, ich hatte um seinetwillen und auch um Ihretwillen nach seinem Tode auf ein Wort der Theilnahme von Ihnen gerechnet."

„Meine Vertheidigung läge darin, daß ich Sie als Frau Böhm anspreche, wie Sie mir Herr Doktor sagen," erwiderte Pulsnitz mit demselben tiefen Ernste. „Wenn es je einen Menschen gab, dem ich mit ganzem Herzen zugethan war, dem gegenüber jede Förmlichkeit mir als Heuchelei, jede konventionelle Höflichkeit mir als Entweihung erschien, so war es Ihr Vater. Sollte ich nun ein Beileidsschreiben mit „Sehr geehrte Frau!" beginnen? Sollte ich Ihnen am Schlusse noch einmal meine aufrichtige Theilnahme an dem schweren Schlage, der Sie betroffen, aussprechen und damit die Hoffnung verbinden, daß die Alles heilende Zeit den Balsam des Trostes in Ihre Herzenswunde träufeln werde? Das wäre mir als Blasphemie erschienen. Sollte ich Sie als „liebe Mirjam" anreden? Das ging nun auch nicht. Sie wissen es selbst und haben es sich gewissermaßen indirekt durch die Art, mit der Sie meinen Gruß erwiderten, verbeten. So hat die Verlegenheit mich zum Schweigen verurtheilt, aber ich bildete mir ein, Sie würden wissen, daß ich nicht aus Mangel an Theilnahme geschwiegen habe; ich bildete mir ein, Sie würden nicht so niedrig von mir denken, daß ich je vergessen könnte, was ich Ihrem Vater schulde; ich glaubte," fügte er stockend hinzu, „daß Sie wenigstens ahnen würden, warum ich vorher nicht geschrieben hatte."

„Ich weiß nur," war die Antwort, „daß Ihr Schweigen meinen armen Vater schwer kränkte, so schwer, daß er nur ungern davon sprach. Er sprach eigentlich nur einmal ausdrücklich darüber, und das war nach meiner Verlobung. Damals sagte er, in seiner langen Erfahrung als Lehrer sei ihm Ihre völlige Entfremdung die schmerzlichste Enttäuschung gewesen, die er erlebt hätte."

„Statt jeder Entschuldigung brauche ich Ihnen nur die Geschichte meiner ersten drei Jahre in Amerika zu erzählen," erwiderte Pulsnitz. „Wenn Sie diese kennen werden, werden Sie begreifen, daß ich nicht in der Stimmung war, meine europäischen Freunde an mich zu erinnern. Doch wir ermüden die Kleine, die sich für mich nicht sehr zu interessiren scheint."

„Um die Kleine müssen Sie keinen Kummer haben," war die Antwort. „Die versteht die große Kunst, sich mit sich selbst und ihrer Puppe zu unterhalten. Setz' Dich auf diese Bank, Doris," sagte sie, zu ihrem Töchterchen

gewendet, „und ſieh' zu, daß Deine Lieſel ſchläft. Ich ſetze mich auf die nächſte Bank mit dem Herrn."

Die Kleine gehorchte und die Beiden nahmen auf der nächſten Bank ihre Plätze ein.

„Ich muß ein klein wenig weiter ausholen," begann Pulsnitz. „Sie wiſſen, daß ich, um die Noth des Studentenlebens los zu werden, mich auf drei Jahre als Hofmeiſter verpflichtet hatte. Ich war als Theologe engagiert worden, und man erwartete von mir, daß ich die beiden jungen Herrn zu guten Juden erziehen ſollte, wie die Phraſe lautet. Der pietiſtiſche Ton des Hauſes und das ewige Schnüffeln, ob ich nicht das eine oder das andere Religionsgeſetz heimlich übertrete, waren mir in der Seele zuwider, beſonders da ich in jeder anderen Beziehung als ein Dienſtbote behandelt wurde und die verwöhnten Rangen mich gar nicht als ein Vorbild, zu dem man aufſchaut, betrachten lernten. Der weſentlichſte Vortheil meiner Stellung war der, daß ich die Mittel erwarb, um mein Examen zu machen. Die dreijährige Sklaverei erweckte in mir den Drang nach Freiheit und die Luſt, in die Weite zu gehen. Ich hoffte, mit meinen Erſparniſſen mich ſo lange in Amerika erhalten zu können, bis ich eine entſprechende Stellung gefunden haben würde. Im Anfange war mir das Glück hold. Ich kam im Spätſommer an und wurde bald von einer kleinen Synagoge, die ſich hier für die Feiertage einen großen Saal gemiethet hatte, als Prediger engagirt. Die Einnahme an den Feiertagen half der Gemeinde immer einen großen Theil ihres Jahresbedürfniſſes zu beſtreiten, und der Vorſteher, der ein ſpekulativer Kopf war, ließ mich in den Zeitungen als einen modernen Boſſuet ausposaunen. Das Geſchäft war ein glänzendes, und ich wurde ſehr anſtändig honorirt. Der Triumph war aber ein ſehr vorübergehender. Nach den Feiertagen bedauerte die Gemeinde, daß ſie nicht in der Lage ſei, mich ſtändig zu engagiren, denn ſie hätte ſonſt keine beſſere Wahl treffen können. Ich hoffte, anderswo unterzukommen; es wollte nicht gehen. Ich begann, nach Privatunterricht auszuſchauen, aber in der großen Stadt mit den ungeheuren Entfernungen und bei meiner ſehr geringen Bekanntſchaft wollte auch das nicht glücken. Ich erhielt fünfzig Cents für die Stunde, wovon noch zehn Cents für die Straßenbahnfahrt abgingen, und brauchte oft drei Stunden, um eine Unterrichtsſtunde zu geben. Am Schluſſe der Woche erübrigte mir kaum ſo viel, um die Miethe für meine Stube zu bezahlen. Ich ging zunächſt in ein billiges Maſſenhotel und wollte es mit der Schriftſtellerei verſuchen. Mehreren Zeitungen bot ich meine Dienſte an, überall bedauerte man, ablehnen zu müſſen, nur ein Redakteur rieth mir, Berichte über jüdiſche Angelegenheiten zu liefern, die man nach Wortezahl honoriren würde. Ich ſtürzte mich mit Feuereifer in das Geſchäft, ja ich hätte verſucht, Muſikreferate zu ſchreiben, obwohl ich in Muſik völliger Laie bin, denn meine Barſchaft ging raſch auf die Neige. Im Anfange ging es ſo ziemlich. Da gab es etwas über Chanukka zu ſchreiben, da feierte ein Tempel ſein fünfzigjähriges Jubiläum, da gab es wieder ein Bankett eines Wohlthätigkeitsvereins, oder ein Maggid war aus Polen gekommen, der außerordentlich Furore machte; kurz, ich hatte, wie der Redakteur ſelbſt ſagte, einen guten Anfang gemacht. So gab ich denn wohlge-

muth meine Unterrichtsstunden auf, die ohnehin mich nicht ernähren konnten, um mich ganz der Journalistik zu widmen. Kaum hatte ich das gethan, als es wieder schief zu gehen anfing. Hätte ich das Geschäft verstanden, meine Berichte vorher nach dem Programm der Feierlichkeit zu verfassen oder sie von einem Vereinsmitgliede verfassen zu lassen, dann hätte mein Verdienst ausgereicht, aber ich war zu wenig amerikanisirt. Was ich nicht selbst gesehen und gehört hatte, darüber konnte ich nichts schreiben, und diese ehrliche Gründlichkeit reduzierte begreiflicherweise das Quantum des Gelieferten ganz bedeutend. Schließlich wurde ich des trockenen Tones der Berichte auch bald satt und versuchte ihnen durch Einleitung und eingestreute Bemerkungen eine gewisse Würze zu geben, und das wurde mein Verhängnis. Eine Frau Hendle hatte ein Heim für Kinder von Arbeiterinnen gegründet, und dasselbe trotz mächtiger Opposition zu einer gewissen Blüthe gebracht. Ich sollte einen Bericht über die Einweihung eines neuen Hauses für dieses Institut schreiben, und da ich diese Frau Hendle, die mich benützen wollte, um für ihre hingebungsvolle Wohlthätigkeit Reklame zu machen, nicht ausstehen konnte, und ganz besonders, weil sie kurz zuvor eine brave Vorsteherin, eine von ihrem Manne verlassene Frau, die sich mit einem Kinde redlich ernährte, entlassen hatte, wollte ich ihr einen Streich spielen. Ich begann denn meinen Bericht mit einem Lobe auf die Idee, den armen Müttern, die als Waschfrauen oder als Hausiererinnen um den Taglohn arbeiten und sich ihren Kindern nicht widmen können, diese schwere Last abzunehmen. Daran schloß ich den Ausdruck des Bedauerns, daß sich die niedrigste Eitelkeit dieser Ideen bemächtigt, um sich vor der Welt als Wohlthäterin auszuspielen. So sei erst kürzlich die verdiente Vorsteherin entlassen worden, die das Institut auf seine jetzige Höhe gebracht hatte, weil sie im Interesse der Sache sich den eigensinnigen und zwecklosen Forderungen einer gerne Befehlerles spielenden Vorstandsdame nicht fügen wollte und konnte. Da diese Vorsteherin selbst Ernährerin eines Kindes sei, zeige sich das Heuchlerische dieser Wohlthätigkeitskrämerei am deutlichsten. In der Beschreibung der Feier verbrach ich den allerdings sehr bösen Kalauer, daß das Hendle so wohl zu gackern verstehe, daß ohne weitere Anstrengung ihrerseits Andere die goldenen Eier legen. Ueberdies gab ich noch ein Spezimen der von der Frau Präsidentin gehaltenen Festrede, indem ich sagte: Frau Hendle, die verdienstvolle Präsidentin des Asyls für die Kinder jüdischer Arbeiterinnen, begann ihre Rede mit einigen Worten in englischer Sprache, in denen sie sich entschuldigte, daß sie dieser Sprache nicht hinreichend mächtig sei, um darin vor einer solchen Versammlung sich hören zu lassen, und fuhr dann in ihrer Muttersprache fort: „Die Lädies und Tschentelmen werden mich exkjuhse, wenn ich in Deutsch talke thu', wo ich meine Meinung besser expresse kann." So ging die Sache fort, und ich schloß dann, daß reicher Beifall die Auseinandersetzungen der eloquenten Rednerin lohnte. Dieser Bericht war ein Griff in ein Horniſſennest. Der ganze Vorstand war auf's Höchste entrüstet. Eine der Damen, die Frau eines angesehenen Advokaten und Politikers, der die Stelle eines Richters am Appellationsgerichte bekleidete und zugleich dem Verwaltungsrathe der Zeitung angehörte, rief ihren Gatten zu Hilfe. Der Gatte machte dem Herausgeber eine Szene,

indem er ihm vorstellte, daß die ganze Judenheit tief beleidigt sei und mit einem Blatte, das sie in so offenbar antisemitischer Absicht verspotte, jede Verbindung abbrechen werde. Der Lokalredakteur wurde geholt und erhielt jedenfalls eine scharfe Rüge. Am nächsten Morgen stand in der Zeitung zu lesen, daß der Bericht über die Einweihung des Asyls für die Kinder jüdischer Arbeiterinnen von einem erst kürzlich angestellten Reporter einem Setzerlehrlinge unter der falschen Angabe, daß der Redakteur ihn bereits approbiert habe, übergeben und so in die Druckerei gebracht worden sei. Sowohl der Lehrling als der Reporter seien augenblicklich entlassen worden, und die Zeitung spreche der hochgeachteten Verwaltung der trefflichen Anstalt ihr Bedauern über diesen Vorfall aus. So war denn meine journalistische Karriere zu einem raschen Abschluß gekommen. Ich befand mich in einer äußerst prekären Lage, denn meine Barschaft war sehr zusammengeschmolzen, und die Nothlage meiner Knabenzeit hatte mich wenigstens das eine gelehrt, keine Schulden zu machen. So ging ich denn zu einem Kollegen, dem Rabbiner einer angesehenen Gemeinde, und bat ihn um Rath. Er bedauerte, augenblicklich nichts für mich thun zu können und versprach, bei der nächsten Gelegenheit sich meiner erinnern zu wollen, doch könne er mir nicht zu viel Hoffnung machen, da im Allgemeinen die Aussichten für Nicht-Eingeborene keine günstigen seien. Als Freund wolle er mir rathen, nach Europa zurückzukehren, und wolle mir von einer Wohlthätigkeitsgesellschaft die Kosten der Ueberfahrt verschaffen. Ich dankte sehr energisch und wollte mich verabschieden. Das imponierte dem ehrwürdigen Herrn und er offerierte mir aus seinem Eigenen ein Darlehen von zehn Dollars. Ich dankte auch dafür und sagte, ich würde jede Beschäftigung übernehmen, die mir soviel einbrächte, um meine bescheidenen Bedürfnisse zu decken. Ich könnte mich von fünfzig Cents per Tag erhalten und wollte Alles thun, womit ich mir diese Summe verdienen könnte."

Pulsnitz unterbrach sich mit einem Seufzer und sagte: „Wozu Sie mit all diesen Einzelheiten langweilen? Ich habe alle Leiden des Einwandererlebens durchgekostet, und Sie werden es einigermaßen begreiflich finden, daß ich nicht in der Stimmung war, sie meinem Wohlthäter und Erzieher auseinanderzusetzen. Sie werden mir auch verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bei aller Anerkennung der Güte Ihres trefflichen Vaters ihm grollte, daß er mich zum Studium statt zur körperlichen Arbeit angehalten hatte. Wäre ich im Stande gewesen, mit der Spitzhacke zu arbeiten, dann wäre ich aller Sorgen enthoben gewesen. So war ich trauriger daran, als ein Bettler. Nun wollen wir auf die Kleine Rücksicht nehmen, die sich zu langweilen scheint und für die es doch zu kühl werden dürfte, wenn sie noch länger im Freien bleibt."

Die Mutter erhob sich bei diesen Worten rasch, nahm ein wollenes Tuch aus ihrem Handkörbchen, legte es der Kleinen sorgfältig um die Schultern, that die Puppe in das Körbchen und sagte: „Komm, Doris, die Liesel soll jetzt in der Tasche schlafen und Du wirst Deine Milch trinken und recht artig Deine Tropfen nehmen, nicht wahr?" „Sie begleiten uns wohl in den Kursaal, lieber Max," fügte sie, zu Pulsnitz gewendet, hinzu, „denn Ihre Geschichte muß ich durchaus zu Ende hören. Ich müßte es schon, von allem persönlichen Interesse abgesehen, um meines Vaters willen, der noch wenige

Wochen vor seinem Tode, als ich von meiner Hochzeitsreise zurückkehrte, mich fragte, ob Sie an mich geschrieben hätten, und als ich es verneinte, mit einem Schmerze, der mir tief in die Seele schnitt, hinzufügte: Von Max hätte ich das am allerwenigsten erwartet."

Mirjam, welche, während sie diese Worte sprach, nur mit Mühe ihre Fassung behauptete, fuhr mit ihrem Taschentuche mehrere Male über die Augen, was Max tief gerührt ansah, obwohl sie durch Liebkosungen ihres Kindes sich von ihm abwendete. Die Kleine, welche ihre Mutter weinen sah, schlang ihre Aermchen um deren Hals und rief, deren Aufregung misdeutend: „Sei wieder gut, Mama. Ich werde schon Medizin nehmen. Bitte, sei wieder gut!"

Pulsnitz mußte selbst ein Schluchzen unterdrücken, als er, um das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, fragte: „Was fehlt denn der Kleinen?"

„Sie war im Frühjahr schwer am Scharlach erkrankt," war die Antwort, „und es begannen sich an ihr Symptome von Rachitis zu zeigen, deshalb rieth der Arzt, sie nach einem Jodbad zu bringen. Von dort sind wir hieher zur Nachkur geschickt worden, damit die Kleine die harzige Luft der Nadelwälder genieße, so lange die Witterung es erlaubt. Auch muß sie zur Verbesserung ihres Blutes Milch und Sauerbrunnen trinken. Nun, ich muß Gott danken, daß ich es soweit mit ihr gebracht habe, und ertrage schon deswegen gerne die Trennung von meinem Manne und meinem Heim. Sie müssen ja am besten wissen, was das bedeutet, so lange von seiner Familie getrennt zu sein."

Max antwortete mit einem einsilbigen „jawohl!" und schritt dann schweigsam neben seiner Jugendfreundin auf den Kursaal zu. Dort angelangt, sah er ebenfalls schweigsam zu, wie seine Begleiterin Milch und Mineralwasser mischte und einige Tropfen aus einem Medizinfläschchen in die Mischung goß, und ihrem Töchterchen das Glas mit bittender Geberde unter die Lippen hielt. „Nun recht artig, mein Schätzchen, Du hast es Mama versprochen," sagte sie, und die Kleine leerte das Glas nach kurzem Zögern.

„Darf ich die kleine Doris zum Lohne für ihre Artigkeit mit einer Schale Eis bewirthen?" fragte Pulsnitz.

„Ich danke im Namen meiner Tochter für Ihre Freundlichkeit," antwortete die Mutter. „Sie ist unter strengen Diätvorschriften, aber mir schulden Sie den Rest Ihrer Geschichte."

„Ich weiß wirklich nicht," begann der Angeredete, „ob Sie diese Bitte nicht bereuen werden, denn meine Geschichte ist ziemlich traurig, aber durchaus nicht romantisch. Da Sie jedoch darauf bestehen, sollen Sie sie erfahren. Ich habe dabei die Genugthuung, daß mein Verhalten gegenüber Ihrem Vater Ihnen in einem anderen Lichte erscheinen wird. Ich erzählte Ihnen, daß ich meinen geistlichen Freund bat, mir zu irgend einem Erwerbe zu verhelfen, bei dem ich das Nothwendigste für meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Der Herr zeigte mir darauf ein Erbauungsbuch unter dem Titel „Schild und Harnisch," das er kürzlich herausgegeben hatte. Ich sollte es zu dem Ladenpreise von anderthalb Dollars verkaufen und die Hälfte des Preises als Provision behalten. Dann brachte er mir den gedruckten Jahresbericht der „Allgemeinen jüdischen Wohlthätigkeitsgesellschaft," unterstrich im

Mitgliederverzeichnisse die Namen aller ihm bekannten Mäzene, bei denen ich einen Versuch machen sollte, dann ließ er noch großmüthig ein Wachstuch und einen Tragriemen kommen, und ich war zum Hausierer ausgerüstet."

„Mein erster Tag war sehr glücklich. Ich hatte zehn Exemplare mitgenommen und der erste Kunde, den ich aufsuchte, kaufte mir fünf davon ab, nachdem er erfahren hatte, daß ich stellungloser Lehrer sei — des Rabbiner- und Doktortitels schämte ich mich bei dieser Beschäftigung — und nachdem ich ihm mein Verwendungszeugnis von dem Hause, wo ich Hofmeister gewesen war, gezeigt hatte. Ich besuchte noch fünf andere Komptoirs, wurde überall freundlich aufgenommen und setzte überall ein Exemplar ab. Freudestrahlend eilte ich zu meinem Wohlthäter, zählte ihm das Geld auf den Tisch und erbat mir hoffnungsfroh zehn andere Exemplare, mit denen ich am nächsten Morgen meine Wanderung begann. Das Glück war mir weniger günstig. Der eine Kunde war verreist, der Andere war nicht zu sprechen, und so hatte ich nach langem Hin- und Hertraben nur vier Exemplare verkauft. Trotzdem war ich recht froh, denn ich hatte in zwei Tagen so viel verdient, daß ich bei meiner frugalen Lebensweise fast drei Wochen durchkommen konnte. Wenn es nur drei Wochen so ginge, dann konnte ich doch wieder so viel zurücklegen, daß ich mich nach einer passenden Thätigkeit umsehen konnte. Es ging aber nicht so. Ich hatte am Donnerstag mein Kolportagegeschäft begonnen, am Samstag konnte ich, ob ich nun wollte oder nicht, ein jüdisch-religiöses Werk nicht kolportiren; am Sonntag lassen sich dieselben Herrschaften, welche wollen, daß der arme Hausierer den Sabbath feiere, in ihrer Ruhe nicht stören, und am Montag trat einer der für das amerikanische Klima so typischen Witterungsumschläge ein. Ich hatte gerade bei meinem ersten Versuche wieder ein Buch verkauft und wollte meine Wanderungen fortsetzen, als ein furchtbarer Regensturm sich erhob. Ich kam durchnäßt und fröstelnd nach Hause, und Sie können sich denken, wie man in New York wohnt, wenn man fünfundzwanzig Cents für die Nacht bezahlt. Mein Schuhwerk war ganz ruinirt, der einzige präsentable Anzug, den ich besaß, war von dem Regen arg mitgenommen worden; ich hatte den Tag verloren, mußte neue Schuhe kaufen und meinen Anzug bügeln lassen, was in meinen Ueberschuß von der vorigen Woche ein arges Loch riß. Ich verlor aber den Muth nicht und begann am nächsten Tage, obwohl ich von dem Regenwetter des vorigen Tages einen argen Schnupfen davon getragen hatte, meine Wanderungen wieder. Nach dem Regen war plötzlich eine schneidend scharfe Kälte eingetreten und ich, ohnehin erkältet, litt darunter sehr. Zudem hatte ich geglaubt, meine Bücher leichter an den Mann zu bringen, wenn ich mein Glück in Privatwohnungen statt in Komptoirs versuchte, aber das Gegentheil war der Fall. Ich mußte vor der Thüre warten, bis das Dienstmädchen öffnete, das, wenn sie meinen Pack sah, mich zumeist abwies. Wenn ich dann schon zu der gnädigen Frau vorgelassen war, wollte man mich mit einem Almosen von einem Vierteldollar abfertigen; schließlich mußte ich, um mich ein wenig zu erwärmen, in einer Wirthschaft einkehren, was auch etwas kostete, oder mein sogenanntes Hotel aufsuchen, wo ich mismuthig mich in das armselige Gesellschaftszimmer unter arme Schlemihls meinesgleichen

oder unter allerlei polizeiwidrigen Gestalten begab. Schließlich passirte es mir, daß einmal eine wohlthätige Dame mir selbst die Thüre öffnete, und als ich meine Bitte vorbrachte, mir erzürnt zurief: „Wir haben erst dieses Jahr unseren Jahresbeitrag zur Wohlthätigkeitsgesellschaft erhöht, weil man uns versprochen hat, daß alle Hausbettelei aufhören wird. Gehen Sie in das Büreau der Gesellschaft!" Damit schlug sie die Thüre heftig zu."

„Ich fühlte mich tief gekränkt. Ich ging zu meinem Gönner, gab ihm die Bücher zurück, die ich noch hatte, bezahlte für die verkauften Exemplare und dankte ihm für seine Freundlichkeit. Ohne zu wissen, was ich jetzt beginnen sollte, kehrte ich in meine Herberge zurück, wo ich mich in einen Winkel des Parlors zurückzog. Ich war allerdings niemals so optimistisch gewesen, um mir einzubilden, daß meine Kunden aus Liebe zur Literatur oder aus Bedürfnis nach religiöser Erbauung die Bücher gekauft hätten, aber ich sagte mir, die bedeutendsten Werke werden auf dem Wege der Kolportage vertrieben, und jeder Agent tritt vor seine Kunden mit der selbstverständlichen Bitte, ihm eine Unterstützung angedeihen zu lassen: die Brutalität der letzten Dame hatte mich aber so gekränkt, daß ich mir fest vornahm, ein solches Geschäft niemals wieder zu unternehmen. Was aber sonst thun? Das war die große Frage, über deren Lösung ich mein armes Hirn zermarterte. Während ich so nachdachte, oder eigentlich die Trostlosigkeit meiner Lage mir zu Gemüthe führte, rief eine Stimme mir gegenüber: „Hallo, Landsmann, warum so traurig?" Die Stimme gehörte einem Mann in der zweiten Hälfte der dreißiger an, der in einem Armstuhl zurückgelehnt saß, die Füße auf dem Fensterbrett liegen hatte, und wie er sprach, eine Kugel Kautabak gerade vor meine Füße hinspuckte. Seine rothe Nase, seine wässerigen Augen und sein aufgedunsenes Gesicht verriethen den Trunkenbold. Der Anblick des Mannes flößte mir einen ästhetischen Widerwillen ein, aber da ich einmal dazu verurtheilt war, von dieser Klasse von Menschen als ihresgleichen angesehen zu werden, sagte ich im gleichgiltigsten Tone: „Man hat eben seine Sorgen." Mein Gegenüber stand auf, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Na, Landsmann, weißt Du, wenn man ein Grünhorn ist, hat jedermann seinen Trobbel. Komm', laß' uns eins mit einander trinken, davon kriegt man Kourage." Ich lehnte dankend ab, aber mein neugewonnener Freund ließ nicht locker. „Weißt Du," sagte er, „wenn einer ein Grünhorn ist, verzeiht man ihm das, aber in dem Land ist das ein großer Insolt, wenn einer refjust, mit einem Tschentelmän zu trinken." Ich hatte selbst in der kurzen Zeit meines amerikanischen Aufenthaltes oft genug von Raufhändeln mit tödtlichem Ausgange in Kneipen gelesen, so daß mir diese in sehr schroffem Tone abgegebene Belehrung Angst einflößte und ich bat um Entschuldigung, indem ich darauf verwies, daß ich erkältet sei und deshalb kein Bier trinken wolle. Mein Freund wurde durch meine Entschuldigung etwas versöhnlicher gestimmt, aber ließ erst recht nicht locker. „Für ein Kalt" sagte er, „giebt es nichts Besseres als einen hot Scotch," und als ich, um höflich zu sein, fragte, was das sei, belehrte er mich, daß damit gemeint sei, was man in Europa einen Grog nenne. Um der Sache ein Ende zu machen, erklärte ich mich bereit, ihn nach der Kneipe zu begleiten. Das heiße Getränk that mir wohl,

und mein Begleiter wurde durch die Annahme seiner Einladung so versöhnlich gestimmt, daß er es mir verzieh, als ich eine Wiederholung der Medizin ablehnte. Er selbst repetirte die Dose zweimal und wurde dadurch noch gesprächiger. „Was hast Du für ein Bisneß?" fragte er mich. Mir war der vertrauliche Ton des Kneipbruders sehr zuwider, aber ich wagte es nicht, mir das Duzen zu verbitten und antwortete daher immer so, daß ich die direkte Anrede vermeiden konnte. „Ich bin ein Bücheragent gewesen," antwortete ich so ziemlich wahrheitsgetreu, „aber augenblicklich bin ich beschäftigungslos." „Das trifft sich gut," begann mein Freund wieder, „ich brauche eine Aushilfe für meinen Ständ. Weißt Du," fügte er zutraulich hinzu, „früh thu' ich gerne schlafen, weil ich am Abend gerne trinken thu', da kannst Du zu meinem Ständ tenden und dann am Abend auch. Mein Ständ ist bei einem Restaurant und der Kieper von das Restaurant, der sucht einen, wo Cirkulars vertheilt vor der Thüre. Der giebt Dir dafür einen freien Lunch. Da thust Du zu meinem Ständ tenden von früh sieben bis elf Uhr, dann komm' ich und Du vertheilst die Circulars bis ein Uhr, dann nimmst Du Deinen Lunch und nachher gehst Du nach Hause bis fünf, dann kommst Du wieder und vertheilst Cirkulars zum Supper bis sieben Uhr, dann nimmst Du wieder Dein Supper und thust zu meinem Ständ tenden bis elf Uhr. Wenn die Leute von die Tiäters heimgehen, dann sperrst Du zu. Ich zahl' Dir ein' halbe Dollar den Tag. Das ist so der richtige Job für einen Grünhorn. Ich hab' jetzt auch so einen dämned Dutschmän, der stiehlt mir ein bischen zu viel. Na, Landsmann, was meinst Du?"

„Mir war es recht lieb, auf diese Weise der Konversation ein Ende machen zu können, indem ich sagte, ich wolle mich jetzt zu Bette legen, um durch Schweiß meine Erkältung los zu werden und wolle die Sache bis zum nächsten Morgen überdenken. „All recht!" sagte mein Gönner. „Ein viertel zu sieben werd' ich Dich im Parlor expekte. Sei schur da."

„In meinem Bette überlegte ich die Sache. Im Hotel mußte jeden Morgen bezahlt werden. Wer das nicht konnte, wurde unnachsichtig an die Luft gesetzt. Bei der größten Oekonomie im Essen konnte meine Barschaft nur für drei bis vier Tage reichen. Fand ich bis dahin nichts Anderes, so blieb mir nichts übrig als ein Appell an das Wohlthätigkeitsbureau, und das war ich entschlossen, um jeden Preis zu vermeiden. Vielleicht war diese Begegnung ein Wink der Vorsehung, die mich vor der tiefsten Erniedrigung bewahren wollte. Ich schlief mit dem Vorsatze ein, den Vorschlag anzunehmen und war schon eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit zur Stelle. Der Mann, der meine Dienste engagirt hatte, besaß einen Stand vor einem sehr frequentierten Restaurant, wo er Schuhwichse, Schuhschnüre und ähnliche Artikel verkaufte. Zunächst war ich Zeuge einer höchst widerlichen Szene, die sich zwischen meinem nunmehrigen Chef und meinem Vorgänger im Amte abspielte. Der Letztere, auch ein Kneipbruder, wollte den Posten nicht verlassen und es kam zu einem Wortwechsel, der sich in den gemeinsten Ausdrücken bewegte und schließlich in Thätlichkeiten auszuarten drohte, als rechtzeitig ein Polizist dem Streite ein Ende machte, indem er den lärmenden Kommis unter Androhung sofortiger Verhaftung vom Platze wies."

„Ich fühlte, daß ich auf der untersten Stufenleiter der Gesellschaft angelangt war, aber was wollte ich thun? Einerseits fürchtete ich die Roheit meines Arbeitsgebers und anderseits wußte ich nicht, was ich anfangen sollte, wenn ich dieses Angebot zurückwies. So lernte ich denn mein Geschäft. Es war einfach genug. Ich hatte mir etwa ein Dutzend Artikel und deren Preise zu merken, Schuhwichse, Lederfalbe für helle und für Lackschuhe, eine flüssige Tinctur, Schuhbänder in verschiedenen Größen und Farben und dergleichen. Dann war noch ein Kundenfang zu lernen. Mein Chef rezitierte in einem eigenartigen Tonfall immer dieselben Worte: „Vorzügliche Lederfalbe und Schuhwichse, giebt den Schuhen den schönsten Glanz und konserviert das Leder. Bitte die Herren, einen Versuch zu machen, zehn Cents die Schachtel. Spottbillig! So eine Schachtel reicht für das ganze Jahr! Flüssige Ledertinktur! Es genügt, sie mit einem Pinsel aufzutragen und sie, wenn sie trocken ist, mit einem Lappen einmal abzureiben! Jedes Kind kann es fertig bringen! Schuhbänder bester Qualität! Unzerreißbar! Nur fünf Cents das Paar! Das Beste ist immer das Billigste!"

„Als ich das einige Male gehört hatte, verlangte mein Chef, daß ich es wiederhole. Mir war zu Muthe, als sollte ich auf der Straße Purzelbäume schlagen. Ich schämte mich, aber es mußte sein. Mein Chef war mit meinen ersten Versuchen sehr unzufrieden. „Du piepst ja wie eine Fledermaus, die ein Kalt gekätscht hat," brummte er. Ich hätte weinen mögen, aber was war zu thun? Ich wiederholte den Versuch, und mein Chef war endlich zufrieden. Dann rief er den Wirth des Restaurants, vor dem er seinen Stand aufgeschlagen hatte und sagte: „Say, Billie, da habe ich so ein dämned Grünhorn von einem Dotschmän mitgebracht, der wird einen guten Hustler für Dich machen. Gieb ihm Instroktschens, aber schnell, denn ich hab' einen dämned Dorscht. So einen Dotschmän tränen! Da will ich lieber Steine brechen den ganzen Tag oder ich bin dämned in den Boden von der Hell'?" Der Wirth war jedenfalls eine vornehmere Natur und er schien meine Lage zu errathen, denn er sagte zu meinem Chef: „Hör' mal, John, für den Bettel, den Du so einem armen Kerl bezahlst, mußt Du wahrlich nicht so fluchen, und mit Deinem gottverdoppelten Schwören wirst Du mir noch die Kunden vertreiben und ich werde Dich mit Deinem Ständ ganz auf die Straße setzen." Das macht mir wenig Kummer," gab der Andere zurück. „Der Wirth vom Columbian Restaurant giebt mir gern ein halbes Jahr freie Rent, wenn ich drüben mein Ständ aufstellen will. Jetzt mach' schnell und gieb ihm Deine Instroktschens, denn ich will fort."

Der Wirth repliziert nicht und nahm mich in die Gaststube. Ich lernte bald alles Nähere über sein Verhältnis zu meinem Chef. Der Letztere hatte einen ausgebreiteten Kundenkreis und zahlte dem Wirthe nicht nur eine beträchtliche Platzmiethe, sondern machte durch sein fortwährendes Schnurren auch noch Reklame für das Restaurant, so daß der Wirth eines Konkurrenzgeschäftes ihn thatsächlich gern zu sich herübergezogen hätte. Meine Lektion bei dem Wirth war bald erlernt. Ich erhielt Zettel mit dem gedruckten Menü, die ich den Vorübergehenden anzubieten und wobei ich zu rufen hatte: „Eine

Mahlzeit erster Klasse für fünfundzwanzig Cents. Bitte, treten Sie ein! Das Diner wird gerade serviert!"

Der Sprecher hielt inne und streichelte das Haar der kleinen Doris, die schon zutraulicher geworden war. „Dich interessiert die Geschichte von dem Onkel in Amerika sehr wenig," sprach er, „aber Du bist auch ein wohlerzogenes Kind, wie man es von der Tochter deiner Mama gar nicht anders erwarten kann."

„Wenn mir Ihr Geschick nicht so innige Theilnahme einflößen würde, lieber Max," begann die Mutter, „wäre ich Ihnen wegen dieser Satire böse. Ich hätte nie gedacht, daß es Ihnen bei Ihren Fähigkeiten in einem Lande, wo Talente so gesucht sind, so schlecht gehen könnte. Vater war immer überzeugt, daß Sie drüben eine glänzende Karriere machen müßten."

„Ja, man täuscht sich, wie Sie sehen," erwiderte Max, „aber Sie werden nun begreifen, warum ich nicht geschrieben habe. Versuchen Sie es nur einmal vier Stunden hintereinander „Schuhwichse, Lederfalbe, zehn Cents die Schachtel, spottbillig!" zu rufen und dann zur Abwechslung wieder zwei Stunden, „Eine Mahlzeit erster Klasse für fünfundzwanzig Cents" herzusagen, und sie werden begreifen wie man sich innerlich ausgehöhlt und gedemüthigt fühlen muß. Denken Sie sich dazu den Umgang mit einem rohen Trunkenbolde und die geistige Atmosphäre eines billigen Restaurants und eines auf gleicher Stufe stehenden Hotels, und Sie werden verstehen, daß ich die Welt vergessen und von aller Welt vergessen sein wollte."

„Es ist schwer, sich in eine solche Lage hineinzudenken," begann Mirjam nach einer Pause, „aber mir will es scheinen, daß man gerade in so gedrückter Stimmung das Bedürfnis haben sollte, sich auszusprechen und sich der Theilnahme seiner Freunde zu versichern. Fahren Sie jedoch fort!"

„Mein Wirth," begann Max, „war ein wohlwollender Mensch und war offenbar mit den Resultaten meines ersten Versuches sehr zufrieden. Er offerirte mir einen Trunk und eine Cigarre außer der versprochenen Mahlzeit. Da ich Beides ablehnte, Cigarren, weil ich nicht rauchte und Bier, weil ich mir, seit ich die Bekanntschaft meines Arbeitsgebers gemacht hatte, vorgenommen hatte, alle berauschenden Getränke zu meiden, so lud er mich ein, täglich bei ihm zu frühstücken. Ich dankte ihm von ganzem Herzen, denn ich hatte nun drei Mahlzeiten täglich und fünfzig Cents außerdem, was für meine Bedürfnisse hinreichte. Der Wirth, der meine Unerfahrenheit durchschaute, gab mir überdies guten Rath, der sich mir werthvoll erwies. „Der John" sagte er, „für den Ihr schafft, ist ein Süffling und hat ein böses Maul, aber er thut Keinem nichts zu Leide. Ihr braucht vor ihm keine Angst nicht zu haben und, jemehr Ihr ihm zeigt, daß Ihr Euch aus ihm nichts macht, desto besser für Euch. Nehmt Euch Papiere auf den Ständ; das ist ein gutes Bisneß und wenn er was sagt, dann sagt ihm nur, daß Ihr für den Geld nicht schaffen könnt, wenn Ihr nicht noch beiseits ein paar Cents machen könnt. Dann sagt ihm, er muß Euch Euren halbe Dollar gleich gebe, eh' er fortgehe thut, denn sunsten versauft er sein Geld und Ihr habt nichts am nächsten Morgen." Ich befolgte den Rath und erschien um fünf Uhr abends mit einem Pack Zeitungen auf dem Arme, die ich, als wäre das

selbstverständlich, auf dem Stande auszubreiten begann. Mein Chef begann sofort zu fluchen und wollte wissen, was denn das für ein dämned Nonsens sei. Ich erwiderte ihm, wie ich instruirt worden war, daß mein Verdienst unzureichend sei und daß ich noch etwas nebenbei thun müsse, um mich zu erhalten. Er fluchte noch greulicher und sagte, daß er so etwas von so einem dämned Grünhorn nicht einstecken werde und drohte, mich in die Zeitungen einzuwickeln und mit mir die Straße zu kehren. Mir imponierte das nicht mehr; ich hatte sogar den Muth, ihn direkt mit „Sie" anzureden und sagte ruhig: „Sie haben gar nicht nothwendig, sich so aufzuregen. Wenn Ihnen mein Vorschlag nicht paßt, können Sie es ruhig sagen, und ich werde einfach, während ich die Zettel vertheile, meine Zeitungen verkaufen." Meine Sicherheit im Auftreten imponierte dem Manne und nachdem er alle Dotschmänner und alle Grünhörner ein halbes dutzendmal in den Boden der Hölle verwünscht hatte, gab er sich zufrieden. Ich lud die vorüberziehenden Herrschaften wieder zu einem Abendbrod erster Klasse ein, nahm dann selbst meine Mahlzeit ein und begab mich auf meinen Posten. Mein Chef ließ wieder ganze Fluchraketen los, als ich meinen Tagelohn verlangte, aber er fügte sich und hätte auch härteren Forderungen nachgegeben, um in sein Trinklokal kommen zu können. Meine Geschäfte gingen sehr gut. Als ich am Abend meine Waaren in einen Kasten that, den ich nach der mir gewordenen Anweisung in einer Kammer im Hausflur des Restaurants versperrte, hatte ich durch meine Tagesarbeit nicht nur drei Mahlzeiten und fünfzig Cents verdient, sondern durch Zeitungsverkauf noch einen Vierteldollar extra und hatte noch auf den nächsten Tag einen Vorschuß von fünf Cents. Da dieser Vorschuß für meine spätere Geschichte von besonderer Bedeutung werden sollte, so will ich Ihnen auf die Gefahr hin, langweilig zu werden, diesen Vorfall erzählen."

Mirjam ermuthigte den Erzähler durch stillschweigendes Kopfnicken und Max fuhr fort.

„Ein vorübergehender Herr kaufte eine Zeitung für einen Cent und gab mir einen Nickel. Da ich die restlichen vier Kupfermünzen nicht hatte, um ihm herauszugeben, sagte er: „Lassen Sie es gut sein!" Als ich nun das nicht wollte und ihn ersuchte, mir die Zeitung am nächsten Tage zu bezahlen, zwang er mich, die Münze zu behalten; er wolle am nächsten Tage wieder seine Zeitung bei mir kaufen. So war ich denn wohlgemuth mit achtzig Cents in der Tasche in mein Hotel gekommen und hatte im Gegensatze zu der Zeit, als ich das Erbauungsbuch kolportirte, das Gefühl, daß niemand mir ein Almosen gebe, wenn er etwas von mir kaufe. Am nächsten Morgen war ich schon um sechs Uhr zur Stelle, nahm mein Frühstück ein, ordnete meinen Kram, zu dem nun auch Morgenblätter gehörten und begann mein Geschäft. Unter den frühen Kunden war auch der Herr vom gestrigen Abend, der mir die Nickelmünze gegeben hatte. Ich wollte ihm sofort seine vier Cents geben, aber er wehrte ab, denn er wollte noch zwei Morgenblätter kaufen, dann brauchte er noch eine Schachtel Lederfalbe, einen Ziegenlederlappen zum Putzen der Schuhe und zwei Paar Schuhbänder. Damit überreichte mir mein Kunde einen halben Dollar und sagte: Das wird wohl stimmen. Ich

machte raſch die Addition und ſagte: „Sie bekommen noch dreizehn Cents. Bitte hier!“ Mein Kunde erwiderte ſchmunzelnd: „Das nenne ich einen ehrlichen Mann!“ „Ehrlichkeit“ erwiderte ich, „iſt die beſte Geſchäftspolitik nnd die beſte Qualität iſt die billigſte Waare.“

„Um elf Uhr kam mein Chef, nicht mehr ganz nüchtern und ich übergab ihm die Loſung des geſtrigen Abends und des Vormittags. Er ſchmunzelte vergnügt und ſagte: „Das iſt ein verdammt guter Anfang für ſo ein Grünhorn. Da haſt Du zehn Cents extra und kaufe Dir einen Trunk Whiskey. Das thut gut an ſo einem verdammt kalten Morgen.“ Ich ſchob die Münze zurück und ſagte: „Ich danke ſchön. Trinken mag ich überhaupt nicht und ſtatt aller Trinkgelder will ich, daß Sie eine halbe Stunde früher kommen als jetzt, damit ich mich ein wenig wärmen kann, ehe ich die Zettel vertheile. Dann will ich fünfundſiebzig Cents den Tag. Ich will dafür nachmittags eine Stunde früher kommen. Das macht alſo nicht einmal ſieben und einen halben Cent für die Stunde Arbeit, und das iſt wenig genug.“ Mein Chef fing nun wieder an, alle Dutſchmänner und Grünhörner in den Boden der Hölle zu verwünſchen und ſchwor, daß man die Thore des Landes verriegeln müſſe, damit die ausländiſchen Sozialiſten und Anarchiſten nicht hereinkommen könnten, die dem ehrlichen amerikaniſchen Arbeiter das Brod vom Munde wegnähmen und ſchließlich wolle er ſofort vom Teufel geholt werden, wenn er einer ſolchen unverſchämten Forderung je nachgeben ſollte. Ich erwiderte ruhig: „Regen Sie ſich gar nicht auf. Heute bleibe ich für den bedungenen Lohn. Ueberlegen Sie ſich die Sache, bis ich nachmittags Sie ablöſe und wenn Sie finden, daß Sie meine Forderung nicht erfüllen können oder wollen, ſuchen Sie ſich für morgen einen andern Verkäufer.“ Mit dieſen Worten verließ ich ihn und begann meine Menüzettel zu vertheilen und das Diner erſter Klaſſe für fünfundzwanzig Cents anzupreiſen.“

„Als ich am Abend meine Zeitungen zu verkaufen anfing, war ich erſtaunt, wie raſch ſich meine Kundenzahl vermehrt hatte. Ganz beſonders auffällig war mir die große Zahl von Leuten, die mir Nickel anboten, und da mein Kleingeld bald ausgegangen war und ich nicht herausgeben konnte, mich aufforderten, den Nickel zu behalten. Mein Kunde vom geſtrigen Abend kam ebenfalls mit einem Nickel, aber ich beſtand darauf, daß er ihn behalte und am nächſten Morgen bezahle. Er nahm zwei Zeitungen, kramte eine Weile in ſeiner Weſtentaſche, wo er dann wirklich zwei Kupfermünzen fand, die er mir gab. Ich durchſchaute den Kniff bald genug, daß er mir dieſe Kunden auf den Hals geſchickt hatte. Da viele dieſer Kunden auch kleine Artikel von dem Verkaufsſtande verlangten und ich ſie ihnen reichte, war mein Chef gefügiger und verſprach mir neben meinem Tagelohn von fünfzig Cents je fünfzehn Cents von jedem Dollar, der über vier Dollars vereinnahmt werden würde, obwohl er noch immer der Anſicht war, daß es eine verdammte Unverſchämtheit von ſo einem verdammten Grünhorn ſei, gleich nach dem erſten Tage der Anſtellung eine Lohnerhöhung zu verlangen. Ich war es zufrieden, denn im Grunde kam es mir am meiſten darauf an, dem Manne zu zeigen, daß

er mir nicht imponiere. Ich war vorsichtig genug, mich für den nächsten Tag mit einem genügenden Vorrathe von Kupfermünzen zu versehen und hatte meine heimliche Freude an der Ueberraschung meiner Kunden, denen ich auf ihre Nickelmünzen mit der größten Kaltblütigkeit vier Cents herausgab, was für mich den Vortheil hatte, daß fast ein jeder noch ein zweites Abendblatt kaufte. Kurz, ich hatte am Abend etwa anderthalb Dollars verdient und hatte davon nur die Kosten meiner Herberge zu bestreiten. Freilich war das Geschäft bei der grimmigen Kälte, die eine ganze Woche fast ununterbrochen herrschte, kein leichtes. Das ewige Repetieren der nationalökonomischen Wahrheit, daß die beste Qualität die billigste Waare mache, wirkte furchtbar ermüdend auf mein Nervensystem und endlich war mir der Umgang mit dem fluchenden Trunkenbold je länger je unerträglicher, obwohl ich ihn nun im Zaume zu halten verstand. Der bessere Verdienst, den er jetzt hatte, trieb ihn noch mehr dem Trunke zu, und es war gar nicht zu zweifeln, daß er über kurz oder lang in die Tobsuchtszelle einer Irrenanstalt eingeliefert werden würde. Schließlich wollte ich auch nicht meine Lebensaufgabe in dem Verkaufe von Zeitungen und Schuhwichse suchen, und je besser es mir ging, desto mehr befestigte sich in mir der Wunsch, soviel zu ersparen, daß ich wenigstens zwei Wochen zusehen könne, um eine passende Lebensstellung zu finden."

„Wieder kam mir der Zufall zuhilfe. Mehrere Male saß ich in einem Restaurant mit einem meiner Kunden, einem jungen Manne von etwa dreißig Jahren bei Tische, der in mir sofort den Deutschen erkannt hatte und mich theilnehmend nach meiner Geschichte fragte. Ich erwiderte mit der halben Wahrheit, die ich mir zur Gewohnheit gemacht hatte, daß ich drüben Lehrer gewesen sei, hier vergeblich versucht hätte, mir als Lehrer eine Stellung zu gründen und endlich aus Noth in mein jetziges Geschäft gerathen sei."

„Mein neuer Bekannte erwiderte mein Vertrauen," fuhr er fort, „indem er mir seine Geschichte erzählte. Er war der Sohn eines reichen Fabrikanten und war mit Mühe und Noth bis zur Obersekunda gekommen. Man steckte ihn dann ins Militär, in der Hoffnung, daß er durch die militärische Zucht gebessert würde, aber das lockere Leben unter Offizieren, die dem reichen Fabrikantensohn gerne durch die Finger sahen, machte ihn nur leichtsinniger. Er hielt es in keiner Stellung aus und der Papa mußte wiederholt für ihn Schulden bezahlen. Da er überdies mit einer Arbeiterin in seines Vaters Fabrik ein Verhältniß unterhielt, wollte man ihn auf andere Gedanken bringen und schickte ihn nach Amerika. Er that vor seiner Abreise noch einen Griff in Papa's Kasse, nahm die Arbeiterin mit sich und heirathete sie in Amerika. Das Letztere war die Klimax seiner Missethaten. Man konnte ihm diese Mesalliance umsoweniger verzeihen, als er ein Jude und sie Katholikin war, und seither hatte ihn die Familie verstoßen. Er hatte die Leidensgeschichte aller Einwanderer mitgemacht und nachdem seine Baarschaft theils verzehrt, theils in die Hände von Bauernfängern gerathen war, schrieb er flehende Briefe um Verzeihung. Es war Alles vergeblich. Seine Briefe

blieben unbeantwortet. Auf seine Händearbeit angewiesen, war er Cigarrenarbeiter geworden und hatte es zu der Stellung eines Vormann gebracht, was der eines Werkmeisters in unseren Fabriken entspricht, und war mit seinem Lose vollkommen zufrieden. Er rieth mir dasselbe zu versuchen, und ich willigte ein.

„Ich benutzte die Mittagspause um mich dem Chef meines neugewonnenen Freundes vorzustellen. Zu meiner Ueberraschung fand ich in ihm denselben Herrn, der am ersten Tage meines Debuts als Zeitungsverkäufer mir ein so generöser Kunde gewesen war. Er war ein polnischer Jude, der sich Samuel Davis nannte und sich aus kleinen Anfängen als Cigarrenarbeiter zum Besitzer eines ansehnlichen Fabriksetablissements aufgeschwungen hatte. Natürlich fragte er mich wieder nach meinem Vorleben und ich erwiderte ihm, wie ich das gewohnt war, daß ich nach vergeblichen Versuchen, mir als Lehrer mein Brod zu verdienen, mich entschlossen habe, durch Händearbeit meinen Lebensunterhalt zu erwerben, daß ich wohl jetzt sechs bis acht Dollars die Woche und mein Essen verdiene, daß ich aber den Umgang mit dem rohen Patron in dessen Dienst ich wäre, und das Leben auf der Straße nicht gut vertragen könne, und darum gerne bereit sei, jede Arbeit zu verrichten, von der ich mich ernähren könne. Herr Davis fragte mich, ob ich nicht lieber zum Lehrberuf zurückgehen wolle und versprach mir durch persöhnliche Hilfeleistung und durch Verwendung bei Freunden an die Hand zu gehen. Ich erwiderte mit den Worten des Talmud, die ich in der Ursprache zitirte: „Schinde ein Aas auf der Straße und lebe vom Tagelohne, aber sage nicht: Ich bin ein Priester, ich bin ein großer Mann und die Arbeit ist mir zuwider." Meine talmudischen Kenntnisse machten auf den Mann Eindruck, und er versprach, mich mit einem Wochenlohn von vier Dollars, der sich mit der Vervollkommnung meiner Arbeitsfähigkeit erhöhen würde, zu beschäftigen.

„Obwohl ich dadurch eine beträchtliche Einbuße erlitt, willigte ich ein und begann am nächsten Tage unter Anweisung des Vormannes meine Arbeit. Manuelle Geschicklichkeit war niemals meine Sache und schließlich will ja auch Alles gelernt sein. Ich war bei dem Rollen des sogenannten Wickels, des Kerns der Cigarre, verwendet worden, was die leichteste Arbeit des Cigarrenarbeiters ist, aber ich stellte mich so ungeschickt an, daß ich das Meiste verdarb und die Zielscheibe des Spottes der anderen Arbeiter wurde. Mein neuer Chef sah nach zwei Wochen, daß ich es wohl kaum jemals zu einer erträglichen Fertigkeit in dem Geschäfte bringen würde, und verwendete mich zum Packen der Cigarren und zum Zählen der abgelieferten Arbeit, wofür er mir zehn Dollars die Woche bezahlte. Ich war für diese Beschäftigung sehr dankbar, denn ich hatte nicht nur ein anständiges Auskommen, sondern war noch dazu am Abend und am Samstag, den mein Chef strenge feierte, frei; ich konnte mich in meinen Freistunden mit Lektüre beschäftigen und hatte mit einzelnen der Arbeiter, die fast durchwegs polnische Juden, daher Kenner der hebräischen Literatur waren und eifrig an ihrer Fortbildung arbeiteten, kongenialen Umgang. Sie gehörten einem Vereine an, der Montefiore-Klub hieß und der Centralpunkt des geistigen Lebens unter den jüdischen Arbeitern des Stadtbezirkes war. Ich hielt auf ihre Aufforderung einmal dort einen

Vortrag über Moses Maimonidas. Es war mein erster Versuch, in englischer Sprache öffentlich aufzutreten, und ich erntete reichen Beifall, der wohl in erster Linie dem Wohlwollen meines Auditoriums zu danken war.

„Fast acht Monate hatte ich in dieser Stellung gearbeitet, als ich eine neue Bekanntschaft machte, die gegen meinen Willen eine Aenderung in meinem Leben hervorbrachte. Mein Chef rief mich eines Tages in sein Komptoir, um mich einem seiner Kunden, einem Herrn Simon Bloch, vorzustellen, der als Landsmann sich gewiß freuen würde, meine Bekanntschaft zu machen. Es stellte sich heraus, daß Herr Bloch aus Driesen bei Bernstadt stammte, und ihm gegenüber konnte ich mein Inkognito nicht mehr aufrecht erhalten. Er wußte, daß ich der Sohn des Bernstädter und der Enkel des Dobichauer Rabbiners sei; als Knabe habe ihn sein Vater wiederholt nach Bernstadt gebracht, um ihn von meinem Vater segnen zu lassen; dann erzählte er allerlei Heiligenlegenden von meinem Großvater, wie z. B., daß bei einem Feuer in Dobichau gerade das Haus wo die ganze Auflage des von meinem Großvater verfaßten Werkes aufbewahrt war, verschont blieb, während die Nachbarhäuser zu beiden Seiten von den Flammen verzehrt wurden und was dergleichen Dinge mehr waren. Meinem Chef imponierte meine aristokratische Abstammung außerordentlich, und da ich nun mit meiner Biographie nicht hinter dem Berge halten konnte, erfuhr er, daß ich eigentlich zum Rabbiner ausgebildet worden sei und als solcher in New York selbst schon fungiert habe. Es war wieder um die Zeit der Feiertage und, ich darf wohl sagen, gegen meinen Willen wurde ich veranlaßt, in der Synagoge, welcher Herr Davis und Herr Bloch angehörten, zu predigen, und da man sich von einem Prediger eine Anziehungskraft für die kommenden Feiertage versprach, wurde ich sofort als Prediger der Gemeinde angestellt.

„Mir war es nicht leicht geworden meinen bisherigen Beruf aufzugeben. Ich glaube, soweit ein Mensch seine eigenen Gefühle analysiren kann, daß es Eitelkeit war. Als Cigarrenpacker war ich unter meinesgleichen ein Phänomen; unter Rabbinern war ich eine alltägliche Erscheinung. Zudem glaube ich, daß die Mehrzahl meiner Standesgenossen, und zwar nicht nur unter Juden, das Gefühl hat, daß man ihrer Aufrichtigkeit nicht traut und daß ihr religiöser Eifer als bezahlt gilt. Mein Entschluß nachzugeben war hauptsächlich durch einen kleinen Zwischenfall veranlaßt. Herr Bloch, der erfahren hatte, daß ich in einem so ärmlichen Herbergshause wohne, bestand darauf, daß ich in sein Haus ziehe. Er offerirte mir Pension unter so billigen Bedingungen, daß ich annehmen konnte und doch nicht das Gefühl hatte, eine Wohlthat zu empfangen. Zudem hatte ich das Hotelleben gründlich satt, obwohl ich um die Berührung mit den Hotelgästen zu vermeiden, meine freie Zeit im Montefiore-Klub oder in einer öffentlichen Bibliothek zubrachte. Der erste Freitag Abend war mir eine gemüthliche Wiedergeburt. Allerdings war er lange nicht das, was er in meinen Knabenjahren gewesen war, als ich an Ihrer Seite in dem kleinen Familienkreise saß, von tiefstem, tiefstem Herzen dankbar dafür, daß mich Ihr lieber Vater aus dem Elend im Hause meiner Stiefschwester erlöst hatte. Es war nicht die traute Geselligkeit der wenigen intelligenten Freunde, die sich dort versammelten und einander auf irgend

ein gelungenes hebräisches Gedicht in der Zeitung, die sie zusammen abonnirt hatten, aufmerksam machten oder die politischen Tagesereignisse besprachen; es war auch nicht die idyllische Naivetät, mit der die Frauen in Ihrem, ich möchte fast sagen, in unserem Elternhause, den neuesten Stadtklatsch besprachen, aber es war doch etwas. Es brannten zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern, ein silbener Becher stand auf dem Tische, über den Barches war ein gesticktes Deckchen gebreitet, man sprach das Tischgebet und die Kinder wurden gesegnet. Die älteste Tochter, Koroline, oder Kärrie, wie man sie nannte, und drei Knaben hörten respektvoll zu, wenn ich sprach. Ich fühlte das Wohlthuende eines Heims, das ich in dem Hause, wo ich Hofmeister war und mir bei Tische immer wie ein Geduldeter vorkam, vermißte, und das mir im Hotel ganz abhanden gekommen war, wo jeder Kneipbruder mich duzen konnte und ich ein Stück Treibholz war, das der ruhelose Ozean angeschwemmt hatte.

„Diese Gefühle bestmmten meinen Entschluß. Ich wollte doch etwas Anderes sein als eine Maschine, die geheizt wird, um ihre Arbeit zu verrichten. Freilich hatte ich auch meine Bedenken gegen das rabbinische Amt. Meine religiöse Richtung war immer freisinnig gewesen. Die Herzlosigkeit meiner Stiefschwester, welche mit ängstlicher Beobachtung des Ceremoniellen eine abstoßende Gemüthsroheit verband und die pedantische poesielose Frömmigkeit, die ich als Hofmeister um mich sah, hatten mir, wenn ich es offen sagen soll, den Beruf verleidet. Ein Trost war mir, was mir Ihr Vater vor meiner Abreise nach Amerika erzählte, als ich ihm meine Bedenken mittheilte. Mein Vater hatte ihm von seinen eigenen Kämpfen, die freilich ganz anderer Art waren, erzählt. Als man ihm die an Feiertagen üblichen Geschenke brachte, brannte ihn das Geld auf den Fingern. Bei jedem mit dem Wunsche vergnügter Feiertage verbundenen „Händedruck" war es ihm, als sollte er sein Bündel schnüren und hausieren gehen, aber dann sagte er sich, es sei Gottes Wille, daß er Rabbiner geworden sei, und er gab sich zufrieden. Ich dachte also an die Möglichkeit mein Heim zu begründen, predigte über Israel's Mission, welche nach den Worten des Propheten so ewig sein sollte wie die Gesetze des Himmels und der Erde...."

„Fürchten Sie nichts," unterbrach er sich, als er ein Lächeln bemerkte, das um Mirjam's Lippen spielte, „ich werde Ihnen meine Predigt nicht zumuthen, zumal ich mir gar nicht verhehle, daß ich meinen Erfolg mehr den Bemühungen meiner Freunde und vielleicht auch ein wenig dem Umstande, daß ich unverheirathet war, als meiner Eloquenz verdankte."

„Daran dachte ich nicht," antwortete Mirjam lächelnd. „Ich wollte Sie nur fragen, ob diese Kärrie, von der Sie sprechen, vielleicht Ihre Frau geworden ist und ob sie nicht einen Einfluß auf Ihre Sinnesänderung gewonnen hat. Uebrigens wollte ich Sie nicht unterbrechen; fahren Sie nur fort! Ich werde das ja auch noch zu hören bekommen."

„Ihr Wunsch, einen Roman zu hören, hat Sie auf eine falsche Fährte geführt," sagte Max mit dem Ausdrucke einer gewissen Verlegenheit. „Die oben genannte Kärrie ist thatsächlich meine Frau geworden, aber damals hatte ich an sie nicht im Entferntesten gedacht, doch ich bin Ihnen noch die Erklär-

ung ſchuldig, warum ich auch damals nicht an Ihren Vater geſchrieben habe. Ich war wohl auf dem Wege zu einer angemeſſenen Lebensſtellung und konnte mit dem Gefühle eines gewiſſen Triumphes auf mein Leidensjahr, durch das ich mich aus eigener Kraft hindurchgerungen hatte zurückſchauen, aber meine Stellung war nicht geſichert und finanziell zu ſchwach. Sie beſſerte ſich ſtetig, und ich hoffte die Gemeinde ſo emporzuarbeiten, daß ich ein eigenes Heim würde gründen können. Dann wollte ich einen Urlaub nehmen, vor ihn hintreten, ihm als Schöpfer meines Lebensglückes danken....“

Der Sprecher unterbrach, ſah nachdenklich vor ſich hin und ſchien nach dem richtigen Ausdrucke für die Fortſetzung ſeiner Erzählung zu ringen. Mirjam machte ſich mit ihrem Töchterchen zu ſchaffen und that als ob ſie dieſe Unterbrechung nicht bemerkte. Endlich fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Da traf mich die Nachricht von Ihrer Verlobung, die ich in der Zeitung las und ich hatte den richtigen Anknüpfungspunkt verloren. Mechaniſch fuhr ich in der Erfüllung meiner Pflichten fort, aber je mehr ich in Gemeindeplätzen ſprach und je mehr ich mich in den ausgetretenen Bahnen bewegte, deſto populärer wurde ich, und ſo geſchah es, daß ich zwei Jahre ſpäter eine ſehr begehrte Rabbinerſtelle mit dreitauſend Dollars erhielt. Bald darauf heirathete ich thatſächlich jene Kärrie, welcher Sie eine ſo providentielle Rolle in meinem Leben zuwieſen. Ich wurde nach Ablauf meines erſten Amtstermines von drei Jahren trotz einiger Oppoſition auf weitere drei Jahre gewählt. Inzwiſchen verlor ich mein älteſtes Kind, einen zweijährigen Knaben, durch einen Unglücksfall. Dieſer plötzliche Schlag beugte mich tief und warf einen Schatten auf mein eheliches Leben. In der Gemeinde hatte ich den Reiz der Neuheit eingebüßt; dazu war mein gedrücktes, menſchenſcheues Weſen ſicherlich nicht die richtige Methode, um mir Freunde zu gewinnen. Ich fühlte, daß ich den Boden unter den Füßen verlor und lehnte deshalb eine Wiederwahl ab, um mich nach einem neuen Lebensberuf umzuſehen. Auf einer Suche nach einem ſolchen bin ich nach Europa gekommen.“

„Haben Sie noch andere Kinder?“ fragte Mirjam.

„Ich habe noch ein kleines Mädchen,“ war die lakoniſche Antwort.

„Und wollen Sie Frau und Kind hieher bringen?“ fragte Mirjam wieder.

„Aufrichtig geſagt, nein!“ erwiderte Max. „Und um Ihnen, der Jugendfreundin, der Tochter des beſten, des einzigen Freundes, den ich hatte, die volle Wahrheit zu ſagen, wenn ich bisher nicht nach Amerika zurückgekehrt bin, ſo geſchah es, weil ich dieſes Verhältniß nicht länger zu ertragen vermochte und es zu löſen nicht die Kraft habe.“

Mirjam ſah ihn eine Weile ſprachlos an. „Sie wollen Weib und Kind verlaſſen!“ begann ſie endlich. „Max, das iſt unmöglich, das kann ich von Ihnen nicht glauben! Müßten Sie ſich nicht ſelbſt als ein erbärmlicher Heuchler vorkommen, wenn Sie je wieder eine Trauung vornehmen oder wenn Sie ſich daran erinnern, daß Sie je einem jungen Paare eheliche Treue gepredigt haben.“

Max lachte bitter. „Mit jenem Schuljungen, den der Herr Lehrer fragte, wer die Welt erſchaffen habe, würde ich ſagen: „Ich hab's gethan und will's gewiß nicht wieder thun.“ Warum ſollen wir uns unſer Leben

durch so eingebildete Thorheiten verkümmern? Man erzählt von einem Kinde in einem Gebirgsdorfe, wo Alles Kröpfe hatte, daß es bei dem Anblicke eines Fremden seiner Mutter zurief: „Schau' Mutter, der hat nicht einmal einen Kropf!" Wir bilden uns zuerst ein, daß die Ehe einen ewigen Charakter habe und dann stigmatisiren wir jede gegentheilige Ansicht als einen moralischen Defekt. Selbst wir Juden thun das in blinder Nachahmung, obwohl gerade das rabbinische Judenthum im Gegensatze zum Christenthum die unbedingte Auflösbarkeit der Ehe gepredigt hat. Ich will mich übrigens nicht auf die alten Rabbiner ausreden. Was läge daran, wenn sie das Gegentheil lehrten! Das Leben empfängt seine Gesetze von seinen Bedürfnissen und nicht von wurmstichigen Folianten. Mein Leben hatte einen Inhalt, als ich im Schneetreiben auf der Straße stand und die Lehre von der besten Waare als der billigsten hunderte Mal in einem Tage verkündete. Mein Leben hatte einen Inhalt, als ich in der Werkstätte mich mit Cigarrenwickeln abmühte. Ich arbeitete an der Erhaltung meiner Menschenwürde. Mein Leben hatte noch einen Inhalt, als ich meine erste Stelle erhielt. Ich hoffte einer Gattin, die mein Leben ausfüllen sollte, einen häuslichen Herd zu gründen. Da traf mich mitten in den schönsten Hoffnungen ein vernichternder Schlag, denn mein Ziel waren Sie, ja Sie, Mirjam! Ich hatte gehofft, vor Ihren Vater hintreten und sprechen zu können: „Sie sind mein Vater längst gewesen, seien Sie es jetzt dem Namen nach." Freilich weiß ich nicht, was Sie dazu gesagt hätten, aber ich hoffte, daß Ihnen ein behagliches Leben nicht Alles sein würde, daß Sie einen geistig ebenbürtigen Mann einem bloßen Versorger vorziehen würden. Ich habe mich getäuscht und gerade als ich das Ziel vor Augen sah, war mein Streben vernichtet. Mein Leben hatte von nun an keinen Inhalt mehr."

Max hielt erschöpft inne und wischte sich die Schweißperlen von seinem erglühten Gesicht. Seine Jugendfreundin hatte ihm mit wachsender Unruhe zugehört und sich wiederholt mit ihrem Kinde zu thun gemacht, als wollte sie sich dadurch schützen. Tiefe Bläße bedeckte ihr Wangen, als sie mit kaum vernehmbarer Stimme sprach: „Ich wußte, daß es des Vaters Wunsch war, obwohl er ihn nie in klaren Worten laut werden ließ. Es bedrückte ihn noch, als ich auf seinen Wunsch meinem Gatten das Jawort gab. Mit einer Wehmuth, die nur ich verstand, sagte er, daß er gehofft hatte, seine Bibliothek, die er so sehr liebte, seinem Schwiegersohne vermachen zu können. Aber Sie haben nie gesprochen."

„Ich habe nicht gesprochen," rief Max heftig. „Es ist wahr. Ihr Vater war daran Schuld. Er gab mir, als ich zur Universität abging, den Rath, niemals mich an ein Weib zu binden, bis ich daran denken könnte, sie heimzuführen. Ich bezog das auf Sie, und sprach nicht, sprach nicht, obwohl mein Herz zuckte und meine Lippen bebten. Warum ich nicht gesprochen habe? Warum mußte ich mit acht Jahren vater- und mutterlose Waise sein? Warum mußte ich, um meine Studien vollenden zu können, das Elend des Hofmeisterthums durchkosten? Warum mußte ich ein Jahr lang im fremden Lande um das tägliche Brod ringen? Aber in Amerika," fuhr er mit steigender Heftig-

keit fort, „habe ich gelernt, dem Geschicke zu trotzen und ich habe den Willen, nicht unterzugehen."

Eine kleine Weile hielt er inne und fragte dann mit einem scheuen Blicke auf die Kleine in leisem Tone: „Sind Sie glücklich, Mirjam? Ich bin offen gegen Sie gewesen, als ich vermuthen mußte, daß Ihnen meine Erzählung gleichgiltig sein oder Schadenfreude bereiten könnte. Ich habe mich nach Ihnen erkundigt. Ich weiß, daß Sie einem Manne mit einem leiblichen Gebrechen die Hand gereicht haben, einem Manne, den Sie kennen lernten mit der Absicht, sich von ihm heirathen, oder nennen wir es beim rechten Namen, sich von ihm ernähren zu lassen. Ich weiß, daß Ihr Vater damals bereits dem Tode verfallen war, daß Sie es wußten, daß der Wunsch, ihm ein ruhiges Ende zu bereiten, die Furcht ewig eine Bonne zu bleiben, auf Ihren Entschluß gewirkt haben muß. Seien Sie aufrichtig, Mirjam! Sind Sie glücklich?"

Wieder überzog tiefe Blässe die Wangen der Angeredeten, als Sie in leisem aber sicherem Tone, dem Frager ruhig in's Angesicht sehend, sagte: „Mein Mann fühlt sich glücklich in meinem Besitze; er thut mit rührendem Eifer Alles, was er kann, um mich glücklich zu machen. Ich habe Pflichten gegen ihn und gegen mein Kind. Es macht mich glücklich, sie zu erfüllen."

„Immer das Unselige des Gebotes von außen her," rief Max wieder heftig. „Uns selbst sind wir die erste Pflicht schuldig. Sprechen Sie ein bestimmtes Wort! Sagen Sie, daß Sie sich lösen könnten von diesen engen Verurtheilen der Kleinstadt, die sich in dem Ghetto, der kleinstädtischesten Kleinstadt noch potenziert haben. Sagen Sie dieses Wort und mein Leben hat einen Inhalt, und wenn ich als Zeitungsverkäufer beginnen sollte, ich fühle, ich weiß, daß ich siegen muß. Warum Ihr Leben ketten an einen—"

Ein entschiedens „Halt!" unterbrach den Sprecher. Mirjam war aufgestanden; flammendes Roth bedeckte ihre Wangen; mit der ausgestreckten Rechten machte sie eine abwehrende Bewegung, während sie mit der Linken ihr Kind fest umfaßt hielt. Die Kleine, dadurch ängstlich geworden, rief weinerlich: „Mama, ich bin müde, schicke den Herrn fort und laß uns nach Hause gehen!"

Trotz aller Erregung mußte Mirjam lächeln, als sie mit gepreßtem Athem sagte: „Sie haben dieses Wort gehört, Herr Doktor, es kam aus Kindermund." Damit erhob sie sich und ließ den Jugendfreund ohne ein Wort des Abschiedes zurück.

---

15. Kapitel.

Das Wiedersehen.

Im dritten Stockwerke eines bescheidenen Hauses, das in einer ruhigen Seitenstraße an der Grenze des Weichbildes der Stadt gelegen war, stand Doktor Steinbach an seinem Schreibpulte, emsig mit dem Kopieren eines alten Manuskriptes beschäftigt. Er hatte seit der Verkündigung seines freisprechenden Urtheiles sich in die Hauptstadt zurückgezogen, wo man ihm eine

sehr bescheidene Pfründe als sogenanntem Stiftungsrabbiner übertragen hatte, die ihm gestattete, sich ganz wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Die Wände des kleinen Raumes waren ganz mit Büchergestellen ausgefüllt, so daß kaum für das Schreibpult, an dem der Gelehrte stand und für ein Tischchen, an dem seine Frau mit einer Handarbeit beschäftigt saß, Platz geblieben war. Steinbach hatte sichtlich an Körperfülle verloren, aber abgesehen von diesem Umstande und von einigen Silberfäden an seinem Kinn, merkte man ihm die überstandene Haft und die seelischen Qualen der vergangenen Wochen nicht an; im Gegentheile erschien er, schlanker geworden, zu seinem Vortheile verändert. Hingegen sah man seiner Gattin die Spuren an, welche die Leiden der letzten Zeit an ihr zurückgelassen hatten. Sie schien noch magerer als sonst, tiefe Bläße überzog ihre eingefallenen Wangen, dunkelblaue Ringe umsäumten ihre Augen und Strähne weißer Haare hoben sich scharf ab von dem tiefen Schwarz ihres reichen Kopfschmuckes. Eine schwere Müdigkeit schien sich in ihrem ganzen Wesen, selbst in der Art, wie sie die Nadel führte, auszudrücken. Die Hand, so emsig sie auch schaffte, schien von dem Schrecken zu vibrieren, den sie Tag für Tag durchlebt hatte, in der Furcht, den Gatten von sich getrennt, jahrelanger Kerkerhaft und ewiger Schmach überantwortet zu sehen.

Es war ein unfreundlicher Herbstabend; ein kalter Wind trieb schwere Regentropfen an die Fensterscheiben, durch die man kaum die unheimlich flackernden Gasflammen auf der Straße sehen konnte, in deren Schein nur einzelne, rasch vorbeihuschende Gestalten, fröstelnd in ihre Mäntel und Tücher gehüllt, sichtbar waren. Näße und Wind schienen in den ungeheizten Raum zu dringen, dessen unbehagliche Atmosphäre dadurch noch unheimlicher wurde. Da unterbrach ein schüchternes Klingeln der Thürschelle die tiefe Stille. Steinbach legte die Feder bei Seite und wollte offenbar dem Besucher die Thüre öffnen, aber seine Frau hatte sich sofort erhoben und machte eine sanft abweisende Bewegung.

„Bleibe doch ruhig bei Deiner Arbeit, David," sagte sie mit ihrer wohlthuend weichen Stimme. „Es ist ohnehin kein Licht im Vorzimmer und ich muß die Lampe anzünden."

„Es kann doch wohl nur Max sein," erwiderte ihr Gatte, „und der findet sich auch ohne Licht zurecht."

„Nicht doch!" sagte die Frau. „Er ist schon über eine Stunde zu Hause. Ueberdies hat er stets den Thürdrücker bei sich und würde nicht klingeln." Während sie so sprach, hielt sie mit einer Hand den Cylinder einer kleinen Petroleumlampe, während die andere ein brennendes Zündholz über dem Dochte hielt.

„Es ist nahezu neun Uhr," begann wieder Steinbach, nachdem er einen Blick auf seine Taschenuhr gethan hatte. „Besuch kann doch zu so später Stunde unmöglich kommen. Laß mich doch lieber selbst gehen!" fügte er in etwas ängstlichem Tone hinzu, indem er seiner Frau die Lampe aus der Hand zu nehmen versuchte.

„Sei doch nicht so thöricht, David," erwiderte diese mit wehmuthsvollem Lächeln. „Das Gerücht von unseren Reichthümern wird sicherlich keinen

Straßenräuber anlocken. Uebrigens haben wir schon hinlänglich Räubergeschichten erlebt, um zu hoffen, daß wir für die Zukunft davon verschont bleiben werden." Damit öffnete sie die Thüre, die in das enge, dreieckige Vorzimmer führte und schloß sie wieder hinter sich, während ihr Gatte, zu ungeduldig, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, dem Oeffnen der Thüre und dem im Vorzimmer geführten Gespräche lauschte, das sich ganz endlos in die Länge zu ziehen schien. Er konnte die Worte selbst nicht hören, merkte aber doch, daß die Stimme des Eintretenden einer Frau angehörte. Mehreremal drängte ihn die Ungeduld, seiner Frau in das Vorzimmer nachzugehen, aber doch hielt ihn wieder die Scham als neugierig zu erscheinen zurück. Endlich, zu seiner großen Erleichterung, ging die Thüre auf, und eine junge, in einfaches Schwarz gekleidete Frau mit einem zarten, etwa zweijährigen Mädchen an der Hand, trat ein. Die Hausfrau, die ihr folgte, legte eine ungewohnte Lebhaftigkeit an den Tag, die ganz besonders mit der Müdigkeit ihrer früheren Bewegungen kontrastirte. „Bitte, legen Sie doch ruhig hier ab," sagte sie, indem sie geschäftig zwei Stühle an das Tischchen heranschob. „Unsere Wohnräume sind hier so beschränkt, daß unsere Besucher sich behelfen müssen, wie es eben geht. Sie sind noch dazu in einem so erbärmlichen Wetter gekommen, daß Sie ja ganz durchnäßt sein müssen." Dabei setzte sie die Kleine auf einen Stuhl, kniete rasch vor ihr nieder und nahm ihr die Ueberschuhe von den Füßen, sorgfältig die Schuhe betastend, indem sie sagte: „Ob sie nicht doch in den Füßen naß geworden ist? Ich würde ihr lieber Schuhe und Strümpfe ausziehen," und ehe die Angeredete, die eine abwehrende Bewegung machte, Zeit hatte zu antworten, fuhr die Hausfrau fort: „Werde nicht ungeduldig, David, wir haben einen sehr interessanten Gast, dessen Bekanntschaft Dich außerordentlich freuen wird. Nun hilf mir vorerst den Gasofen in Thätigkeit zu setzen!" Gehorsam holte der Hausherr eine Bücherleiter aus einem Winkel, während seine Frau einen kleinen, runden Gasofen aus einem anderen Winkel hervorbrachte und das eine Ende eines langen, mit grüner Seide umsponnenen Schlauches ihrem Gatten reichte, der die Bücherleiter bestieg und den Schlauch an einem Gasarm befestigte. „Du bist doch gar zu ungeduldig, David," rief die Frau, fröhlich lachend. „Ich hätte Dich gar nicht für so neugierig gehalten. Du mußt den Schlauch über den anderen Gasarm legen, sonst klappt er zusammen, und das Gas kann nicht ausströmen; auch mußt Du zuerst den Brenner abschrauben, damit das Gas reichlicher ausströme." Als nun Alles zu ihrer Zufriedenheit geordnet war, wandte sie sich wieder an die Besucherin, indem sie sagte: „Die Kleine wird wohl eines wärmenden Trankes bedürfen. Ich werde sofort etwas besorgen. Haben Sie nur ein klein wenig Geduld! Bei unserem kleinen Haushalt und bei unserer engen Wohnung können wir Gäste leider nicht so aufnehmen wie wir möchten." Die Fremde konnte nur mit leiser, fast schüchterner Stimme, der man einen fremden Akzent anmerkte, lispeln: „Ach, bitte, machen Sie sich doch nicht so viele Mühe."

Steinbach hatte seine Brille aufgesetzt und betrachtete den Gast. Sie war eine jugendliche Erscheinung mit blassem, etwas angegriffenem Teint, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, etwas zart gebaut und

machte in ihrer dunklen Kleidung mit dem einfachen Reisehut einen sehr sympathischen Eindruck. Die ungewöhnliche Geschäftigkeit seiner Frau, welche an und für sich mit ihrem ruhigen Wesen kontrastirte und die er in den letzten Wochen am wenigsten an ihr gewohnt war, überraschte ihn. Es müßte doch etwas ganz Besonderes sein, daß auf sie einen so geradezu belebenden Einfluß geübt hatte. Endlich schien seine Frau zu fühlen, daß die Spannung seiner Neugierde lange genug gedauert hatte und mit einem schalkhaften Lächeln auf den Lippen, sagte sie: „Es wäre eigentlich sehr verlockend, Dich bei Frag- und Antwortspiel rathen zu lassen, wer unser Besuch eigentlich ist, aber ich will doch mit Dir gnädiglicher verfahren, und stelle Dir deshalb ohne weitere Umschweife"—die Sprecherin ließ mit offengarer Absicht eine Pause eintreten—„Frau Doktor Pulsnitz vor."

Steinbach sprang wie elektrisirt von dem Schreibpulte, wo er bisher gestanden hatte, auf den Gast zu und faßte ihre beiden Hände. „Nun, das nenne ich eine Ueberraschung! Auf einen solchen Besuch war ich doch nicht gefaßt, und die liebe Kleine! Wie heißt sie denn?" fügte er hinzu, indem er ihre Wangen streichelte.

„Hattie," antwortete die Mutter.

„Da muß ich doch sogleich—" rief er, sich plötzlich besinnend, indem er eine Wendung nach der Thüre des anstoßenden Zimmers machte. Aber ehe er noch den Satz vollenden konnte, hatte ihn ein Wink seiner Frau, die hinter dem Stuhle des Gastes stehend, den Zeigefinger an die gespitzten Lippen legte und dabei ihre Augen weit öffnete, an seinen Platz gebannt.

„Denke dir, David," rief sie. „Frau Doktor Pulsnitz hat seit mehreren Monaten—wie lange war es doch, Frau Doktor?" fügte sie, an den Gast gewendet, hinzu—

„Volle zehn Wochen bereits," war die von einem schmerzlichen Seufzer begleitete Antwort.

„Also seit zehn Wochen hat Frau Doktor Pulsnitz von ihrem Manne nichts gehört. Wie lange ist es doch, seit er uns besucht hat? Du weißt, wie er damals so überrascht kam!" Und wieder legte sie bei diesen Worten den Zeigefinger warnend an die Lippen.

Steinbach überlegte. Seine Erwägungen galten nicht dem verlangten Datum, dessen er sich gut genug erinnerte, sondern in erster Linie dem Grunde für die Geheimnißthuerei seiner Frau, und des Weiteren dem schwierigen ethischen Problem. Wohl hatte der Talmud die Lehre aufgestellt, daß eine Nothlüge und besonders eine zweideutige Antwort um eines guten Zweckes willen erlaubt seien. Diese Lehre hatten die Talmudisten an dem Beispiele, von den Söhnen Jakobs bewiesen, die ihrem Bruder Josef erzählten, ihr Vater habe auf dem Todtenbette den Wunsch geäußert, Josef solle seinen Brüdern verzeihen, was offenbar erfunden war. Ein anderer Lehrer hatte sogar dargethan, daß Gott selbst einmal eine Nothlüge gutgeheißen habe, indem er dem Propheten Samuel, als dieser auszog, um David zum Könige zu salben, rieth, zu sagen, daß er um einer feierlichen Opferhandlung willen nach Bethlehem gekommen sei, um sich auf diese Weise vor der Rache Sauls zu schützen. Launig bemerkt dann ein Dritter, Gott selbst habe um des

lieben Friedens willen einmal eine Nothlüge gebraucht, indem er Sara zitirte, als hätte sie bei der Verkündigung von Isaaks Geburt gesagt: Wie könnte ich denn noch einen Sohn haben, da ich alt bin, während sie nach Frauenart so etwas nie zugegeben hätte und nur von dem Alter ihres Gatten sprach. Das Bedenkliche einer solchen Kasuistik, die den Schein rettet und die Sittlichkeit selbst untergräbt, fiel ihm schwer auf das Herz, als er die von seiner Gattin gewünschte Antwort geben sollte. Er erinnerte sich, daß selbst ein so strikter Traditionsgläubiger wie Moses Sofer von dieser Stelle gesagt hatte, es wäre besser, sie hätte nicht im Talmud gestanden. Er erinnerte sich ferner, daß der Talmud einem Gelehrten gestattet, sich als einen Feueranbeter auszugeben, um sich auf diese Weise dem von den Parsen allen Andersgläubigen auferlegten Leibzolle zu entziehen.

Allerdings, so argumentirte er weiter, hatte der große spanische Rabbi Salomo ibu Adret an dieser Entscheidung, welche um Geldes willen eine Unwahrheit gestattet, Anstoß genommen, und sie dahin interpretirt, daß der Gelehrte eigentlich die Wahrheit spreche, denn er sei ein Diener des Herrn, der nach den Worten der Schrift ein verzehrendes Feuer ist. Nun das war sein Fall. Mit etwas gepreßtem Athem, dem man die Verlegenheit anmerkte, sagte er: „Max war Ende Mai bei uns und dann sah ich ihn etwa drei Wochen später in Heinrichsbad, wo er sich längere Zeit aufhielt und von wo er mir noch vor einigen Wochen schrieb. Er war damals ganz wohl und munter, und wenn er Ihnen, wie Sie sagen, seit zehn Wochen nicht geschrieben hat, so ist das wohl irgend einem Zufall zuzuschreiben, den ich mir nicht erklären kann." Dabei sah sich der Sprecher scheu nach der Thüre um, die hinter ihm war, als fürchte er von dorthin einen Widerspruch.

„Ich zitterte vor dem Gedanken, daß ihm ein Unheil zugestoßen sein könnte," begann die Fremde mit leiser Stimme, „obwohl ich noch mehr fürchtete, ja gewiß darüber war, daß sein Stillschweigen einen anderen Grund habe. Trotzdem wäre es mir eine Beruhigung zu erfahren, daß er nicht krank ist."

„Sie können darüber ohne Sorgen sein, liebe Frau Doktor," fiel hier die Hausfrau ein, die eben mit einem Präsentierbrett in den Händen in die Stube trat. „Ich weiß, daß es ihm ganz gut geht, und wir werden uns bemühen, ihn recht bald von Ihrer Ankunft zu verständigen. Indessen sehen Sie, daß die liebe Kleine doch etwas genießt, und nehmen Sie selbst eine Kleinigkeit zu sich, denn Sie sind gewiß gerade von der Reise gekommen." Dabei breitete sie eine Tischdecke über den Tisch, stellte zwei Tassen mit Kakao und einen Teller Zwieback darauf und sagte zu ihrem Gatten gewendet: „Bitte, David, gieb mir doch irgend ein großes Buch, damit ich es der Kleinen unterlegen kann, für die der Stuhl zu niedrig ist," und als errieth sie die Gedanken ihres Gatten, der sich gegen eine solche Profanation der rabbinischen Werke sträuben würde, fügte sie rasch hinzu: „Nimm' doch den Haverkamp'schen Josephus oder drn großen Atlas! Das Eine oder das Andere wird für den Zweck ausreichen." Der Angeredete that wie er geheißen und holte einen mächtigen Folianten von dem Büchergestell, den seine Frau auf einen Stuhl legte, auf welchem sie dann die Kleine niedersetzte. Dann

band sie ihr eine Serviette um und rückte ihr die Tasse an den Rand des Tisches, damit sie bequemer zulangen könne, wozu sie sich auch nicht lange nöthigen ließ. Die Mutter protestierte gegen die übertriebene Mühe, welche sich die Hausfrau mit ihr und ihrem Kinde gebe, aber die Letztere sagte: „Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens aus dieser Kleinigkeit. Es ist wenig genug, was unser bescheidener Haushält zu dieser späten Stunde bieten kann. Die Kleine hat nur eine Tasse Milch, mit etwas Kakao versetzt, gerade nur so viel, um an diesem feuchtkalten Abend sich ein wenig innerlich zu erwärmen. Nehmen Sie nur eine Kleinigkeit zu sich und dann erzählen Sie uns, wie Sie uns gefunden haben und in welcher Richtung Sie unseren Rath und unsere Hilfe brauchen."

Mit sichtbarem Widerstreben führte die Fremde die Tasse zum Munde, während die Hausfrau wie zufällig an der in das nächstgelegenen Zimmer führenden Thüre eine Portiere vorbeizog und die Thüre selbst öffnete. Dann öffnete sie auch die in das Vorzimmer führende Thüre und drehte den zu dem Ofen führenden Gashahn ein wenig ab, wobei sie sagte: „Das ist eine recht unangenehme Witterung; ohne Feuer ist es unbehaglich und zum Heizen ist es nicht kalt genug." Dann wandte sie sich wieder an den Gast, indem sie sagte: „Es wäre doch rathsamer, die Kleine in unserem Schlafzimmer auf die Ottomane zu legen. Bitte thun Sie das selbst! Das Licht unserer Hängelampe scheint gerade hell genug durch die Portiere, daß sie sich nicht fürchten wird. Aber Sie haben ja so gut wie gar nichts genossen," fügte sie mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes zu der jungen Frau hinzu.

„Ich danke recht herzlich," erwiderte diese „aber ich bin gar nicht hungrig und ebensowenig müde. Nur mein kleines Mädchen möchte ich doch, wenn Sie es gestatten, ein wenig niederlegen. Damit stand sie, von der Hausfrau begleitet, auf, ging mit der Kleinen in das anstoßende Zimmer und legte sie dort nieder. Als sie zurückkam, fand sie ihre Wirthe an dem Tische sitzend und ihrer harrend.

„Ich will Ihnen nun nicht mehr zureden," begann die Hausfrau, „sich ein wenig zu stärkern, obwohl ich überzeugt bin, daß Sie es nothwendig haben müssen, aber da ich fürchten muß, Ihnen durch weiteres Zureden lästig zu fallen, bitte ich Sie lieber, uns zu erzählen, wie und warum Sie zu uns gekommen sind."

Die Angeredete seufzte tief auf und wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirne, ehe sie begann. „Ich habe, wie ich Ihnen sagte, seit zehn Wochen keine Nachricht von meinem Manne erhalten. Er war wohl niemals ein fleißiger Briefschreiber, aber als vier Wochen vorüber waren und ich kein Lebenszeichen von ihm erhielt, wurde ich von einer namenlosen Angst erfüllt. Ich ging zu der Redaktion der Monatsschrift, für die er Beiträge zu liefern pflegte und erfuhr, daß man auch dort seit einigen Wochen von ihm nichts gehört hatte. Man gab mir dort seine letzte Adresse in Heinrichsbad und ich schrieb an den dortigen Postmeister, dem ich einen Brief an meinem Manne beilegte, mit der Bitte denselben zu bestellen oder ihn an mich zurückzusenden. Der Brief kam gerade vor zwei Wochen als unbestellbar zurück. So blieb mir denn nichts übrig, als ihm nachzureisen. Meine Mutter ist vor drei Mo-

naten gestorben und ich war gleich nach der Abreise meines Mannes zu meinem Vater gezogen, dem ich das Haus führte. Er wollte mich nicht reisen lassen und schlug vor, durch die Gesandtschaft Nachrichten über meinen Mann einzuziehen, aber ich wäre vor Unruhe vergangen, wenn ich auf diese Auskunft hätte warten sollen. So zog ich denn vor, selbst nach Europa zu gehen. Mein Vater wollte, daß ich die Kleine zurücklasse, aber ich konnte mich dazu nicht entschließen, so ungerne ich sie den Strapazen der langen Reise aussetzte, aber ich habe einmal ein so schreckliches Unglück mit meinem ältesten Kinde erlebt—"

Die junge Frau hielt plötzlich inne, fuhr mit ihrem Taschentuche über die Augen und begann heftig zu schluchzen. Theilnahmsvoll schwiegen die Gastfreunde eine Weile, bis endlich Steinbach sagte: „Wir haben von dem Unglücksfalle gehört und wir können daher begreifen, wie sehr Sie an diesem einzigen Kinde hängen."

„Das kann Niemand begreifen, lieber Herr Doktor," begann Frau Pulsnitz wieder mit mühsamen Versuche, ihre Fassung zu erlangen, „der es nicht selbst mitgemacht hat. Wenn das Kind an einer Krankheit gestorben wäre, wüßte man, es ist Gottes Wille so gewesen, und man hätte noch Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen, aber so plötzlich, und noch dazu, wenn man sich selbst Schuld geben muß." Wieder begann sie heftig zu schluchzen und nur mühsam konnte sie die Worte hervorbringen. „Das war der Anfang meines Unglücks. Von diesem Momente verlor mein Mann jedes Interesse an seiner Stellung, er sah mich mit inneren Vorwürfen an; ich glaube er haßte mich, und selbst das Kind, die Hattie, die er früher immer so geliebt hatte, war ihm gleichgiltig geworden." Sie hielt in tiefer Bewegung inne und ihre Gastfreunde ließen ihr theiluahmsvoll Zeit, sich zu sammeln. Mittlerweile begann die Kleine aus dem Nebenzimmer zu rufen: „Mama, kommt der Papa bald und bringt er mir Kändy?" Die Mutter mußte trotz aller Aufregung lächeln und sagte, indem sie sich erhob: „So ein Kind ist glücklich. Seine ganzen Wünsche sind auf Süßigkeiten gerichtet, und Alles, was sie von Papa weiß, ist, daß er Zuckerzeug bringt."

„Lassen Sie mich ihr etwas geben," rief Frau Steinbach, indem sie dem Gaste in das Schlafzimmer folgte. „Sie ist offenbar durch die Reise uud durch die ungewohnte Umgebung zu aufgeregt, um einschlafen zu können."

Als beide Frauen zurückgekommen waren und die Fremde offenbar den Faden des Gespräches wieder anknüpfen wollte, ohne sich erinnern zu können, wo sie eigentlich stehen geblieben war, kam ihr Steinbach zu Hilfe: „Sie erzählten zuletzt, liebe Frau Doktor, wie Sie sich entschlossen hatten, nach Europa zu reisen."

„Ja, ich erinnere mich," begann sie wieder. „Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte und als einzigen Anhaltspunkt gab mir mein Vater die Adresse des alten Onkels meines Mannes in Dobichau mit. Unser Schiff kam gestern Morgen im Hafen an. Meine eigene Ungeduld, die Unruhe der Passagiere, von denen Jeder zuerst ans Land steigen wollte und endlich das fortwährende Gerassel der Maschinen bei dem Entladen des Gepäcks, ließen mich kaum ein Auge schließen. Dann kamen die Formalitäten, die mir im

fremden Lande bei meiner Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und endlich bei dem Umstande, daß ich meine Kleine immer beaufsichtigen mußte, sehr schwer fielen. Ich war müde zum Umsinken, als ich endlich auf den Bahnhof kam. Zu meinem Glücke nahm sich ein amerikanischer Herr meiner an und nach langem Anfragen in den Bahnhof-Büreaus erfuhr ich endlich, wie ich nach Dobichau kommen könnte. Die Eisenbahnfahrt mit dem vielen Umsteigen war wieder eine wahre Qual. Wir in Amerika sind das nicht gewöhnt. Wir reisen dort viel bequemer, und endlich nach so kleinen Plätzen kommt unser eins gar nicht. Es war spät Abends, als ich ankam. Ich hatte erwartet, daß irgend ein Hoteldiener da sein würde, der mich nach einem Gasthause bringen würde, aber es war Niemand da, als ein Eisenbahnbeamter, der mir sagte, er könnte mich höchstens in das Städtchen führen und die Wirthsleute im Gasthause aufwecken, er wisse aber gar nicht, ob sie ein Fremdenzimmer hätten, da sie auf Fremde gar nicht eingerichtet seien. Die Nacht war finster und es regnete wie jetzt, daß man sich von dem bloßen Anblick ganz durchschauert fühlte. Ich bat den Beamten, mich in dem Warteraum über Nacht zu lassen; ich wollte ihm gerne bezahlen, nur damit ich die Kleine auf eine Bank niederlegen könnte, aber das war, wie er mir sagte, gegen die Vorschrift. Mir war es ganz schrecklich zu Muthe. Ich fühlte jetzt erst recht die Verlassenheit meiner Lage und mit Entsetzen dachte ich daran, was aus mir und dem Kinde werden sollte, wenn ich meinen Mann nicht finden würde. Ich fing an bitterlich zu weinen und die arme Hättie weinte auch, so daß der Mann Mitleid mit uns hatte und mir sagte, ich sollte bei ihm über Nacht bleiben; er habe zwar nur ein Zimmer und eine Küche, aber seine Frau würde mir in der Küche ein Lager bereiten. Es dauerte doch noch eine Weile, bis er seine Frau aufgeweckt und diese uns ein Lager auf dem Fußboden der Küche bereitet hatte. Ich dankte Gott und den guten Leuten für diese Wohlthat, und zum ersten Male in meinem ganzen Leben wußte ich, wie glücklich man ist, wenn man nur ein Dach über sich hat. Dabei mußte ich daran denken, was mein Mann dazu sagen würde, wenn er wüßte, daß ich und sein Kind in Gefahr waren, die ganze Nacht im strömenden Regen unter freiem Himmel zuzubringen."

Sie hielt wieder schluchzend inne, während Frau Doktor Steinbach in tiefem Mitgefühl Thränen vergoß und ihr Gatte, indem er seine Brillengläser putzte, verstohlen mit seinem Taschentuche eine Thräne in seiner Wimper zerdrückte und sich geräuschvoll räusperte. Hierauf warf er einen fragenden Blick auf seine Frau, die mit einer abwehrenden Handbewegung antwortete und einige Schritte nach dem Vorzimmer that, an dessen Thüre sie, wie zögernd oder horchend, stehen blieb. Die Fremde merkte die Bewegung, und sie mißdeutend, sagte sie:

„Ich weiß wohl, daß ich Ihnen lästig falle, aber ich habe mich, ohne es zu wollen, in alle diese Einzelheiten eingelassen. Haben Sie Nachsicht mit mir! Ich fühle seit zwei Wochen zum ersten Male, daß ich unter Leuten bin, die einen aufrichtigen Antheil an meinem Geschicke nehmen. Von jetzt ab—"

„Aber ich bitte Sie, liebste Frau Doktor," fiel die Hausfrau ein, „machen Sie sich doch nicht so thörichte Skrupel. Wir wollen Alles hören, was Sie

uns zu erzählen haben. Ihr Mann ist meines Mannes Jugendfreund, und wir wünschen nichts eifriger als Sie mit ihm zusammenzuführen. Wenn ich auf die Thüre zuschritt, so geschah es sicher nicht aus Ungeduld, sondern weil ich — weil ich ein Geräusch zu hören glaubte."

„Was die Familie meines Freundes angeht, interessirt auch mich," sagte Steinbach. „Vorausgesetzt also, daß Sie nicht zu müde sind, erzählen Sie uns nur ruhig Alles, was Sie erlebt haben."

„Ich hatte, obwohl ich müde war, nur sehr wenig geschlafen," begann Frau Pulsnitz wieder, „und auch meine Kleine wurde bald wach, da sie den Lärm auf der Station, das Pfeifen eines einfahrenden Zuges und das Klingeln der Telegraphensignale nicht gewohnt ist. Sobald ich nur konnte, machte ich mich auf den Weg zu dem Onkel. Er war gerade vom Gottesdienst zurückgekommen und saß in seinem ärmlichen kleinen Laden bei einer Tasse Kaffee, die ihm ein kleines Mädchen gebracht hatte. Mir war es ein wenig schwer, mich mit ihm zu verständigen, da ihm mein Deutsch jedenfalls ganz fremdartig vorkam, und als es mir endlich gelang, ihm begreiflich zu machen, wer ich sei und was ich wolle, konnte er sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er hatte Max seit dem Schowuoßfeste nicht gesehen und dachte, er sei längst nach Amerika zurückgekehrt. Es geht dem alten Manne sehr schlecht, seine Frau ist stocktaub und seit einigen Wochen bettlägerig; sie leidet an allgemeiner Schwäche und nimmt stets ab. Am meisten lag dem alten Herrn die Sorge um seinen Sohn am Herzen, der etwas stumpfsinnig oder vielleicht gar idiotisch ist. Der Onkel wollte, daß ich Max dazu bestimme, seinen Sohn nach Amerika hinüberzunehmen, und ihm dort bei der Gemeinde, wie er sich ausdrückte, eine Stelle zu verschaffen. Der alte Mann, obwohl körperlich ziemlich rüstig und geistesklar, leidet an Gedächtnißschwäche und er vergaß fortwährend, daß ich gekommen war, Max aufzusuchen; noch weniger konnte ich ihm klar machen, daß Max keine Stelle habe. Wenn ich ihm das sagte, erwiderte er: Nu, er ist doch aber ein Rabbiner; er schien es gar nicht zu begreifen, daß man Rabbiner sein und doch keine Stelle haben könnte."

„Das ist man eben hierzulande nicht so gewohnt, wie bei Ihnen drüben," bemerkte Steinbach lächelnd.

„Zum Glücke halfen mir die Kusine und ihr Mann aus der Verlegenheit," fuhr Frau Pulsnitz fort. „Beide waren mir nicht sehr sympathisch. Die Kusine schien erwartet zu haben, daß ich als Amerikanerin in Sammt und Seide und mit Brillianten bedeckt hätte kommen müssen, und er wiederum wollte mich über Alles ausfragen. Ganz besonders schien er sich für die Vermögensverhältnisse meiner Eltern zu interessiren. „Sie sind gewiß aus einem sehr reichen Haus," sagte er, „wenn man kann sich spendieren eine so theure Reise und wenn man hat einen Rabbiner zum Mann, was? Der hat so eine große Stelle mit so viel Gehalt."

Man merkte der Sprecherin an der Art, wie sie sich bemühte, den Dialekt und die Gesten des Herrn Marderpelz nachzuahmen an, daß ihr bei aller gemüthlichen Bedrückung der Sinn für das Humoristische nicht verloren gegangen war. „Mir war," fuhr sie wehmüthig lächelnd fort, „gar nicht danach zu Muthe auf solche Fragen Rede und Antwort zu stehen, und ich bat nur um

so dringender, mir zu sagen, wo ich über den Aufenthalt meines Mannes Auskunft erlangen könne. Da rieth mir Herr Marderpelz, nach Ihrem früheren Wohnorte zu fahren, weil dort heute die Beerdigung des früheren Chasan der Gemeinde stattfinden würde, und ich sicher darauf rechnen könnte, Sie dort zu finden."

„Ja, mein braver alter Stampfer ist heute beerdigt worden," rief Steinbach wehmüthig aus. „Ich hätte nicht daran gedacht, daß ich ihm nicht die letzte Ehre erweisen sollte, aber die Verhältnisse sind leider so, daß ich es nicht wagen durfte, den Ort zu betreten, wo ich vierzehn Jahre vorwurfsfrei mein Amt verwaltet hatte, einfach deshalb, weil ich die unschuldige Ursache war, daß die Antisemiten um die Genugthuung gebracht wurden, einen neuen sogenannten Beweis für den Ritualmord zu erlangen."

Steinbach hatte die letzten Worte in heftiger Erregung gesprochen, so daß seine Frau, blässer geworden, als sie sonst war, ihm besänftigend die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Aber, David, rege Dich doch nicht wieder über diese Geschichte auf; laß uns sie vergessen!"

„Ich hörte davon bereits in Dobichau," bemerkte Frau Pulsnitz fortfahrend, „und war tief betroffen, als ich im Gasthof, wo ich abstieg, gleich nach meiner Ankunft von zwei Zechbrüdern hörte: „Heute begraben sie den Judenschächter, der das arme Christenmädchen geschächtet hat." Ich will Ihnen jedoch die Ereignisse der Reihe nach erzählen. Auf meine Frage, wie ich dahin kommen könnte, gab man mir die Auskunft, daß die Eisenbahnfahrt wegen des vielen Wagenwechsels sehr umständlich und zeitraubend sei und daß ich am besten thäte, einen Wagen zu miethen, der mich in vier Stunden an Ort und Stelle bringen würde. Als ich bat, mir einen solchen Wagen zu verschaffen, begannen meine Verwandten, mich zu bestürmen, bei ihnen noch einige Zeit zu verweilen, so daß ich vermuthen muß, sie hätten bei meiner Ankunft gefürchtet, ich wolle mich auf längere Zeit bei ihnen einquartieren. Als ich dann der Frau Marderpelz ein kleines silbernes Nähbesteck schenkte, das ich, ohne einen eigentlichen Zweck mitgenommen hatte, war sie von dieser Aufmerksamkeit so tief gerührt, daß ich wirklich Mühe hatte, meinen Willen durchzusetzen. Zu meinem Glücke kam mir ein Herr Lipschütz, zu dem man wegen eines Wagens geschickt hatte, zu Hilfe. Er besitzt ein eigenes Fuhrwerk und, wie er mir sagte, kennt er Max persönlich und ist ihm verpflichtet— den Grund wollte er mir nicht sagen. Herr Lipschütz brachte mich selbst nach Ihrem Städtchen und führte mich nach dem Gasthause, wo ich mich von der ungewohnten langen Wagenfahrt ein klein wenig ausruhte. Nachmittags war die Beerdigung, und ich ging hin, weil ich Sie dort zu sehen hoffte. Herrn Lipschütz hatte ich nur mitgetheilt, daß ich den Rabbiner sehen wolle, und so kam es, daß ich meines Irrthumes erst spät gewahr wurde, und dadurch wieder so ungeschickt war, so spät zu Ihnen in's Haus zu kommen."

„Ach, bitte, sprechen Sie doch nicht so viel von diesen Förmlichkeiten, sonst werde ich ernstlich böse," fiel ihr die Hausfrau in's Wort.

„Nun, ich will es nicht wieder thun," fuhr Frau Pulsnitz fort, „aber ohne Ihnen ein Kompliment machen zu wollen, darf ich Sie versichern, ich war recht herzlich froh, als ich erfuhr, daß Sie nicht der Rabbiner seien, der

dort die Leichenrede hielt. Es mag ja ein Vorurtheil sein, aber ich kann nun einmal rothe Juden nicht leiden, und der Mann war so roth, daß man sein Haar feuerfarbig nennen konnte. Dann war er dick, und ich glaube fest an das alte Sprichwort, daß an einem dicken Rabbi und an einem mageren Priester kein Segen sei. Zudem war er so affektiert und dabei kreischte er so unnatürlich, daß es einem ordentlich in den Ohren wehthat. Endlich—Sie werden ja lachen, wenn gerade ich das sage—sprach er ein schlechtes Deutsch. Wir hören ja in Amerika mancherlei dieser Art, und allerlei jüdisch daneben, aber ich höre doch lieber das richtige Polnisch-jüdische, als dieses Deutsch, wie etwa, „meine betriebten Frainde."

Frau Pulsnitz schüttelte unwillig den Kopf und ihre Gastfreunde lächelten. „Sie müssen ja Ihrem Manne gute Dienste als Rathgeberin geleistet haben," sagte Steinbach lächelnd. „Er hatte uns so wenig von Ihnen erzählt, daß ich gar nicht ahnen konnte, wie glücklich er in dieser Richtung sei."

„Ich glaube nicht, daß er sich darin glücklich gefühlt hat," fuhr Frau Pulsnitz wieder mit trauriger Neigung des Kopfes fort. „Er war meistens verstimmt und nervös reizbar an den Tagen, an welchen er predigte, und als er nach Europa ging, war es sein sehnlichster Wunsch, eine Beschäftigung zu finden, die ihm ersparen würde, wieder eine Stelle als Prediger zu suchen. Darum bestärkte ich ihn in seinem Plane, obwohl er wegen unserer Verhältnisse lange schwankend war."

„Ich sagte ihm, fuhr sie fort, daß ich reichlich auf Monate hinaus versorgt sei und daß ich meinen Eltern für Pension bezahlen würde, obwohl Beides nicht der Fall war, aber ich wollte, daß er sich zerstreue, weil er seit dem Tode unseres Kindes so melancholisch war und daß er sich einen anderen Beruf suchen sollte."

„Waren Sie selbst mit Ihrer Stellung als Rabbinersgattin unzufrieden?" fragte die Hausfrau.

„Nein, nicht im Mindesten," war die im unbefangensten Tone abgegebene Antwort. „Wir waren alle im Elternhause gewohnt, an jedem Sabbath die Synagoge zu besuchen, und im Uebrigen legt uns das Amt nicht so lästige Verpflichtungen auf, als das hier der Fall ist. Als ich im Gasthof in Ihrem Städtchen abstieg, sagte Herr Lipschütz, er wolle mir von einem Bekannten Essen besorgen. Mir war das neu, denn in Amerika hätte Niemand darin ein Arg gefunden, wenn ich auf der Reise in einem nichtjüdischen Hotel gegessen hätte. Ich hatte daher nichts gegen die Stellung meines Mannes einzuwenden; im Gegentheil, wir hatten dadurch einen recht angenehmen gesellschaftlichen Verkehr, und überdies ein ganz bequemes Auskommen, aber mein Mann fühlte sich in dem Berufe unglücklich oder zum Mindesten unbehaglich, und deshalb war ich froh, daß er ihn aufgab. Um unsere Existenz hatte ich nicht viel Sorgen. Vor meiner Heirath hatte ich als Putzmacherin in einem großen Geschäfte gearbeitet, und ich hatte jetzt viele Bekanntschaft unter Damen, so daß ich mir einen eigenen Laden eröffnen konnte. Gerade in diesem Herbst zu Beginn der Saison habe ich sehr gute Geschäfte gemacht, so daß ich meine Reisekosten bequem bestreiten konnte. Ich

habe meinem Manne nicht einmal davon geschrieben; er sollte überrascht werden, wenn er zurückkäme, und es war meine Absicht, daß er sich Zeit lassen sollte, bis er einen ihm ganz passenden Beruf gefunden haben würde. Lieber wollte ich ein kümmerliches Auskommen haben und meinen Mann selbst ernähren, als, wie das früher der Fall war, in Komfort leben und dabei die Empfindung haben, daß mein Mann immer das Gefühl in sich trägt: „Wenn ich Weib und Kind nicht hätte, könnte ich ein glücklicher Mensch sein!"

„Hat er Ihnen das so deutlich zu erkennen gegeben?" fragte die Hausfrau theilnahmsvoll.

„Gesagt hat er es niemals," war die Antwort, „auch hat er gewiß nie gewollt, daß ich es merke, aber eine Frau sieht tiefer als ein Mann vermuthet. Hätte er mich so geliebt wie ich ihn liebe, so hätte er die kleinen Aergernisse seines Berufslebens nicht so ernst nehmen dürfen, aber darin, glaube ich, lag der Hauptgrund seiner inneren Unzufriedenheit, die sich seit dem Verluste unseres ältesten Kindes so deutlich fühlbar machte. Ich verbarg meinen Schmerz vor ihm, um ihn zu trösten, aber er sah meine Fassung als Gleichgiltigkeit an. Im meinem letzten Briefe suchte ich ihm meine Seelenstimmung auseinanderzusetzen, ich sagte ihm Alles, nur davon, daß ich ein Geschäft eröffnet hatte, sagte ich ihm nichts. Er sollte davon erst erfahren, wenn er hinübergekommen sein würde, denn er ist zu stolz, um von meiner Arbeit zu leben, und ich weiß, es ist nur der Stolz, der ihn vom Schreiben zurückhält; er schämt sich einzugestehen, daß er für mich und das Kind nicht sorgen kann."

Die Hausfrau erhob sich, tief bewegt, und ging nach dem Vorzimmer, wo sie eine geraume Weile blieb, den Gast mit ihrem Manne zurücklassend, die während dieser Zeit einander schweigend gegenübersaßen. Als sie zurückkam und sich mit sichtbarer Verlegenheit wegen ihres Fortbleibens entschuldigte, glaubte Frau Pulsnitz darin einen Vorwurf für sich zu erblicken.

„Es ist ganz unverantwortlich von mir, ich weiß es," sprach sie, „daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Sagen Sie mir nur, wo ich meinen Mann finden soll, und ich will Ihnen keinen Augenblick mehr lästig fallen."

Steinbach machte Miene zu sprechen, aber seine Frau kam ihm rasch zuvor.

„Was Ihr Mann in diesem Augenblicke thut, darauf kommt es ja nicht an," sagte sie. „Wir wissen, daß er wohl ist und wir werden ihn von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Ich will diese Mission selbst übernehmen. Sie sagten ja, daß Sie die Befürchtung hegen, daß er sich von Ihnen nicht finden lassen will. Ich glaube zwar, daß Ihre Befürchtung grundlos ist, aber vorausgesetzt, daß Sie das Richtige vermuthen, wie wollen Sie es anfangen, ihn umzustimmen? Dann sind Sie uns auch noch das Ende Ihrer Geschichte schuldig."

„Das ist sehr kurz," erwiderte die Angeredete. „Als der Rabbiner seine Rede beendigt hatte, ging ich auf ihn zu, aber sei es, daß mein Reiseanzug ihm nicht vornehm genug schien, sei es, weil ich das Kind, das während der Rede müde geworden war, auf dem Arme trug, er hielt mich wahrscheinlich für eine Bettlerin; er fuhr mich schroff an, und sagte mir, ich solle nach der Beerdigung in seine Wohnung kommen. Ich war tief verletzt, aber was

konnte ich thun? An ihm hing für den Augenblick meine ganze Hoffnung. So ging ich denn zum Eingange des Friedhofes und setzte mich dort auf einen Stein nieder, mit dem schlafenden Kinde auf dem Arme. Da kam eine hübsche, noch junge Frau auf mich zu und fragte mich freundlich, was ich wolle. Ich erwiderte ihr, daß ich den Herrn Rabbiner zu sprechen wünsche. Die Dame sagte mir, daß der Rabbiner nicht aus dem Orte sei und nur zu der Beerdigung hieher gekommen wäre; wenn ich ein Anliegen hätte, sollte ich es nur ihr sagen, sie wolle sehen, ob sie etwas für mich thun könne. Mich kränkte es ein wenig, daß man mich für eine Bettlerin hielt, aber die freundliche Art der Dame that mir wohl; ich dankte ihr deshalb aufrichtig und sagte ihr, ich wolle nur den Herrn Rabbiner um eine Auskunft ersuchen. Inzwischen kam der Herr selber zurück und trat auf mich zu, indem er in unfreundlichem Tone sagte: „Wir können das Geschäft ebenso gut hier abmachen, aber ich kann Ihnen gleich hier sagen: Ich komme nur hieher zu Amtsfunktionen. Die inneren Angelegenheiten der Gemeinde sind nicht meine Sache; besonders um das Armenwesen kümmere ich nicht. Ich habe damit bei mir zu Hause mehr als genug zu thun.“ Die Dame, die mich zuerst angesprochen hatte, lächelte, als ich sagte: „Ich danke für Ihre Güte, aber ich wollte gar keine Unterstützung, sondern nur eine Auskunft. Ich bin die Frau Pulsnitz aus New York und wollte Sie um die gegenwärtige Adresse meines Mannes fragen.“ Die Dame lachte so herzlich, daß ich hätte fast mitlachen mögen, und der Mann wurde sehr verlegen und stammelte: „Entschuldigen Sie, ich kann mich nicht erinnern, daß ich schon die Ehre gehabt hätte.“ Ich sagte nun, daß mein Mann der Rabbiner Dr. Pulsnitz aus New York sei und daß man mir gesagt hätte, ich werde von dem fungierenden Rabbiner bei dieser Beerdigung seinen gegenwärtigen Aufenthalt erfahren. Die Dame half uns Beiden aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Sie suchen den Herrn Doktor Steinbach, der ist leider nicht hier,—der Rabbiner wurde feuerroth, als sie das Wort „leider“ aussprach —kommen Sie mit mir in meine Wohnung; ich werde Ihnen die Adresse des Herrn Doktor Steinbach geben. Bei ihm werden Sie Ihren Mann finden, und wenn er nicht dort sein sollte, ist er in der Nähe und man wird ihn rufen lassen können. Ich kenne Ihren Mann übrigens sehr gut, und ich bin nicht wenig stolz darauf, daß er einmal Gast in meinem Hause war.“ Damit nickte sie dem Rabbiner lächelnd zu, der sich in seiner Verlegenheit nur durch eine stille Verbeugung empfahl, und nahm mich mit sich nach Hause. Sie behandelte mich mit großer Auszeichnung. Trotz meines Sträubens bestand sie darauf, daß ich meine Kleine einer alten Frau gebe, damit sie sie nach Hause trage. Sie wollte durchaus, daß ich bei ihr übernachte, weil am Morgen die Verbindung nach der Stadt eine raschere sei, und als ich darauf bestand, abzureisen, ließ sie mich in ihrem eigenen Wagen nach der Bahn bringen. Sie sagte mir übrigens, daß sie eine gute Freundin von Ihnen sei und ich sollte Sie Beide recht herzlich von ihr grüßen; sie heißt Frau Hirschmann.“

„Das sieht der Frieda ähnlich,“ rief Frau Steinbach begeistert, „sie hat doch ein goldenes Herz.“

„Ja, die Dame war herzensgut; das konnte ich sofort merken,“ fuhr Frau Pulsnitz fort, „aber das rechte Vertrauen konnte ich doch nicht zu ihr

fassen, und als sie mich fragte, wieso es käme, daß ich über den Aufenthalt meines Mannes nicht unterrichtet sei, erwiderte ich, daß ich überrascht kommen wollte und darum ihn hier erfragte, wohin er sich immer seine Briefe kommen ließ. Ihnen habe ich zum ersten Male meine ganze Lage enthüllt. Ich weiß, Sie werden mich verstehen. Sie waren selbst von einander getrennt; Sie wissen, was das bedeutet."

„Gewiß würde ich Sie augenblicklich zu Ihrem Manne führen," sagte die Hausfrau mit gekünstelter Ruhe, „aber wo will man in der großen Stadt bei den weiten Entfernungen jemanden aufsuchen?"

„Hast Du wirklich einmal, liebe Ernestine," sagte der Hausherr lächelnd, „die Erklärung von Salomo ibn Adret zu der Stelle gelesen, daß man sich einen Feueranbeter nennen dürfe, um sich dem Leibzolle zu entziehen?"

„Mache Dich nicht über mich lustig!" erwiderte die Angeredete in ungemachter Verlegenheit. „Hören Sie auf ihn nicht, liebe Frau Doktor," fuhr sie fort," die Männer sehen uns Frauen als ewige Kinder an. Wir verstehen sie besser, weil wir sie nicht unterschätzen. Sie wollen Ihren Mann zu so später Stunde unerwartet aufsuchen und doch wissen Sie, daß er absichtlich sich vor Ihnen verborgen gehalten hat. Was wollen Sie ihm sagen, um ihn umzustimmen, wenn seine Eitelkeit ihm sagt, daß er Sie jederzeit bereit findet, sich ihm zu Füßen zu werfen und ihn für seine Lieblosigkeit noch um Verzeihung zu bitten. Die Männer sind Alle so eingebildet, weil wir sie verwöhnen."

„Selbst ich?" fragte Steinbach lächelnd.

„Du bist nicht ein Bischen besser als die Anderen, nur bin ich nicht eine solche Närrin, Dir nachzulaufen."

„Den Vorwurf, daß ich meinem Manne nachlaufe, fürchte ich nicht," begann Frau Pulsnitz ernst. „Selbst wenn ich zu fürchten hätte, daß mein Mann mich in seinem Junggesellenquartier verleugnen würde,—was ich nicht befürchte—müßte er sich dessen schämen und nicht ich. Sie fragen, Frau Doktor, was ich ihm sagen will! Dasselbe, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn er sich unglücklich fühlt, weil er an eine Frau gefesselt ist, wenn er glaubt, daß er deswegen das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreichen kann, soll er seine Freiheit haben. Und doch kann ich es nicht glauben! Wir haben unseren Schwesternbund für wohlthätige Zwecke in der Gemeinde gehabt und vielleicht die Mehrzahl der Fälle, in denen wir Hilfe zu leisten hatten, betraf verlassene Frauen. Bald waren es Frauen, deren Männer sie einfach aus Herzlosigkeit verlassen hatten, bald waren es Fälle, in denen ein Familienvater seine Familie verließ, weil er sie nicht ernähren konnte und wußte, daß eine verlassene Familie mehr auf Mitleid rechnen kann, als die eines Arbeitslosen. Ich sah derartige Frauen im Wochenbett, ich sah sie bei Krankheiten im Hause; ich sah sie, wenn man sie von den Kindern hinweg in das Hospital transportieren mußte; ich sah ihren Jammer, wenn eines ihrer Kinder wegen Straßenbettels oder wegen Diebstahls von der Kinderschutzgesellschaft nach dem Asyl für Verwahrloste gebracht wurde und die Mütter an uns appellirten, daß man ihnen ihre Kinder wieder zurückgebe. Mein Mann kennt derartige Verhältnisse selbst zu genau, um zu wissen, was er thut, wenn er

thatsächlich den Beschluß gefaßt haben sollte, sein Kind und mich für immer zu verlassen. Um Gnade würde ich ihn auch dann nicht bitten. Ich würde mein Kind, sein Kind, nach besten Kräften erziehen und ihm das Bild seines Vaters als das eines unglücklichen Mannes darstellen, dem die seelische Kraft fehlte, sich aufrecht zu erhalten, wie Vielen die körperliche Kraft abgeht. Wenn er nicht aus innerem Pflichtgefühl zu mir und meinem Kinde zurückkehrt, so werde ich ihn nicht zwingen, weder durch Gerichte noch durch Jammerszenen. Aber ich glaube das Alles von Max nicht. Er ist verstimmt, weil sich seine Pläne, sich auf dem Gebiete der Literatur einen Namen zu machen, nicht realisiert haben. Er glaubt, daß ich ihn nicht verstehe, weil ich hie und da über das geringe Erträgniß seiner literarischen Arbeiten Bemerkungen machte. Mehr als alles Andere aber wurmt ihn der Umstand, daß er seine Familie augenblicklich nicht ernähren kann. Stolz, ja Stolz, liebe Frau Doktor, und nicht Eitelkeit ist der hervorragende Charakterzug eines Mannes. Wenn ich meinem Max nur diesen Stolz ausreden kann, wenn ich ihn nur überzeugen kann, daß ich ebenso gerne als Putzmacherin wie als Köchin zur Führung des Haushaltes beitrage, wenn ich ihm nur das Vertrauen zu sich selbst einflößen kann, daß er früher oder später wieder ein Ziel erreichen wird, dann ist Alles gewonnen."

„Sie sind eine wackere Frau!" rief Steinbach im Tone aufrichtiger Bewunderung. „Wenn der Mann nicht blind sein schönstes Glück von sich stößt, muß er zu Ihnen zurückkehren."

„Und er wird es auch," rief die Hausfrau, indem sie sich erhob und dem Vorzimmer zuschritt.

„Ja, er wird es," rief Pulsnitz, indem er, ehe noch die Hausfrau ihren Vorsatz ausführen konnte, in die Stube stürzte und sich seiner Frau in die Arme warf.

„Max, Max!" jubelte die Frau, indem sie unter lautem Schluchzen und unter hellen Thränen seine Liebkosungen erwiderte. „Max, wie konntest Du mich nur so erschrecken! Und Sie böse, liebe Frau Doktor, wie konnten Sie nur so mit mir Komödie spielen! Das hätte ich in Ihrem ernsten Gesichte nie gelesen."

„Die hält sich eben strenge nach Salomo ibn Adret," sagte ihr Gatte schmunzelnd, „der eine solche Kriegslist um eines guten Zweckes willen ausnahmsweise für erlaubt hält."

„Dafür habe ich Ihnen doch die Gefahr erspart, meine liebe Freundin," sagte die Hausfrau, „in einer Junggesellenwohnung von einem treulosen Gatten als eine Abenteuererin behandelt zu werden."

„Das trauten Sie mir doch nicht zu," bemerkte Pulsnitz etwas pikiert.

„Mit reuigen Sündern soll man Nachsicht haben," erwiderte die Hausfrau gutgelaunt. „Darum dürfen Sie jetzt Ihr Töchterchen in's Bett tragen, und eigentlich gehörten Sie heute auf eine einsame Eisenbahnstation. Mein Mann könnte lange warten, bis ich ihn aus Amerika holen würde."

„Das wird er wohl nicht nöthig haben," erwiderte der Letztere, „wir gehen ja wohl zusammen." Ernestine blickte bekümmert und ihr Gatte suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er sagte: „Heute gehen

wir jedenfalls wohl nicht und bis Max geht, können wir uns die Sache doch noch überlegen. Ich hoffe übrigens, daß auch er nicht wieder mit Zeitungsverkauf wird anfangen müssen."

---

16. Kapitel.

Im neuen Heim.

An einem heißen Augustnachmittage saßen die befreundeten Familien Pulsnitz und Steinbach auf einer Veranda vor einem einfachen Holzhause im fernen Westen der Vereinigten Staaten. Männer und Frauen waren in helle Leinenanzüge gekleidet und trugen breiträndige Strohhüte auf dem Kopfe. Vor ihnen spielten ein achtjähriges Mädchen mit einer neuen Puppe, während ein etwa dreijähriger Knabe unermüdlich einen Miniatur-Eisenbahnzug durch Aufziehen einer Feder in Bewegung setzte und ihn, sobald er zum Stillstande gekommen war, zurückschob, um das Spiel von Neuem zu beginnen. Vor der Veranda standen zwei mächtige Magnolienbäume in einem wohlgepflegten Rasenplatze, durch welchen ein breiter Kiesweg führte, zu dessen beiden Seiten Beete mit dunkelrothen Geranien sich wohlthuend von dem Grün des Rasens abhoben. In einiger Entfernung erblickte das Auge eine wellenförmig sich hinziehende bewaldete Hügelkette, welche den Horizont begrenzte. Zerstreut lagen, soweit das Auge blicken konnte, vereinzelte Landhäuser, alle aus Holz, in einfachem, aber gefälligen Stil erbaut.

„Ich bin doch von Herzen froh," begann Steinbach, indem er sich mit einem Palmfächer Kühlung zuwehte, „daß wir uns entschlossen haben, unsere Ferien hier zuzubringen, statt wie sonst nach einem Seebade zu gehen, obwohl es entschieden hier wärmer ist, als es für mein Behagen erforderlich wäre. Die ländliche Stille hier herum thut Einem ordentlich wohl, nachdem man das ganze Jahr die Luft der Hörsäle in einer Stadt der Essen geathmet hat. Fast fühle ich mich in die Stille meiner alten Heimath zurückversetzt, wo die zweimal täglich verkehrende Post die einzige Abwechslung in die Monotonie des Daseins brachte."

„Es wäre doch der Mühe werth, Dich auf ein halbes Jahr dahin zurückzuversetzen," bemerkte Pulsnitz lachend, „um zu sehen, wie Dir die Gesellschaft des schwarzen Peter und die Fragen über serös verwachsene Lungenflügel behagen würden, nachdem Du seit fünf Jahren amerikanische Luft geathmet hast. Apropos! Interessierst Du Dich noch immer so sehr für Saul Löwenstamm und—wie heißt denn dieser Kerl in Smyrna oder in Jerusalem? Weißt Du," fuhr er lachend fort—„das war doch eine gottvolle Szene, wie der kleine, dicke Stampfer in die Lunge hineinblies und sich dann den Schweiß von dem gerötheten Gesichte wischte, und dabei so lästerlich fluchte!"

Pulsnitz lachte herzlich bei der Erinnerung an diese Szene und wiegte sich wohlgemuth in seinem Schaukelstuhle.

„Spotten Sie nur!" begann Frau Steinbach. „Es war doch ein schönes Leben in diesem idyllischen Städtchen, ganz abgesehen davon, daß man diese

unmenſchlichen Hitzen, wie wir ſie hier haben, nicht kannte. Vor Allem war man doch nicht eine bloße Nummer in dem wogenden Menſchenmeere, wie man es hier in Amerika iſt."

„Allerdings," lachte Pulsnitz. „Miſtreß Steinbach klingt ſo furchtbar alltäglich gegenüber Frau Doktor oder unſere Frau Rabbinerin."

„Du haſt ganz Recht, Erneſtine," fiel Frau Pulsnitz ein, „doch iſt es ſelbſt hier auf dem Lande nicht ſo ſchön wie bei euch drüben. Da ziehe ich denn doch ſelbſt New York vor. Wenn man ſo von den Seinen getrennt lebt, lebt man doch nur ein halbes Leben. Es iſt wahrlich eine Wohlthat an uns, daß ihr euch unſer erbarmt habt."

„Der alte Ghettogeiſt!" rief Pulsnitz, indem er aufſprang. „Das fühlt ſich nicht glücklich, wenn man ſeine Kinder nicht von der Miſchpoche bewundern laſſen kann, wenn man nicht weiß, welches Kleid Mamma zum Frühjahr bekommen hat und wenn man Bertha's Verlobung nicht gloſſieren kann. Immer noch das jüdiſche Krähwinkelthum!"

„Du haſt kein Gemüth," ſagte ſeine Frau ſchmollend.

„Ja, ich bin ein Barbar," rief Pulsnitz heiter. Du ſollteſt Dich nicht an ſo ein Ungethüm feſſeln. Gehe doch nach New York! Ich ſagte es Dir ſchon wiederholt. Wir haben in unſerem Staate ſehr humane Geſetze. Sechsmonatliche Abweſenheit gilt als böswilliges Verlaſſen und giebt dem zurückgebliebenen Gatten ein Recht auf Scheidung. Dann haben wir unſeren Freund David zur Hand; der wird das auch noch nach dem Geſetze Moſis und Israels durchführen. Denk' einmal, David, was das für eine herrliche Opportunität wäre, zu entſcheiden, wie man duck creek und crawfish-creek mit hebräiſchen Buchſtaben transſkribiert. Was meinſt Du, ſoll man das phonetiſch oder nach dem engliſchen Alphabet umſchreiben? Ich würde einmal mit dem Rabbi von Soloweijczyk oder von Woloczyſk korreſpondieren."

„Noch immer der alte Rationaliſt!" ſagte Steinbach, indem er unwillig ſein Haupt ſchüttelte. „Ich hätte gedacht, daß die neue Umgebung und endlich Dein ſeelſorgeriſcher Beruf Dich verſöhnlicher ſtimmen würden."

„Seelſorgeriſcher Beruf! Nun, wie man's nimmt. Aber das erinnert mich an eine längſt gehegte Idee. Du mußt meiner Gemeinde Samſtag etwas vorpredigen."

„Das wäre doch ein kühnes Wagniß vor einem Publikum, das an Dich gewöhnt iſt."

„Nur nicht ſo ſarkaſtiſch!" erwiderte Pulsnitz. „Sonſt könnte ich ſehr leicht das Kompliment returnieren und ſagen, daß auch das Schlechtere hie und da eine willkommene Abwechslung iſt. Ich predige übrigens nicht, ſondern halte Vorträge über ethiſche, ökonomiſche und hiſtoriſche Themen, die ich theils um mich dem Geſchmacke meiner Zuhörer anzupaſſen, theils aus lieber alter Gewohnheit an bibliſche und rabbiniſche Texte anlehne, ſtatt ſie mit Zitaten aus alten oder modernen Klaſſikern zu würzen. Du ſollſt ihnen einmal eine richtige alte Deraſche geben. Recht viel talmudiſche Zitate und immer ſo ausgelegt, daß Jedermann ſich ſagen muß, er hätte niemals einen ſolchen Gedanken in dieſem Texte vermuthet. Das iſt doch das Ideal der

alten jüdischen Kanzelberedsamkeit, und das ist's, was meine Leute, um mich ihrer Ausdrucksweise zu bedienen, „am besten gleichen."

„Worin besteht denn eigentlich Deine Stellung?" fragte Steinbach. „Ich habe mir aus Berichten niemals ein klares Bild davon machen können."

„Das ist auch nicht leicht. Ich bin im Allgemeinen so eine Art Hohepriester dieses theokratischen Gemeinwesens. Um es Dir zu erklären, muß ich auf die heute so beliebte historische Methode zurückgehen. Du weißt, daß mich meine Frau wider meinen Willen zurückgebracht hat."

„Bitte sehr!" rief die Genannte. „Du hast Dich gemeldet, ehe ich noch wußte, daß Du in der Nähe warst."

„Nu, meinetwegen! Halb zog sie ihn, halb sank er hin; da war's um ihn geschehen."

„Papa!" rief der kleine Junge, indem er dem Vater sein Spielzeug brachte. „Meine Engine will nicht mehr laufen; thu' mir sie fixen."

„Junge, was Du für Sohn der Wildniß bist! So ein Ding heißt eine Lokomotive und statt fixen sagt man reparieren oder wieder in Ordnung bringen. Da seht Ihr nun die Leiden, die ich mir durch meinen unüberlegten Schritt eingewirthschaftet habe. Jetzt muß ich solche Indianer zivilisieren. Laß das gut sein, mein Junge, wir wollen das Ding nach der Werkstätte tragen; schiebe du indessen hinten nach. Das muß bei Eisenbahnunfällen mitunter geschehen. Also, um unsere Geschichte fortzusetzen, ich kam nach New York als Mann der berühmten Putzmacherin, das war nicht ganz nach meinem Geschmack. Zeitungen auf der Straße zu verkaufen, ging wegen der sozialen Stellung meiner Frau nicht an; mit dem Zeitungsschreiben war auch nicht viel los; eine Privatschule, die ich begonnen hatte, wollte sich erst recht nicht rentieren. Da erfuhr ich, daß eine Gesellschaft reicher Philanthropen ein großes Areal erworben hatte, auf welchem eine Kolonie jüdischer Einwanderer, die vor der harten Bedrückung in ihrer Heimath geflohen waren, angesiedelt werden sollte. Meine Europareise, so tragisch sie endete, hatte den glücklichen Erfolg, daß ich mit Herrn Vogue näher bekannt wurde, der an der Spitze dieser Gesellschaft stand. Ich hörte, daß diese Gesellschaft einen Leiter für die Kolonie suche, der zugleich für deren religiöse Bedürfnisse Sorge tragen solle. Ich meldete mich und erhielt die Stelle, und hier bin ich seit fünf Jahren."

„Als ich hieher kam, war Alles noch sehr primitiv. Es waren achtzehn Familien hierhergekommen, die zerstreut auf ihren Farmen in primitiven Blockhütten wohnten und fortwährend jammerten, daß sie sich hatten überreden lassen, hieher zu kommen; besonders im ersten Winter hatten wir einen harten Standpunkt. In der That warteten fünf Familien den Erfolg des ersten Jahres nicht ab und verließen ihre Plätze um wieder in den großen Städten sich als Arbeiter in den Schwitzbuden durchzubringen. Mit der ominösen Zahl dreizehn begannen wir das erste Jahr und wir hatten einen überraschend guten Erfolg. Unsere Mais-, Kartoffel- und Beerenernte war so reich, daß die Gesellschaft sehr zufrieden war, obwohl wir, um unseren Viehstand zu ergänzen und die nöthigen landwirthschaftlichen Maschinen anzuschaffen, noch weitere Zuschüsse brauchten. Da wegen des Mangels an

Industrie unsere Ueberschüsse an Bodenprodukten nicht gut zu verwerthen waren, so beschloß die Gesellschaft auf meinen Rath fünfundzwanzig weitere Familien zu senden, die sich während des Winters mit der Ausrodung des Waldes und mit dem Baue von Wohnhäusern beschäftigten, was unter Leitung eines tüchtigen Zimmermannes geschah. Sie konnten von unseren Vorräthen mitleben und wir hatten immer noch genug zur Aussaat im nächsten Frühjahre. Wieder gab uns die Gesellschaft auf meinen Rath die nöthige Maschinen zur Anlage einer Konserven- und einer Spiritusfabrik, und so konnten wir unseren Ueberschuß an Produkten gewinnbringend verwerthen und überdies für den Winter ohne Hilfe der Gesellschaft Mastvieh einstellen. Im dritten Jahre hatten wir alle Vorschüsse für Vieh und Maschinen zurückbezahlt, und unsere Farmer konnten, da ihnen die Gesellschaft den Grund und Boden zinsfrei überließ, sich der Verbesserung ihres Anwesens widmen. So haben wir jetzt hundert und zwölf Familien von Farmern, zu denen sich etwa hundert Familien von Handwerkern und Fabriksarbeitern gesellen, denn inzwischen haben sich unsere beiden ersteu Industrien, die Spiritusbrennerei und die Konserveufabrik, bedeutender entwickelt und außerdem haben wir eine Holzsäge angelegt, die freilich für den Augenblick nur für den Bedarf der Kolonie arbeitet und überdies werden wir nach der Ernte eine Cigarrenfabrik in Thätigkeit treten lassen, hauptsächlich um besonders den jüngeren Elementen während der Wintermonate Arbeit zu geben. Wenn wir noch zwei Jahre ähnliche Fortschritte machen wie in diesem Jahre, so errichten wir eine Papiermühle und eine Möbelfabrik; im weiten Felde liegt dann noch eine Zuckerfabrik, wenn unsere Versuche, Rübe in größerem Umfange zu bauen, sich erfolgreich erweisen."

„Was meine Aufgabe ist, hast Du aus dem Erzählten hauptsächlich erfahren. Ich vertrete die Gesellschaft den einzelnen Kolonisten gegenüber und unterbreite ihr die nöthigen Vorschläge, deren Ausführung ich überwache. Anfangs ertheilte ich den Kindern den ganzen Unterricht, im zweiten Jahre, als wir einen Lehrer anstellten, unterrichtete ich nur noch im Hebräischen, und jetzt, wo unsere Schule zweihundert Kinder mit vier Lehrern zählt, beschränke ich mich auf die Inspektion der Schule und auf die Vorträge, die ich am Sabbath Nachmittag halte. Wenn wir es erst auf fünftausend Einwohner gebracht haben werden, dürfte auch diese Thätigkeit in andere Hände übergehen. Wir werden dann eine höhere Schule gründen und ein Wochenblatt herausgeben. Was meinst Du zu dem „Job" eines Oberrabbiners dieser Kolonie?"

„Die Sache wäre einer Erwägung werth," antwortete Steinbach, „denn seit Deiner Konversion muß ich es als eine Auszeichnung betrachten an Deiner Seite zu wirken. Du weißt ja, was der Talmud sagt: An dem Platze der bekehrten Sünder dürfen auch die tadellosesten Gerechten nicht stehen."

„Danke für das Kompliment, aber warum und worin sollte ich mich bekehrt haben?"

„Erinnerst Du Dich nicht Deiner Theorie von der Religion als materiellem, geistigem und moralischem Fortschritt, die Du seinerzeit im Salon der Frau Hirschmann entwickelt hast?"

„Aufrichtig gesagt, darin habe ich mich nicht bekehrt," war die Antwort.

„Ich sehe nur historische Verhältnisse jetzt als einen mächtigeren Faktor an, vielleicht auch nur, weil ich mehr Einblick in das praktische Leben gewonnen habe. Ich glaube sogar, daß Du mir beipflichtest, wenn Du es auch, um den Schein der Konsequenz zu retten, nicht zugeben willst. Warum betet ihr—"

„Also ihr, und nicht wir, wie der gottlose Sohn in der Pesachhaggada," unterbrach ihn Steinbach mit drohend erhobenem Zeigefinger.

„Nun, meinetwegen: Warum beten wir an den feierlichsten Tagen des Jahres, daß alle Völker der Erde einen Bund bilden mögen um Gottes Willen zu thun mit ganzem Herzen? Warum hat man dieses Gebet für die Tage der höchsten religiösen Erhebung bestimmt? Warum hat man außerdem aus diesem Gebete den wesentlichsten Theil dem täglichen Gottesdienst eingefügt, den man mit der Hoffnung schließt, das einst alle Bewohner der Erde sich zu dem einen Gott bekennen werden? Glaubt wirklich ein vernünftiger Mensch, daß einmal unsere lieben Nachbarn, die Irokesen oder die Eskimos und die Feuerländer die Lungen ihres Schlachtviehs nach den Anschauungen von Moses Isserles —"

„Wieder Dein alter Popanz, der polnische Rabbiner des sechszehnten Jahrhunderts," rief Steinbach lachend dazwischen.

„Es kommt mir nicht darauf an, sei es Saul Löwenstamm von Amsterdam oder gar Rabbi Jakob Etlinger von Altona, jedenfalls ist es den genannten Völkerschaften nicht zuzumuthen, daß sie sich mit diesem kasuistischen Kram abgeben werden. Wenn also dieser Wunsch einen Sinn hat, so muß er die Hoffnung ausdrücken, daß die Grundlagen alles religiösen Strebens, das rechtschaffene Handeln und das ehrliche Ringen nach Wahrheit das gemeinsame Gut aller Nationen der Erde werden sollen. Das sind die Dinge, die ich meinen Leuten predige, wenn ich auch den negativen Theil weglasse. Ich sehe kein Arg darin, wenn sie — und zu meinem Troste thut das nur ein kleiner Theil — ihre Kinder lehren, am Sabbath kein Taschentuch in der Tasche zu tragen; ich glaube auch nicht an die Allgewalt einer ästhetischen Modernisierung des Gottesdienstes, wovon man in der napoleonischen Aera alles Heil erwartete. Aesthetische Anschauungen wechseln, und im Großen und Ganzen bedeutete diese Art nur ein Aufgeben unserer historischen Individualität."

„Am Ende treibst Du Deine Umkehr so weit, auch das Lizitieren der Ehren in der Synagoge oder den Ausdruck des Unwillens über Hamans ruchlose Pläne durch Klopfen auf die Pulte zu vertheidigen," meinte Steinbach trocken.

„So weit will ich gar nicht gehen. Ich vertheidige aber eigentlich überhaupt nichts als das Recht eines Individiums nach seiner Fasson selig zu werden und ich behaupte die Irrelevanz solcher historisch gewordener Dinge, so lange sie die Bedürfnisse der Zeit nicht durch äußere Gewalt zu unterdrücken bestrebt sind. Wir sind ein kleiner Bruchtheil der Menschheit. Durch die Macht der Umstände oder durch besondere Fügung, wenn Du es so willst, sind wir die Märtyrer religiöser Freiheit, und damit auch die Märtyrer wahrer bürgerlicher Freiheit geworden. Die Kulturwelt schämt sich einzugestehen,

was sie an uns gesündigt hat, geradeso wie ein individueller Rowdy sich schämen wird einzugestehen, daß er aus bloßer Brutalität sein Weib, sein Kind, seinen Diener oder überhaupt einen Schwächeren mißhandelt hat. Wir wollen die Welt zu diesem beschämenden Geständniß nicht einmal zwingen; wir geben uns gerne damit zufrieden, wenn man uns von jetzt ab in Ruhe läßt und uns gestattet, die traurigen Folgen des Jahrhunderte langen Druckes durch eigene Arbeit zu paralysieren. Zu diesem Zwecke ist die materielle Wohlfahrt der breiten Massen das erste Erforderniß. Die zweihundert Männer, welche wir dem traurigen Gewerbe der Hausierer und dem Elend der Arbeit in den Schwitzbuden entzogen haben, sind ein Gewinn nicht nur für uns, sondern für die Menschheit! Sieh' dorthin," rief er, indem er seinen Freund beim Arme nahm und mit dem Finger geradeaus vor sich hinwies. „Dort an der Ostseite der Hauptstraße siehst Du ein kleines Häuschen von vier Wohnräumen; es gehört einem von den ersten dreizehn Ansiedlern die mit uns hier ausgehalten haben. Der Mann war ein Lastträger in Wilna, wohnte dort im Keller mit noch einer anderen Familie und, wenn ich nicht irre, mit noch zwei jungen Leuten, die als Aftermiether von ihm in seinen halben Keller aufgenommen wurden. Jetzt bewohnt er sein Häuschen mit vier Räumen, hat einen Stall und eine Wagenremise, von denen jedes ein Palast ist, verglichen mit seiner früheren Wohnung. Er hat nicht nur einen wohlgepflegten Gemüsegarten neben sechzig Acres Landes unter Kultur, sondern auch einen kleinen Blumengarten. Stelle Dir den Unterschied seiner Lage zwischen einst und jetzt vor! Wie konnte er sich an Blumen ergötzen, wenn er nicht einmal einen einzigen Wohnraum sein eiaen nennen konnte! Welches geistige Interesse konnte ihn freuen, wenn er damit auch nicht den bescheidensten Komfort sich erwerben konnte!"

„Halt!" rief Steinbach. „Darin gehst Du doch zu weit, wenn Du den Bildungstrieb dieser Aermsten aller Armen in Abrede stellst, der selbst den Bocher, welcher auf der Ofenbank im Beth Hamidrasch sein Quartier aufschlägt, nicht verläßt."

„Zugegeben! Wir sind wirklich intellektuell von außerordentlicher Zähigkeit, aber die großen Massen leben doch in Stumpfsinn oder wenigstens in einer geistigen Enge, die trotz Allem und Allem keine gesunde geistige Atmosphäre bildet. Mein Freund Isaak Wengrowsky, dem jenes Häuschen gehört, kennt eben schon jenes Behagen, das nach geistigem Genuß drängt. Er kann freilich nur die Jargonzeitungen und die Schundromane in jüdischer Sprache lesen, aber sein Sohn kennt die amerikanische Geschichte sehr gründlich und hat auch die besten englischen Klassiker gelesen. Das giebt eine Generation von Weltbürgern, und wenn der Mann die anderen neunzig Acres, auf die er Anspruch hat, urbar gemacht hat, wird er ein wohlhabender Mann. Das giebt unserem Volke ein Zentrum, um welches es sich gruppieren kann."

„Schließlich läuft Deine Heilslehre doch nur auf materielles Wohlbehagen hinaus," bemerkte Steinbach achselzuckend.

„Und wenn dem so wäre! Wie hat Goethe sein Weltproblem in Faust gelöst? Das Grübeln treibt ihn zum Selbstmordversuch; der philisterhafte

Ulk in Auerbach's Keller widert ihn an; der Sinnengenuß berauscht ihn nur für den Augenblick; Politik und Kunst befriedigen ihn nicht; erst das Bewußtsein, neue Länderstrecken der Kultur gewonnen zu haben, giebt ihm die so lange ersehnte Befriedigung."

„Mir scheint bei allem Respekt vor Goethe diese Lösung sehr billig," bemerkte Steinbach.

„Nun, wir bleiben ja dabei nicht stehen. Zunächst mußt Du unsere Bibliothek und unsere Schule sehen. Es ist ja freilich nur ein Anfang, aber gieb uns erst zehn Jahre Zeit und laß uns in dieser Zeit vor finanziellen Krisen und schwerem Mißwachs geschützt sein und Du wirst sehen, was wir fertig bringen. Gewiß, das Weltproblem wird nicht gelöst, nicht einmal der große Judenschmerz wird aus der Welt geschafft sein, aber einmal richtig begonnen, wird das Werk der Lösung zugeführt werden, insoweit die Probleme der Menschheit überhaupt der Lösung zugeführt werden können. Wenn meine Frau, wie sie im Anfange unserer hiesigen Karriere gethan hat, ein Dutzend Mädchen in weiblichen Handarbeiten unterrichtet, hat sie der Kulturmenschheit einen Dienst erwiesen, und schließlich schaffen wir doch alle nur unser bescheiden Theil."

„Weißt Du, David, ich hätte nicht Uebel Lust, es hier zu versuchen," bemerkte Frau Steinbach lächelnd, und doch wie man ihr anhören konnte, ernst.

„Nun, die Sache läßt sich überlegen," sagte ihr Gatte schmunzelnd. „Mit meinem arabischen Seminar heißt es ohnehin nicht viel. Am Ende wird es hier besser prosperieren, wenn erst die Zuckerfabrik in vollem Betriebe steht."

„Sieh' doch dazu, Max," rief Frau Pulsnitz eifrig. „Es wäre herrlich, wenn wir immer beisammen sein könnten."

„Da gäbe es wieder ein allerliebstes Ghettochen, nicht wahr, das ist doch die Hauptsache, aber für den Augenblick ist die Zuckerfabrik noch ein kühner Traum. Hingegen hoffe ich, daß die Papiermühle und die Möbelfabrik angelegt werden, und wenn dann Herr Doktor Steinbach ein wenig von dem hohen akademischen Piedestal hinuntersteigen und sich mit der Leitung einer Mittelschule begnügen will, ließe sich über die Sache reden. Unsere Leute werden dann auch einen höheren talmudischen Unterricht haben wollen. Am Ende erzeugen wir dann auch Mazzos und koschere Fleischkonserven, und dann kann er wieder nach Herzenslust darauf lospaskenen, als ob der selige Stampfer noch am Leben wäre."

„Und Du wolltest Deinen Einfluß dazu leihen, um das Ghetto wieder aufzurichten?" fragte Steinbach lachend.

„Warum denn nicht? „Kein Gefangener kann seine Fesseln lösen," hat Rabbi Jochanan gesagt und ich habe Dir diesen Satz schon einmal zitiert. Wir sind gefesselt, bis uns die Welt befreit. Jedermann ist mehr oder weniger von geschichtlichen Verhältnissen bedingt. Wenn erst die Welt uns befreit, hat sie sich selbst befreit von jahrhunderte alter Schuld und von ihrer schlimmsten Tyrannei."

(Ende.)

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

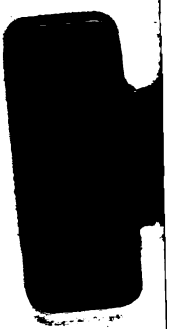
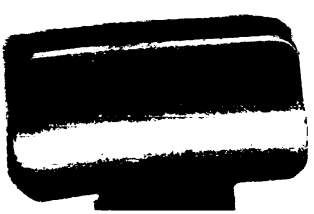
AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

MAR 17 1937

LD 21–100m-8,'34

YC 67611

442331

Deutsch

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY